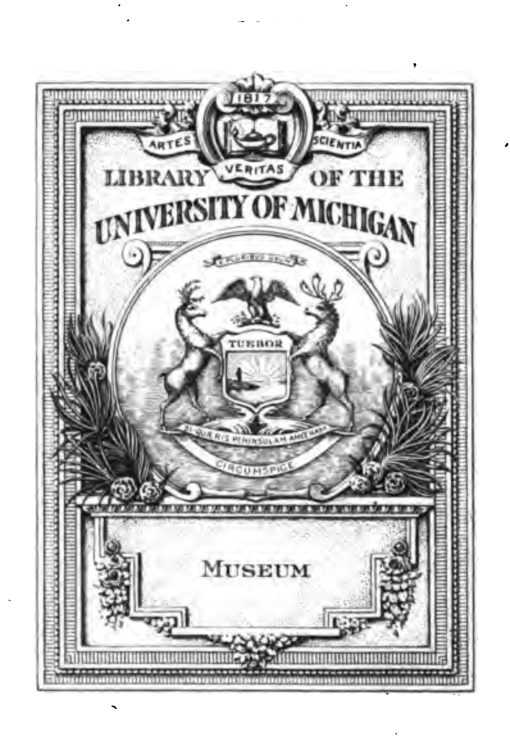
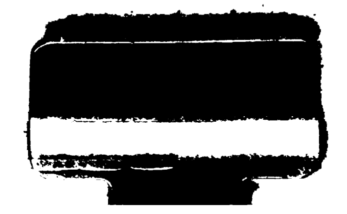
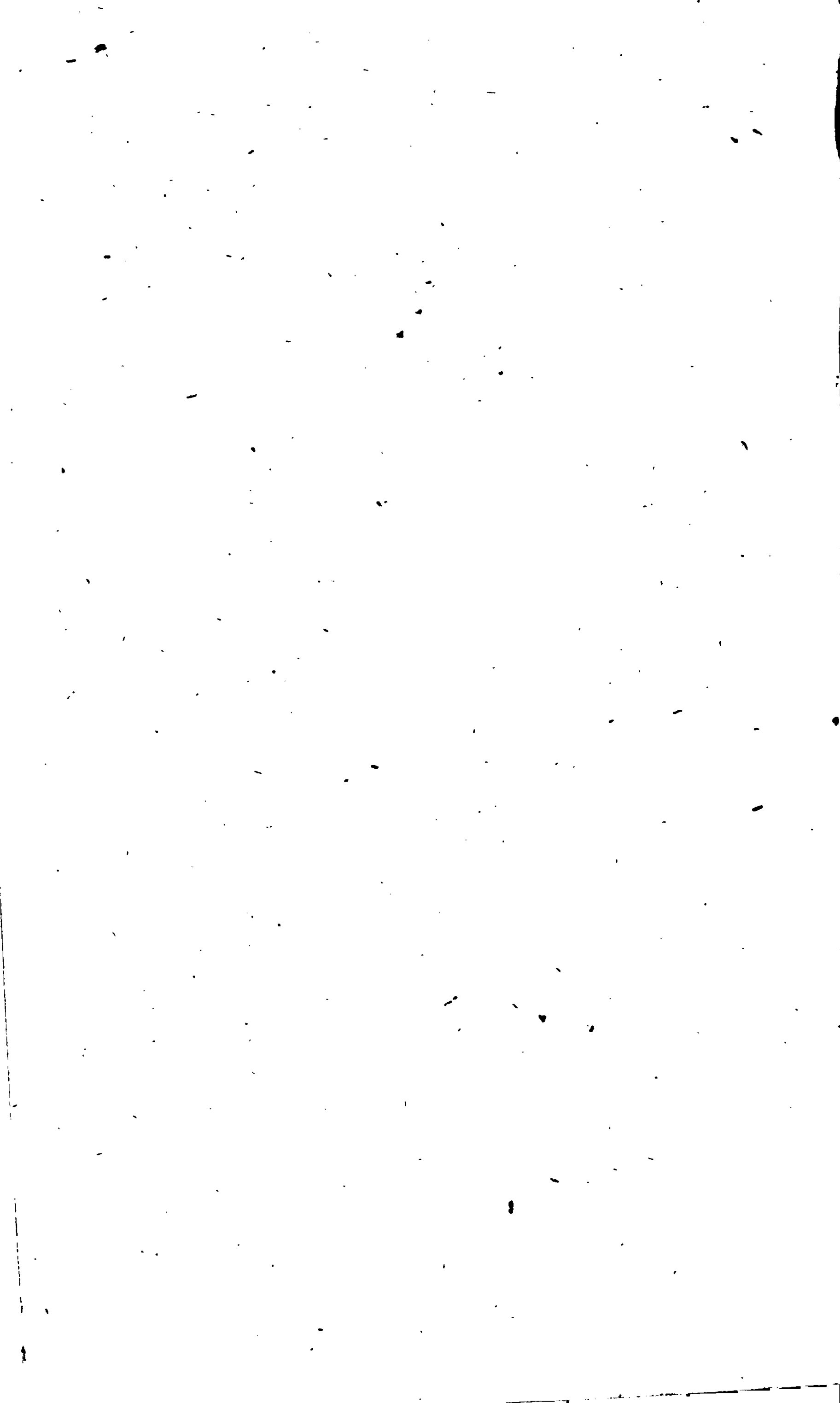



1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
MUSEUM





Allgemeine
Naturgeschichte
für
alle Stände,

von

Lorenz

Professor Oken.

Siebenten Bandes dritte Abtheilung,

oder

Thierreich, vierten Bandes dritte Abtheilung.

Säugthiere 2.

Schluss des Thierreichs.

Stuttgart,

Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

1838.

Vorwort

(zu Okens Naturgeschichte, Band VII. 2., Haarthiere).

Ich sollte mich billig entschuldigen über die späte Vollendung dieser Naturgeschichte der Thiere. Ich kann für mich anführen, daß ich täglich 8 Stunden daran gearbeitet habe: es war mithin unmöglich mehr zu leisten, und jedermann wird der Versicherung gern glauben, daß ich mich nach der Vollendung mehr sehnte als irgend einer meiner Leser.

Während der Zeit sind mir mehrere Zuschriften zugekommen, meist wohlwollenden Inhalts, aber mit sehr verschiedenen Wünschen. Dem einen war es zu viel, dem andern zu wenig, besonders hinsichtlich der Abbildungen. Es war nicht möglich,

mehr Abbildungen zu liefern: theils weil die Zahl der Tafeln schon den ersten Ansatz übersteigt, theils weil auch die Zahl derjenigen, welche mit der Vermehrung unzufrieden sind, bey weitem die größere ist. Beym Pflanzenreiche kann sowohl im Text, als in den Abbildungen großentheils erspart werden, was im Thierreich manchen Abnehmern zu viel geworden ist.

Für die Angabe mancher Versehen im Druck bin ich dankbar, und noch mehr für die Mittheilung von eigenen Beobachtungen.

Ich habe mich in diesem Werke bestrebt, eine natürliche Ordnung in das Thierreich zu bringen, und zwar gegründet auf die Entwickelung seiner Organe. Nicht überall konnte ich die Thiere unter diejenigen Organe stellen, zu welchen sie gehören; daher habe ich bey manchen Zünften gar nicht darau aufmerksam gemacht, und die Gesetzmäßigkeit nur da ausgesprochen, wo sie entschieden in die Augen fiel, wie bey den Haarthieren. Ich habe indessen, vielleicht aus zu großer Rücksicht auf die Jugend, einen Fehler in der Begründung der niederen Thierclassen gemacht, indem ich gewisse Organe mit Stillschweigen übergieng, und die untersten Thiere sogleich durch das Darmsystem characterisiert habe. Dadurch ist eine Lücke in der Stuffenreihe der Organe entstanden, welche mich in der Folge oft beengt hat, besonders beym Parallelisieren der höheren

und niederen Thiere. Wenn daher nicht überall alles paßt, so muß man es diesem Umstande zuschreiben.

Ich habe mich ferner bemüht, Alles, was seit den ältesten Zeiten über das Leben und Weben der Thiere beobachtet und in Reisen und Zeitschriften mitgetheilt worden ist, zu vergleichen und ebenfalls mitzutheilen. Dieses ist der eigentliche Grund von dem langsamen Gange des Werks. Wer weiß, wie viele Zeit man verliert mit dem Nachschlagen falscher Citate, mit dem Lesen von viel unnützem Geschwätz und endlich mit dem Vergleichen einer Menge schlechter und gedankenloser Abbildungen, der wird sich vielleicht noch wundern, daß ich in dieser Zeit alle die gegebenen Thatsachen habe sammeln können. Auf jeden Fall, hoffe ich, wird man diesem Buche die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es das Vollständigste seiner Art ist, obschon es sehr vieles nicht enthält, was man in vielbändigen Quartanten findet. Ich habe glücklicher Weise fast Alles selbst vergleichen können, was ich mitgetheilt habe. Es wird kaum 2 Dutzend Werke geben, die mir nicht zu Gebote standen, und das sind meistens nur sehr alte Reisen.

Die große Theilnahme, welche das Werk gefunden, ist auch eine Ursache, daß es größer geworden ist, als die Absicht war. Sie hat mich angespornt, alles mögliche zu leisten, um erkenntlich zu seyn. Das Publicum mag daher auch etwas von der

Schuld auf sich nehmen, welche ich trage, und seinen Aerger nun vergessen, da es seinen Wunsch befriediget sieht, nehmlich die Vollendung der Hauptsache. Auf keinen Fall wird das Pflanzenreich über die gehörige Zeit auf sich warten lassen.

In der ersten Vorrede habe ich gesagt, es sollte die angewandte Naturgeschichte, wie Nutzen und Schaden der Thiere u. s. w. besonders abgehandelt werden; später schien es mir jedoch vortheilhafter, alles mit einander zu vereinigen.

October 1838.

Der Verfasser.

Uebersicht

der

Haar- oder Säugthiere.

(Okens allg. Naturgeschichte. VII. 2.)

Erste Stuffe.

Untere Haarthiere.

I. Ordn. Nagmäuse, S. 702.
1. Zunft. Wühlmäuse.
2. Zunft. Klettermäuse.
3. Zunft. Laufmäuse.

II. Ordn. Kaumäuse.
4. Zunft. Schlürfmäuse.
5. Zunft. Pflanzenfressende Beutelthiere.
6. Zunft. Fleischfressende.

III. Ordn. Raubmäuse.
7. Zunft. Scheermäuse. Wurmfresser.
8. Zunft. Spitzmäuse. Madenfresser.
9. Zunft. Fledermäuse. Fliegenfresser.

Zweyte Stuffe.

VI. Ordn. Hufthiere.
10. Zunft. Wale. Schneckenfresser.
11. Zunft Schweine, Knollenfresser.
12. Zunft Wiederkäuer. Grasfresser.

Dritte Stuffe.

V. Ordn. Nagelthiere.
13. Zunft. Robben. Fischfresser.
14. Zunft. Hunde. Fleischfresser.
15. Zunft. Bären. Beerenfresser.
16. Zunft. Affen. Obstfresser.

Zweyte Stuffe.

Mittlere Haarthiere.

Hufe.

Dritte Stuffe.

Obere Haarthiere.

Keine Zahnlücken.

B. Haarthiere ohne Zahnlücken.

Alle Zähne schließen an einander, und sind verschieden gestaltet.

Hiemit hören die gras-, samen und gewürmfressenden Thiere auf, und es treten die fleisch- und obstfressenden an ihre Stelle, wie die Robben, Hunde und Katzen, Bären, die Affen und der Mensch. Gras, Blätter und Zweige rührt keines mehr an, selten nur nebenbey Schnecken, Würmer und Insecten, ja kaum Fische und Amphibien; überhaupt sind kaltblütige Thiere nicht nach ihrem Geschmack und bleiben verschont, so lange sie warmblütige, wie Haarthiere und Vögel nebst ihren Eyern, bekommen können. Manche unter ihnen fressen jedoch auch Beeren, ohne Zweifel wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem Fleisch, wie die Bären; die Affen allein beschränken sich ganz auf Obst, und zwar aller Art. Auch beym Menschen scheint dasselbe die natürlichste Nahrung zu seyn; er verzehrt zwar auch saftige Blätter, Sprossen und Wurzeln, in der Regel jedoch, nachdem sie durch Kochen dem Obst ähnlich geworden sind. Uebrigens hat er sich auch an das Fleisch gewöhnt, aber nicht an das rohe, sondern an das gleichfalls dem Obst ähnlich gemachte, gekochte.

Diese Thiere entsprechen der Classe der Säugthiere, während die Mausartigen den Fleisch- oder Wirbellosen, die Hufthiere den Fischen, Lurchen und Vögeln entsprechen, die alle nur ein einzelnes anatomisches System zum Characterorgan haben.

Sie stellen daher nur eine einzige Ordnung vor, nehmlich die der Sinnenthiere vorzugsweise, wo alle Sinnorgane ziemlich gleichförmig entwickelt sind. Die Zehen sind durchgängig 5

(nur der Daumen manchmal verkümmert), deutlich getrennt, wenn auch bisweilen durch eine Haut verbunden, mit einem Nagel nur oben bedeckt, so daß die Spitze immer weich ist und die Gegenstände fühlen kann; die Zunge weich und frey, ebenso die Lippen, und beweglich; die Nase vorn, nackt und von Muskeln umgeben; fast überall eine große und bewegliche Ohrmuschel; die Augen groß, können sich drehen, vorwärts richten und beide einen Gegenstand zugleich ansehen.

Fünfte Ordnung.

Nagelthiere.

Nägel bloß auf den Zehenspitzen; alle Zahnarten mit einer Schmelzkrone und ohne Lücken.

Sie sind nicht mehr durch große anatomische Massen oder die anatomischen Systeme characterisiert, wie die vorigen, sondern durch die feinere und höhere Ausbildung derselben, nehmlich die Sinnorgane, nach welchen sie daher auch in fünf Zünfte zerfallen, in

A. Fleischfresser: Keine Hände; Eckzähne länger, Seitenzähne scharf, meistens 3 Schneidzähne jederseits.

a. Ballenfüße: Sohlen behaart; treten auf die Zehenspitzen.

1. Haut-Haarthiere — Schleicher: mit kurzen niedrigen Beinen und meistens durch eine dünne Haut verbundenen Zehen; ohne Kornzahn. Robben, Marder.

2. Zungen-Haarthiere — Springer: mit hohen aufrechten Beinen und allen Zahnarten, wovon selbst die Backenzähne scharf und spitzig sind; damit hängt ihre Blutgier zusammen. Hunde, Katzen.

b. Sohlenfüße: die Sohlen haarlos bis zur Ferse, Seitenzähne stumpf; treten auf die ganze Sohle.

3. Nasen-Haarthiere — Bären: mit Sohlenfüßen, stumpfen Backenzähnen und einer rüsselförmigen Nase; kein Kornzahn und hinten kein Drüsensack.

B. Obstfresser: Hände; alle Backenzähne stumpf, oben nur 2 Schneidzähne jederseits, Eckzähne länger; treten auf die Sohlen.

4. Ohren-Haarthiere — Affen: vier Hände.

C. Allesesser: Mensch: alle Zahnarten gleichhoch.

5. Augen-Haarthiere — Mensch: vorn Hände, hinten Sohlen.

Mit kaum erwähnungswerthen Ausnahmen sind alle Zahnarten vorhanden, und in der Gestalt von einander verschieden. Die Vorderzähne, wirkliche Schneidezähne, breit und gekerbt, 2 oder 3 jederseits; die Eckzähne spitzig und mäßig, Lückenzähne klein, 2 oder 3, Reißzahn meist größer als die anderen, der Mahlzahn breit nach der Quere, der Kornzahn klein und rundlich, wenn er nicht fehlt; die Haut ganz bedeckt, und nur mit Haaren, nie mit Borsten, Stacheln oder Schuppen; Nasenspitze nackt, so wie die Zehenballen, manchmal bis zur Ferse, wodurch eine Sohle entsteht, auf welche die Thiere treten.

A. Fleischfresser.

Keine Hände; Eckzähne verlängert und die Seitenzähne meist scharf und zackig; drey Schneidzähne jederseits.

13. Zunft. Die **Schleicher** oder **Marder-artigen Thiere**

unterscheiden sich durch eine abweichende Bildung der Fühlorgane, nehmlich einen schlanken, wurmförmigen Leib mit sehr kurzen und liegenden Füßen und meist verbundenen Zehen, daher ihr Gang schwimmend oder kriechend; Pelz dicht und kurz, bisweilen steif; meist Stinkdrüsen am Hintern.

Diese Thiere leben fast ausschließlich von Fleisch, und gewöhnen sich kaum an Pflanzennahrung, selbst nicht an Wurzeln und Obst, oder an gekochtes Gemüse, wie Hunde und Katzen.

Die einen wohnen ausschließlich im Wasser, und zwar im Meere, und unterscheiden sich durch ihren walzenförmigen Leib mit sehr kurzen Schwimmfüßen, wovon die hinteren gerad aus-

gestreckt sind, durch einen kurzen Schwanz und steife Haare auf dem ganzen Leibe. Ihr Gebiß ist das einzige, welches in der ganzen Ordnung abweicht; die Backenzähne einander gleich und ziemlich kegelförmig, die Schneidzähne selten vollzählig. Hieher gehören die Robben und Walrosse.

Die andern leben auf dem Lande und gehen nur gelegentlich ins Wasser, um Fische zu fangen; sie sind meistens klein, und selten viel größer als eine Katze, sehr blutdürstig und kühn, morden mehr als sie fressen können, meist bloß um das Blut auszusaugen, wagen sich auch an die größten Thiere, springen ihnen bisweilen auf den Hals und beißen so lange, bis sie durch Blutverlust zu Grunde gehen. Hieher gehören die Marder, Vielfraße und Dachse.

A. Meer-Bewohner,

Leib walzig, mit steifen Haaren bedeckt, kurze Schwimmfüße, Seitenzähne gleichförmig und meist rundlich.

Die Robben und Walrosse sind meistens sehr große Thiere, welche ihr ganzes Leben im Meere zubringen, und nur zuweilen am Lande schlafen oder daselbst ihre Jungen werfen. Sie gehen nie in süße Wasser, und fressen fast nichts als Fische, sind im Ganzen furchtsam, wehren sich aber, wenn sie in Noth kommen. Unter sich sind sie gesellig, und gehen meistens in zahlreichen Schaaren ans Land.

1. G. Die Walrosse (**Brochus, Trichechus**)

sind sehr große Thiere, mit vorragenden Hauern im Oberkiefer, kurzen walzigen und schief abgestutzten Backenzähnen in beiden Kiefern, jeden Orts 4; oben 4 ähnliche Vorderzähne, welche unten fehlen, so wie die Eckzähne.

Es gibt hievon nur eine einzige Gattung.

1) Das gemeine Walroß (**T. rosmarus**), **Morse**,

ein ungeheures Thier, das gegen 20 Schuh lang und so dick wird wie ein Roß, silbergrau, ins schmutzig Gelbe.

Die gewöhnliche Länge ist 8—10 Schuh; die Gestalt länglich, der Umfang hinter den Vorderfüßen 6 Schuh 10 Zoll; bleibt so 4 Schuh lang nach hinten, wird sodann dünner und hat am Ende nur 1 Schuh im Umfange. Der Hals nimmt von den

Schultern allmählich ab und geht unmerklich in den Kopf über, welcher vor den Augen fast walzig ist, und dann in eine runde, stumpfe, fleischige Schnauze anschwillt, deren Rand über das Maul in Gestalt eines Bogens hängt; sie ist in der Mitte vertieft und bildet daher 2 Kugeln. Der Schnurrbart besteht aus harten, hohlen und durchscheinenden Borsten in Querreihen. Die Borsten werden länger, je weiter sie von der Lippenfurche stehen, und die äußeren der untern Reihe sind am längsten. Sie hängen alle nach unten und sind einwärts gebogen, so daß sie zusammenstoßen würden, wenn sie bis unter das Kinn reichten.

Der Unterkiefer greift zwischen die 2 Hauer und ist daher schmal, so wie das Maul klein im Verhältniß zu der breiten Schnauze. Die Hauzähne bey einem von obiger Größe sind klein, ragen nur 4 Zoll über das Zahnfleisch hinaus und sind 4 Zoll an der Wurzel von einander. Durch ihre Krümmung sind sie dem Thiere sehr wichtige Werkzeuge zur Fortbewegung auf den Felsen und dem Eise, besonders da seine Klauen viel unvollkommener sind und unvortheilhafter liegen als bey den Robben, welche damit überall hin klettern können. Hinter jedem Hauer fand man 2 kaum über das Zahnfleisch hervorstehende und schief abgestutzte Backenzähne, vor den Hauern auf einer Seite 2 und auf der andern 3 ähnlich gestaltete Schneidezähne.

Der Unterkiefer ist ziemlich spitzig, und ragt 2 Zoll über den obern vor; die Naslöcher mondförmig, die Hörner nach außen, 1 Zoll lang; die Scheidwand oben 3/4, unten 1 1/2 Zoll breit; die Augenlider vorragend, Sehloch rund, Iris dunkelbraun, Ciliarkreis weiß; Ohrlöcher nicht weiter als ein Federkiel, stehen etwas höher als die Augen.

Der Leib ist oben mit kurzen, harschen und bräunlichgrauen Haaren bedeckt; unten stehen die Haare dünn, sind weicher und hellbraun.

Die Finnen bestehen aus fünf Zehen, durch eine starke Schwimmhaut verbunden; Länge von der Schulter an 2 Schuh, die Breite der Schwimmhaut 1 Schuh; die innere Zehe ist die längste; die Klauen schwach, liegen 1 1/2—2 1/2 Zoll vor den Zehenspitzen. Hinterfinnen 21 Zoll lang, ragen ausgestreckt

18 Zoll über den Leib hinaus; von den fünf Zehen sind die 2 äußern lang und stark, die 3 mittleren kurz und schwach; ihre Schwimmhaut 2 Schuh breit, oben mit zerstreuten Haaren, unten nackt; Klauen schwach, liegen weit vor den Zehenspitzen; der Schwanz nur ein Stummel; 4 Zitzen 15 Zoll von einander an den Seiten des Nabels, welcher 3 Schuh vor dem Schwanzende liegt. Das Herz wog 8 Pfund, und das ovale Loch war verschlossen; Gallenblase so groß als eine Glasflasche. Ich habe bisweilen etwas Tang unter den Weichthieren, welche gewöhnlich ihr Magen enthält, gefunden, und der Capitän Lyon (Private Journal 225.) einmal im Magen eines Weibchens 3 Pfund Gerölle mit einer handvoll Meerpflanzen. J. Edwards in Parrys Journal of a second voyage. 1825. 4. 339. Buffon XIII. 358. T. 54 und 55. Pennant, Quadrupeds II. 266. tab. 97, deutsch 577. T. 50. Schreber II. 269. T. 79. Cooks dritte Reise II. 140. Fig. Das Skelet in Cuviers Oss. foss. V. 2. tab. 33.

Diese Thiere leben in ungeheuren Schaaren nur im äußersten Norden, am ewigen Eis, auf welchem sie zu schlafen pflegen. Daher war es den Alten nur dunkel dem Namen nach bekannt, wenigstens kann man ihren sogenannten Meer-Elephanten (Elephantus marinus, Plinius XXXII. cap. 10) nicht anders deuten. Der Bischof Isidorus von Sevilla, im 7. Jahrhundert, weiß nichts davon, eben so wenig Vincentius Beluacensis, der 1264 gestorben; obschon zur Zeit Alfreds des Großen, Königs von England, die Zähne bekannt und geschätzt waren. In der Lebensgeschichte dieses Königs nehmlich, die er selbst aufgesetzt hat, kommt vor: Other hat die nördlichen Meere vorzüglich besucht, um Horsewaelum zu fangen, deren Zähne sehr hoch geschätzt werden, und von denen er einige dem König geschenkt hat; auch ist ihr Leder zum Verfertigen von Schiffsriemen sehr gut. Diese Thiere sind viel kleiner als die Hwales (Wale), und nicht leicht über 7 Ellen lang, während die letztern, von denen binnen 2 Tagen 60 getödtet wurden, 40, ja 50 Ellen lang waren. Eine Haupteinnahme des Königs besteht in dem Tribut, welchen ihm die Finnen an Schiffstauen

entrichten, die aus dem Leder der Wale und Robben verfertigt werden, 60 Ellen lang. Joh. Speelman, Vita Alfredi Magni. 1678. App. VI. 205.

Der Bischof Albertus Magnus aus Lauingen in Schwaben, welcher 1280 gestorben, ist der erste, welcher einige verwirrte Sagen von ihm bekannt machte. Er stellt es unter die Walfische, doch wußte er, daß es zween 3 Schuh lange und nach unten gerichtete Hauzähne habe, wie der Elephant, womit es kämpfe und sich an Felsen hänge, um zu schlafen. Die Fischer näherten sich dann, lößten am Schwanze das Fell vom Speck ab, so viel sie könnten, steckten ein Seil durch, banden es um einen Felsen oder Pfahl und würfen mit Steinen nach dem Thier. Während es zu entfliehen suche, ziehe es das Fell vom Schwanz über Rücken und Kopf aus, lasse es liegen und stürze ins Meer, wo es aber bald, oder am Strande, schwach und halb leblos gefangen werde. Die Riemen aus seinem Leder seyen sehr stark, denn man könne große Lasten damit über Rollen in die Höhe heben; auf dem Markte zu Cöln wären sie beständig zu kaufen (XXIV. 244). Daraus ersieht man wenigstens, daß dieses Thier schon damals häufig gefangen wurde und die Häute von demselben, so wie der Thran, in Handel kamen.

Olaus Magnus, der Bischof von Upsala, spricht zuerst von diesem Thier an Norwegen, unter dem Namen Rosmarus; obschon er aber eigentlich die besten Nachrichten hätte haben können, so weiß er fast nichts hervorzubringen, als was Albertus Magnus fast 300 Jahr vor ihm erzählt hat. Im Norden der norwegischen Küsten gibt es Fische so groß wie Elephanten, welche Mors oder Rosmar heißen. Bemerken sie einen Menschen am Strande, so springen sie plötzlich auf ihn los und zerreißen ihn mit den Zähnen; ihr Kopf sieht aus wie ein Ochsenkopf und ihr rauhes Fell ist mit Haaren bedeckt, so dick wie ein Strohhalm. Sie steigen mit ihren Zähnen auf die Gipfel der Felsen, wie auf einer Leiter, um daselbst das Gras abzuwaiden; dann wälzen sie sich wieder ins Meer, wenn sie indessen nicht, vom Schlafe überrascht, an den Felsen hängen bleiben. Dann eilen die Fischer herbey, lösen die Haut am Schwanze vom Speck ab,

binden dieselbe mit Seilen an einen Felsen und werfen mit Steinen nach dem Thier, damit es sich herunterläßt, wobey ein Stück der Haut abreißt und das Thier blut- und halb leblos ihnen zur Beute wird. Sie nehmen ihm die Zähne und verkaufen dieselben. Den Kopf von diesem Ungeheuer hat der Bischof von Drontheim, Erich Falchendorff, eingesalzen und an den Pabst Leo X. im Jahr 1520 nach Rom geschickt. — Er bildet das Thier ganz abscheulich ab, mit einer langen Borstenkrone um den Kopf, und den Hauzähnen im Unterkiefer. De Gentibus septemtrionalibus cap. 5 & 19.

Die ersten bestimmteren Nachrichten erhielt man aus Rußland. Sie finden sich, nach Matthias v. Michovs Beschreibung von Sarmatien, in den Provinzen Juhra und Korela. Am Eismeer gibt es niedere Berge, auf welche Fische mit Namen Mors aus dem Meere klettern, indem sie sich mit den Zähnen halten; oben angekommen, rollen sie auf der andern Seite herunter. Die Einwohner fangen sie wegen ihrer großen, schweren und weißen Zähne, welche sie an die Moscowiter verkaufen und diese in die Tatarey und Türkey schicken, wo man Hefte zu Degen, Dolchen und Messern macht, weil man wegen ihrer Schwere stärkere Hiebe versetzen kann. De Sarmatia asiana atque europaea. 1532. Fol. lib. II. cap. 5. p. 530.

Der Freyherr Sigmund von Herberstein aus Vippach in der Steyermark, welcher 1517 als kaiserl. Gesandter in Moskau war, beschreibt das Thier etwas genauer und entkleidet von den alten Fabeln. Um die Mündung der Petschora ins Eismeer, rechts von den Mündungen der Dwina, gibt es verschiedene große Meerthiere, worunter eines von der Größe des Ochsen, welches die Einwohner Mors nennen. Es hat kurze Füße, wie der Biber, eine verhältnißmäßig sehr hohe und breite Brust, und oben zween weit vorragende weiße Zähne. Es verläßt, wenn es schlafen oder werfen will, heerdenweise das Meer und begibt sich auf die Berge; ehe sie daselbst sich dem Schlafe überlassen, der sehr tief zu seyn pflegt, stellen sie, wie die Kraniche, eine Wache aus, weil sie leicht gefangen werden können, wenn diese einschläft oder von einem Jäger getödtet

wird. Gibt sie aber durch ein Gebrüll ein Zeichen, so wacht die ganze Heerde auf, krümmt die Hinterbeine gegen die Zähne und stürzt sich wie ein vom Berge herabrollender Wagen mit größter Geschwindigkeit ins Meer, wo sie auch auf den schwimmenden Eisblöcken zu ruhen pflegen. Sie werden bloß um ihrer Zähne willen verfolgt. Man verkauft dieselben unter dem Namen Fischzähne dem Gewichte nach an die Moscowiter, Tataren und besonders die Türken, welche daraus schöne Degen- und Dolchhefte verfertigen, mehr um der Zierath willen, als weil man damit besser stechen könnte, wie einige fabeln. **Rerum Moscoviticarum Comment. 1551. Fol. 124.**

Die erste richtige Abbildung des Kopfes findet sich bey Geßner. Man hatte nehmlich denjenigen, welcher an Leo X. geschickt wurde, in Straßburg abgemalt, und dieses Gemälde hat Geßner bekannt gemacht, aber nichts weiter hinzugesetzt, als was man schon wußte. **Hist. animal. IV. 1558. De Aquat. 250.**

Endlich hat Martens von Hamburg 1675 das Walroß im Eismeer wirklich selbst gesehen, beschrieben und leidlich abgebildet.

Das Walroß ist dem Seehund oder der Robbe an Gestalt des Leibes gleich, aber viel stärker und größer, so groß als ein Ochse; die Füße auch wie des Seehundes, überall mit 5 durch eine Haut verbundenen Zehen, aber kürzeren Klauen; der Kopf viel dicker und runder; Haut daumensdick mit kurzem Haar, gelblich, röthlich, etliche auch grau und manche fast nackt, krätzig und voll gebissener Narben, als wenn sie halb geschunden wären; trägt im Oberkiefer zween große Zähne, 1—2 Schuh und mehr lang; sie hangen von der obern Lefze über die untere herunter; bisweilen sieht man nur einen Zahn, weil sie vielleicht den andern im Streit verloren haben. Sie werden höher geschätzt als Elfenbein, und theurer bezahlt; man macht daraus Messerhefte, Tabacksbüchsen u. dergl. zierliche Sachen; aus den andern Zähnen Kleiderknöpfe; die Jungen haben noch keine vorstehenden Zähne.

Das Maul ist vorn breit wie ein Ochsenmaul, und darauf sitzen oben und unten viele hohle, strohhalmdicke, stachelige Bor-

sten statt eines Barts; daraus machen die Seefahrer Ringe, welche sie gegen den Krampf an den Fingern tragen. Ueber dem obern Bart stehen die 2 halbrunden Naslöcher, woraus das Thier Wasser bläst, wie der Walfisch, jedoch mit weniger Geräusch, ungefähr wie der Butzkopf. Die Augen stehen weit dahinter und haben Lider wie andere vierfüßige Thiere. Sie sollen blutroth seyn, wenn es sie nicht verkehrt; ich aber habe nur die verkehrten blutroth bemerkt; dann sieht es noch viel häßlicher aus, wiewohl es auch sonst nicht freundlich aussieht. Die Ohrlöcher liegen nahe bey den Augen, aber etwas höher. Die Zunge so groß als die eines Ochsen, und ist eßbar; wenn sie aber 1—2 Tage liegt, so wird sie stinkend, wie Walfischfett. Auch Herz und Leber schmecken gut genug, weil man keinen Wechsel von Speisen hat. Wegen des dicken Halses kann es sich nicht sehr wohl umsehen, und verkehrt daher die Augen. Von ihrem Fleische schneidet man keinen Speck, weil er durch dasselbe gewachsen ist; es sieht aus wie Schweinefleisch. Das Männchen hat einen besondern Knochen, eine Elle lang, etwas gekrümmt, hinten dicker; man drechselt auch daraus Messerhefte u. dergl.

Was sie fressen, weiß ich nicht, vielleicht Kräuter und Fische; die ersteren, weil ihr Koth wie Pferdemist aussieht, er wird von der Bürgermeister-Möve gefressen; die letzteren, weil einer ein abgeschnittenes Stück von einer Walfischhaut mehreremal unter das Wasser zog, herauswarf und wieder fieng.

Die Walrosse halten sich am meisten bey Spitzbergen auf; im freyschwimmenden Eise aber habe ich keine gesehen. Sie liegen in großer Menge auf dem Eise, wie die Seehunde, und brüllen erschrecklich; auch tauchen sie eben so unter, mit dem Kopfe voran. Im July ruderten wir zu einer solchen Heerde und tödteten 10 davon; dann kamen die andern um die Schaluppe her und schlugen mit den langen Zähnen Löcher in die Bretter unter Wasser, daß viel hineinrann, obschon wir alles mögliche thaten mit schlagen, stechen und hauen. Andere hoben den halben Leib aus dem Wasser und wollten zu der Schaluppe herein; eines faßte den Harpunier mit den Zähnen zwischen dem

Hemde und dem Hosenbund, und wäre der letztere nicht zerrissen, so hätte es ihn mit sich ins Wasser genommen. Wir mußten endlich ihrer Menge weichen, weil immer mehr sich sammelten; sie folgten uns, so lange wir sie sehen konnten.

Sie schlafen, daß sie schnarchen, nicht allein auf den Eisfeldern, sondern auch im Wasser, daß man sie für todt hält. Als wir in ein solches die Harpune warfen, erschrak es und zog die Schaluppe fort, wie ein Walfisch, kehrte aber bald wieder zur Schaluppe um, wo ihm der Schlaf genommen wurde. Es sind überhaupt sehr beherzte Thiere, die einander bis in den Tod beystehen. Wenn sie brüllen, und die Menschen es ihnen nachmachen, so will eines vor dem andern zuerst unter Wasser seyn, und da sie, ihrer Menge halber, einander nicht ausweichen können, so klappern sie mit den Zähnen und beißen einander, daß sie bluten. Ist eines gefangen, so will jedes vor dem andern an der Schaluppe seyn, um es zu retten. Dabey geht es wieder an ein Beißen, Klappern und schreckliches Brüllen; sie weichen auch nicht, so lange eines lebt, und folgen der Schaluppe so lange, bis man sie aus dem Gesichte verliert; denn wegen ihrer Menge hindern sie einander und bleiben zurück.

Unter Hundert Walrossen sieht man kaum eines mit guten Zähnen; bey den meisten sind sie klein; andere haben nur einen oder gar keinen. Die letzteren sieht man leicht für Seehunde an, sind meistens alte, kahle und krätzige, denen die Zähne ausgefallen sind; daher sind sie furchtsam und nehmen die Flucht.

Auf den Eisfeldern liegen sie wie Schweine durch einander; sie haben aber eine Wache, welche mit den Zähnen den Nachbar schlägt, wenn man herbeyrudert. Beym Aufwachen richten sie sich in die Höhe, stellen sich auf die Vorderfüße, brüllen, schlagen mit den Zähnen auf das Eis und sehen erschrecklich aus; sie klettern auch damit hoch auf das Eis, wie die Seehunde. Man muß sich in Acht nehmen, daß man mit den Schaluppen nicht zu nahe kommt, sonst fallen sie herein und stürzen sie um. Am besten faßt die Harpune den Augenblick, wo sie von den Eisschollen stürzen, weil dann die Haut gespannt ist; während des Schlafs ist sie locker, und die Harpune dringt nicht ein. Die

Harpune muß viel stärker seyn, als die für den Walfisch. Man haut ihnen den Kopf ab, zieht ihn in das Schiff und nimmt die Hauzähne für die Rheeder oder die Kaufleute; die kleinen Backenzähne werden wenig geachtet. Den Rumpf läßt man schwimmen.

Wenn die Walfischfänger früher, wo noch die Zähne höher im Preise standen, nichts bekamen; so legten sie sich an das Muffen-Eiland, wo sie mit hauen, stechen und schießen eine Menge Walrosse tödteten, weil alle auf die Schaluppen losgehen. Man machte mit den Todten eine Art Schanze um die Schiffe, ließ aber einige Zugänge offen, damit andere hereinstürmen konnten. Auf solche Art hat man etliche Hundert bekommen und noch eine gute Reise gemacht. Spitzbergen 1675. 78. T. P. F. b.

An Grönland begeben sie sich, nebst den Robben, im Sommer, wann es am wärmsten ist, in Heerden von Hundert und mehr ans Land, und bleiben daselbst etliche Tage, bis sie der Hunger wieder in die See treibt. Um die Haut nicht zu beschädigen, schlägt man die Robben auf die Nase; das würde aber den Walrossen nichts thun, und da auch ihre Haut nicht viel zu gebrauchen ist, so tödtet man sie mit Lanzen. Die zween Hauzähne sind bisweilen eben so viel werth als ihr Speck, besonders die größeren. Wenn von kleinen oder einpfündigen das Pfund nur 1 Gulden gilt, so kostet es bey 3—5pfündigen auch 3—5 Gulden, was bey den gewöhnlichsten Zähnen, wovon beide 6 Pfund wägen, 18 Gulden einbringt. Das Quarteel Speck, woraus man Thran macht, gilt 36 Gulden, und ein gemeines, 9 Schuh langes Walroß liefert ½, mithin beläuft sich der ganze Gewinn auf 36 Gulden.

Da sie am Lande so sehr verfolgt wurden, so trifft man sie jetzt meistens nur auf dem Eis oder im Wasser selbst an, wo man sie ganz wie Walfische harpuniert, an die Schaluppe zieht, mit einer Lanze todt sticht und dann ans Land oder an eine Eisbank bugsiert, auf deren Fläche man sie hinaufschleppt, weil sie gewöhnlich schwerer sind als eine Kuh. Die Haut wird abgezogen und weggeworfen, weil sie zu nichts taugt; die

Zähne mit einem Beil ausgeschlagen, oder wenn man sie ganz haben will, der Kopf abgeschnitten und in einem Kessel gesotten; endlich der Speck in langen Riemen abgeschnitten und zu Schiff gebracht. Uebrigens wäre es ein Zeitverlust, wenn man während des Walfischfangs diesen Thieren nachjagen wollte; man thut es erst, wann jener vorüber ist. Gewöhnlich liegen nur 2—3 auf einer Eisscholle, welche sogleich herabspringen, sobald man sich ihnen nähert; oft prallt die Harpune ab und ebenso die Lanze. Hat man daher eines an die Schaluppe gezogen, so zielt man zuerst nach den Augen, damit es den Kopf abwende, und dann sticht man es schnell in die gespannte Haut der Brust, und zieht die Lanze eiligst zurück, damit es dieselbe nicht mit den Zähnen fassen und sammt dem Mann beschädigen kann. Daher ist wenig Vortheil bey dem Walroßfang zu erlangen. Wenn man, was jedoch jetzt selten geschieht, hin und wieder einen Rudel auf dem Lande antrifft, so geht schnell die ganze Bemannung von mehreren Schaluppen an den Strand, stellt sich in Reihe und greift dieselben an. Sie sind jetzt so eingeschüchtert, daß sie immer zu entfliehen suchen, wobey aber die meisten erstochen werden, wenn gleich manche Lanze zu Grunde geht. Zorgdragers Walfischfang III. Cap. 1. S. 191. Fig. 1750.

Anderson weiß nichts Neues zu sagen; er hatte aber einen Zahn 25 par. Zoll lang und unten 8 im Umfang, wie man nicht leicht einen zu sehen bekommt. Grönland 1746. 230.

Cranz sagt, er habe auf Grönland eines tödten sehen, welches wohl 8—9 Ellen lang, und an der Brust im Umfang eben so dick mochte gewesen seyn; die Haut könne 4 Centner wägen, sey sehr dick und knorpelig und werde daher von den Grönländern gern roh gegessen; der Speck weiß, derb und handhoch, gebe aber nicht so vielen und guten Thran, wie der der Seehunde. Das Maul so klein, daß man die Faust nicht hineinstecken kann. An der Ober- und Unterlippe und an beiden Seiten der Nase stehen eine Menge Borsten, eine gute Spanne lang, strohhalmsdick, wie ein Bindfaden dreyfach gewunden und durchsichtig, wodurch das Thier ein prächtiges und zugleich fürchterliches Aussehen bekommt [und zugleich der von Olaus

Magnus besprochene und abgebildete Strahlenkranz erklärt wird]. Die Augen nicht größer als bey den Ochsen, lassen sich fingerstief hinein und wieder herausdrücken, so daß es also bey Sturmwetter dieselben in Sicherheit bringen kann. Backenzähne oben je 4, unten je 3, daumensgroß; daher es nicht wohl Fische fressen, auch dieselben, wegen der langen Hauer, kaum fangen kann. Diese waren 27 Zoll lang, wovon 7 im Schädel staken, im Umfang 8 Zoll und 3½ aus einander, an den Enden 9½; jeder 4½ Pfund schwer, der ganze Schädel 24 nach sächsischem Maaß und Gewicht. Was sie fressen, weiß Cranz nicht. Grönland I. 1765. 165.

Steller traf sie auch in dem Meere zwischen Asien und America an, aber erst nördlich von Kamtschatka. Die Koräken machen aus der Haut Walfischnetze, die Tschuktschen Riemen und Decken auf ihre Sommerhütten; die Zähne lassen sie aber haufenweise am Strande liegen, weil sie dieselben nicht ausführen können. Fleisch und Fett werden gegessen, und ehemals brauchten die Kamtschadalen den besondern Knochen der Männchen als Keulen im Kriege. Beschreibung von Kamtschatka 1774. S. 106.

Nach Pallas brauchten die Tschuktschen die Haut auch zu ihren Nachen, und verzehrten gern die nackten Schnecken, welche man in ihrem Magen finde; es gebe Zähne 20 Pfund schwer ein jeder, man mache, besonders aus der innern, mit halbdurchsichtigen Düpfeln gesprenkelten Substanz zierliche Drechslerwaaren; er habe oben und unten 4 Backenzähne gefunden; sie paarten sich ganz wie andere Thiere. Zoogr. ross. I. 1811. 269. tab. 28 u. 29.

Nach O. Fabricius leben sie von Muscheln, welche sie mit ihren Hauern aus dem Schlamm oder aus Felsspalten ziehen; sie halten sich im July paarweise zusammen und werfen im Frühjahr ein einziges Junges, welches Anfangs schwarz ist, dann braun und endlich blaß wird. Sie steigen selten ans Land, aber häufiger auf das Eis, wo sie auf den Vorderfüßen sitzen oder sorglos auf der Seite liegen. Auf Grönland, wo sie übrigens nicht häufig sind, wird das rothe Fleisch, was aber bey dem Kochen weiß wird, die Haut und der Speck gegessen,

der letztere auch in Lampen gebraucht und die Haut zu Riemen geschnitten; die Sehnen zu Fäden, die Hauzähne zu Wurfspießen und allerley Geräthschaften in den Rachen. Auswärts werden verführt die Zähne und der Speck. Fauna Groenlandica. 1784. 4.

Auf Parrys zweyter Reise nach dem Nordpol sah man zuerst in der Hudsons-Straße, im July 1821, unter 64° Nordbreite und 75° Westlänge, ein Walroß nebst vielen Robben im Wasser, in der Nähe des Landes. Während des Winters leben die Esquimalen vom Fleische der Seehunde (Phoca hispida et barbata) und des Walrosses, das aber daselbst nicht häufig ist; jenseits des 68.° Nordbreite und 82.° Ostlänge wurden sie von Stunde zu Stunde zahlreicher, und lagen in großen Heerden auf dem Treibeise. Einige abgeschickte Boote schätzten dieselben auf 200 Stück, welche in abgesonderten Rudeln von 12—30 auf einander lagen. Sie warteten mehrere Schüsse ruhig ab, ließen die Leute landen und zeigten Lust zu einer Schlacht; indessen suchten sie doch ins Wasser zu kommen, wo 3 harpuniert wurden. Eines davon griff wüthend ein Boot an, und beschädigte mehrere Bretter mit seinen ungeheuern Hauern. Viele sammelten sich um die Verwundeten, und schlugen auf dieselben mit ihren Zähnen, entweder, um sie aus dem Wege zu schaffen, oder über sie hin zum Gefechte zu kommen. Mehrere hatten Junge, welche sie beym Angriff entweder zwischen die Vorderfinnen nahmen, oder auf dem Rücken forttrugen. Zwey waren Weibchen, und das größte wog 1500 Pfund. Es gibt aber viel größere. Das dem Gebell ähnliche Geschrey, wenn sie zornig sind, hört man 2 englische Meilen weit. Sind sie einmal harpuniert, so thut ein Schuß bessere Wirkung als eine Lanze, weil sie meist abspringt. Als eines zufällig mit dem Ruder berührt wurde, faßte es dasselbe zwischen die Vorderfüße, wand es dem Mann aus der Hand und brach es entzwey. Sie hatten in dieser Zeit, im July 1822, wenig Speck, und gaben daher nicht viel Thran; dagegen ließ man sich das Fleisch schmecken, sobald man den Ekel vor dessen schwarzer Farbe überwunden hatte. Herz und Leber sind wirklich schmackhaft. Im März 1823 bekamen sie ziemlich in derselben Gegend, ein Wal-

roß mit 3 Hauzähnen, alle sehr kurz, 2 auf der rechten Seite dicht hinter einander. Sie hatten Junge; im July tödtete man 9 Walrosse, welche alle Männchen waren; man nahm ein Skelet mit, und dieß bekam nachher Cuvier zur Untersuchung und Abbildung. Eine ganze Heerde machte, als einige verwundet waren, einen so fürchterlichen Angriff auf die Boote, daß eines sehr beschädigt wurde, und ein anderes wirklich untergieng. Es ist auch das einzige Thier, welches die Esquimalen mit viel mehr Vorsicht angreifen, als selbst die Walfische. Das Fleisch schmeckt ihnen besser als das von den Robben, sie ziehen jedoch das von dem Wildpret allem andern vor. Journal of a second voyage. 1824. 4. pag. 22. 178 etc.

Parry tödtete ein ausgewachsenes Männchen in der Davisstraße, 10 Schuh 3 Zoll lang, 1384 Pfund schwer. Es hatte oben jederseits 5 Backenzähne, unten 4; O. Fabricius und Cuvier geben ihm überall nur 4, O. Müller aber hat 5 gesehen bey einem in Grönland (Prodromus zoolog. danicae 1776). Die Augen sind eher hervorragend als eingesunken, wie man gesagt hat. E. Sabine in suppl. to Parrys first voyage. 1824. 4. 191.

Capitän Roß hat auf seiner ganzen Reise nach dem Nordpole keine angetroffen.

2. G. Die Robben oder Seehunde (Phoca), Phoque; Seal,

sind walzige, kurzborstige Thiere, von sehr verschiedener Größe, mit sehr kurzen, fünfzehigen Schwimmfüßen, wovon die hinteren ausgestreckt sind; der Schwanz ist nur ein Stummel; der Kopf rundlich mit stumpfer Schnauze; Vorderzähne meist spitzig, gewöhnlich oben je 3, unten 2; Eckzähne spitzig und nicht hervorragend, Seitenzähne ziemlich gleichförmig und zackig, je 5 oder 6; vorn der Daumen am längsten, hinten der Daumen und die Ohrzehe, Zunge etwas gespalten.

Sie finden sich in den Meeren aller Climate, der kältesten wie der heißesten und gemäßigten, auch im caspischen Meere und selbst im Baikal- und Oron-See, obschon sie süßes Wasser haben und einige Hundert Meilen von jedem Meere entfernt sind.

Sie sind sehr zahlreich, von der Größe eines Kalbes bis zu der Dicke eines Ochsen, ja bis 20 Schuh lang. Sie scheinen ausschließlich von Fischen und Krebsen zu leben, lieben die Gesellschaft, schlafen in großen Heerden am Strande, wo sie wegen ihres dünnen Schädels leicht erschlagen oder mit einer Art Harpune (Kex) erstochen und vestgehalten werden. Man braucht ihre Häute zu Fußdecken, Jagdtaschen, Ranzen, Wasserstiefeln und zum Beschlagen der Koffer; das Fett zu Thran; das Fleisch wird weggeworfen. Ihr Fang ist von der größten Wichtigkeit. Es werden jährlich vielleicht Millionen erschlagen und in den Handel gebracht. Auf den Eisfeldern, welche an Neufnndland treiben, wohnen allein viele Millionen, wovon jährlich über 300,000 getödtet werden, und zwar von mehr als 300 Schiffen, welche eigens deßhalb vom englischen America im März ausgehen und schon im May zurückkehren mit 3—4000 Tonnen Thran. Sie leben daselbst vorzüglich von Capelinen (Salmo arcticus). Cormack, Isis 1832. 677.

Es sind sehr gescheidte und gelehrige Thiere, die sich leicht zähmen lassen, den Menschen sehr aufmerksam ansehen und auf das Wort ihres Führers allerley Spässe machen, sich umwälzen, Nahrung aus der Hand nehmen, dieselbe lecken, ihre Stimme hören lassen u. dergl. Sie haben nur 2 Zitzen in den Weichen und werfen 1—2 Junge.

Man hat sie nach der verschiedenen Gestalt ihrer Backenzähne und der Zahl der Schneidzähne in verschiedene Geschlechter getheilt; indessen kann man bey 2 Abtheilungen stehen bleiben, wovon die eine kurze Ohrmuscheln hat, die andere gar keine. Jene können sich ziemlich auf die Füße stellen und den längern Hals in die Hohe richten. Sie bilden einen unmittelbaren Uebergang zu den Fischottern, und sind fast nicht von ihnen zu trennen. F. Thienemann hat eine eigene Schrift darüber geschrieben. Naturhist. Bemerk. 1824. 8. Fig.

A. Robben ohne Ohrmuscheln.

a. Oben 6, unten 4 Schneidzähne.

1) Die gemeine Robbe (Phoca vitulina), Meerkalb,

ist nicht viel größer als ein Kalb, höchstens 4 Schuh lang und fast 1 dick; grau mit bräunlichen Schatten. Gesner, Hist. an. IV. Aquatilia. 1558. 830. Fig. Buffon XIII. 333. T. 45 bis 52. Suppl. VI. tab. 46. Schreber III. 303. Taf. 84. Thienemann 61. T. 6—8.

Ihre eigentliche Heimath ist die nördliche Erdhälfte, wo sie sich in allen Meeren ohne Unterschied finden, vorzüglich von der Ost- und Nordsee an bis ins Eismeer. Sie sollen übrigens in der ganzen Welt vorkommen, sowohl unter dem Aequator als gegen den Südpol; indessen weiß man nicht mit völliger Sicherheit, ob es dieselbe Gattung ist; sie fehlt im Mittelmeer, und dagegen ist sie die einzige, welche sich an unseren Küsten aufhält, und zwar in solcher Menge, daß auf jeder Insel, und fast in der Nähe eines jeden Fischerdorfes, jährlich einige Dutzend erschlagen werden. Das Fell wird für 1 Gulden verkauft, das Fett unter der Haut zu Thran gesotten und das Fleisch weggeworfen.

Sie sind außerordentlich neugierig, und stecken bald hier und bald da den Kopf heraus, um zu sehen, was um sie vorgeht; übrigens können sie kaum ¼ Stunde unter Wasser bleiben, ohne Athem zu holen. Sie sollen sich bey uns im July paaren, und erst im März 1 Junges auf dem Strande werfen; es geht aber bald mit ins Wasser, folgt der Mutter oder wird auch von ihr zwischen den Vorderfüßen fortgeschafft.

Dieses ist die Gattung, welche sich, nach Pallas, in großer Menge im caspischen Meer aufhält, welches bekanntlich keinen Ausfluß hat; auch im Aralsee, und selbst in dem süßen Baikal- und Oronsee. Auch dort sollen sie am Ende des Winters erst nach 8 Monaten 1 oder 2 Junge werfen. Im caspischen Meer wurden jährlich im Herbst, wo sie wie Fettschläuche aussehen, über 20,000 in Netzen gefangen. Pallas, Zoogr. ross. I. 114.

Die im Baikal- und Oronsee, die mit dem Meere durch keinen Fluß in Verbindung stehen, sind so groß als die bey Archangel, silberfarben, die Jungen schneeweiß. Die im Meer entfernen sich selten über 30 Meilen vom Land, und sind daher

für die Seefahrer ein sicheres Kennzeichen. Sie halten sich um die Mündungen der größten und fischreichsten Flüsse auf, und steigen 60—80 Werste in dieselben hinauf, indem sie des Sommers dem Zuge der Fische folgen, paaren sich im Herbste, werfen im April 1, bisweilen 2 Junge auf dem Eise, wo sie sich Höhlen in den Schnee machen. Die Tungusen melken die 2 Euter aus und geben die Milch ihren Kindern als Arzney.

Die Alten haben einen heiseren Ruf, welcher lautet als wenn sich jemand erbrechen wollte; die Jungen rufen och, och, wie ein Mensch, der geschlagen wird. Des Nachts gehen sie ins Meer, des Tags auf das Land, oder liegen zur Zeit der Ebbe haufenweise auf den Steinen, wo sie allerley Spiele treiben und einander von den Steinen herabwerfen; sie beißen sich aber auch unter einander herum. Vor Menschen zeigen sie sich furchtsam und listig, und suchen, ungeachtet ihrer Unbeholfenheit, doch sehr behende sich zu entfernen. Sie schlafen vest, und erschrecken sehr, wenn sie durch einen Menschen aufgeweckt werden. Auf der Flucht speyen sie beständig Wasser aus, um den Weg schlüpferig zu machen. Auf dem Lande können sie sich nicht seitwärts, sondern nur vorwärts bewegen, indem sie die Vorderbeine auf die Erde stemmen, den Leib in einen Bogen krümmen und mit den hinteren Füßen nachschieben. Sie springen eigentlich ruckweise und buckelmachend. Werden sie gefangen oder ihrer Jungen beraubt, so lassen sie häufige Thränen, wie ein Mensch, aus den Augen fallen.

Ihr Fang geschieht auf mancherley Weise; in den Flüssen und Binnenseen werden sie mit gezogenen Büchsen erschossen; sie müssen aber in den Kopf getroffen werden, weil die Kugeln, durch Haut und Speck ermattet, im Fleische stecken bleiben; so habe ich einmal in einem am Baikalsee 20 Kugeln stecken gefunden. Man erschlägt sie ferner mit einem Stock im Schlafe auf den Inseln oder dem Eise, oder ersticht sie mit Spießen. In den Flüssen und Seen kommen sie an die Wuhnen, um Luft zu schöpfen und manchmal zu schlafen; man lauert ihnen auf, ersticht sie mit dem Spieße, hält sie mit dem daran befindlichen Riemen vest, haut das Eis durch und zieht sie heraus. Die

Kuriler erstechen sie während des Schlafs schwimmend im Meer. Die Kamtschadalen stecken sich in eine Seehundshaut, nahen sich langsam gegen den Wind, bis sie ihre scheinbaren Cameraden erstechen können. Wenn sie auf dem Eise im Baikalsee Junge haben, so spannt man ein weißes Tuch über einen Kinderschlitten, schiebt denselben langsam fort, bis man ihnen den Paß zum Wasser abgeschnitten hat.

Sind sie in den Flüssen weit hinaufgegangen, so sammeln sich 50—60 Personen, spannen an 3—4 Orten Netzwände quer durch, und halten daran mit einigen Kähnen. Andere treiben sie mit großem Geschrey den Fluß herunter bis zu den Netzen, wo sie erschlagen werden. Solch ein Fang beläuft sich manchmal auf 60—100 Stück, welche für das ganze Land Thran zum Brennen liefern. Aus den Fellen macht man Riemen, Schuhe, Stiefel, Hosen, Säcke, worinn man allerley kamtschadalische Waaren ausführt; man macht selbst rothen Saffn daraus, besonders bey den Tungusen und Itaelmenen, indem man sie zu Säcken näht, mit einem Absud von Erlenrinde anfüllt und oft in müßigen Stunden mit einer Keule klopft, bis die Farbe durchdringt. Der Speck wird für die größte Leckerey gehalten, und ist bey öffentlichen Gastmählern das erste Gericht. Das Fleisch ißt man gekocht, und trocknet es im Winde als Wintervorrath. Den von Fleisch entblößten Kopf umwinden und zieren sie mit allerley Kräutern, und sprechen zu ihm: Sieh, wie wir dich behandeln! Wir haben dich gefangen, um dich gut bewirthen zu können. Von selbst kommt ihr nicht zu uns, aus leerer Furcht. Laß dir nun das wohlgefallen, geh hin und sprich zu deinen Verwandten von unserer Aufführung gegen dich, damit sie öfter zu uns kommen und sich auch also bewirthen lassen. Steller, Kamtschatka. 1774. 108.

2) Die grönländische (Ph. groenlandica, oceanica)

ist größer als die gemeine, 5—8 Schuh lang, aschgrau mit braunen Flecken, vorzüglich an den Seiten. O. Fabricius, Nat. Hist. Selskabs Skr. Kioebenh. 1790. I. 87. tab. 12. fig. 1. Lepechin, Acta petrop. 1777. 259. tab. 6, 7.

Dieses ist die gemeinste Gattung in der Nähe des Eis-

meers, aus dem aber die meisten des Winters nach Süden ziehen, an America bis zum 43.°. Ihre Lebensart und ihr Fang stimmen mit der unserigen überein. Sie ist eigentlich die gemeine Art jener Länder, wird daher zu vielen Tausenden von jenen Einwohnern getödtet und gegessen. Sie fressen alle Arten von Fischen, besonders die Scorpion-Groppe und den arctischen Lachs, auch Sardellen und kleine Krebse; paaren sich im July und werfen Ende März ein Junges auf dem Eise, weit vom Lande. Sie schwimmen auf dem Bauche, dem Rücken und der Seite, und schlafen auch bisweilen im Wasser. Aus dem Felle macht man Kleider, Decken zum Schlafen, zu Zelten und Nachen u. s. w.; sie liefern den Innwohnern Speck, Thran, Fäden u. s. w., und sind den Grönländern Eins und Alles. Wenn sie genug daran haben, so bedürfen sie nichts weiter zu ihrem Glücke. O. Fabricius, Fauna Groenl. 11. Thienemann 104. Taf. 14—21.

Nach Martens gibt es auf Spitzbergen nur wenig, dagegen auf dem Eise gegen Westen in so unglaublicher Menge, daß Walfischfänger sich manchmal daran erholen, wenn sie in ihrem Fange nicht glücklich gewesen sind. Wo sich viele aufhalten, ist kein guter Walfischfang, weil sie, wie man glaubt, ihnen die Nahrung wegfressen. Ihre Farben sind von allerhand Art; meist bunt gefleckt, wie Tiger, etliche schwarz mit weißen Flecken; auch gelb, grau, röthlich, Summa von allerhand Art Farben, aber nicht von so hohen, daß man sie etwa mit einer schönen Blume vergleichen könnte. Sie schreyen wie heisere Hunde, die kleinen mauen wie die Katzen; sie gehen, als wenn sie hinten lahm wären; sie klettern hoch auf das Eis und schlafen daselbst, besonders bey schönem Sonnenschein. Wenn es aber stürmt, so müssen sie sich davon machen, weil die Wogen heftig darauf schlagen. Um sie zu fangen, steigt man auf die Eisfelder mit großem Geschrey, wovon sie halb bestürzt werden, neugierig horchen, die Nase in die Höhe halten, den Hals lang ausstrecken, wie ein Windhund, und schreyen. Während dieses Schreckens schlägt man sie mit Handspießen oder mit Stöcken auf die Nase, wovon sie halb todt niederfallen, sich aber bald wieder ermuntern.

Manche stellen sich auch zur Wehr und beißen um sich, eilen sogar dem Menschen nach und kommen, ungeachtet ihres lahmen Ganges, eben so geschwind fort; sie schlingen sich wie ein Aal. Andere laufen nach dem Wasser und spritzen, wie die Reiher, einen gelben Unflath gegen den Jäger; sie stinken übrigens auch häßlich von Natur. Andere stehen mit halbem Leibe aus dem Wasser, und sehen zu, was auf dem Eise vorfällt. Die größten sind 8 Schuh lang und geben ½ Tonne Speck, woraus man den besten Thran brennt; er liegt 3—4 Finger dick zwischen Haut und Fleisch, und läßt sich wie Haut abziehen; das Fleisch ist ganz schwarz, und wird nicht gegessen, weil es sehr thranig schmeckt. Sie haben ein sehr zähes Leben, wälzen sich und beißen noch, wann das Blut abgelaufen und die Haut abgeschunden ist. Martens, Spitzbergen. 75. T. P. a.

3) Die Bart-R. (Phoca barbata)

ist die größte im Norden, 10 Schuh lang, grau, oben ins Braune, mit einem schwärzlichen Kreuz auf der Nase, die Schnurrhaare sehr lang, glatt und weiß.

Findet sich ebenfalls im ganzen Norden, aber nicht so häufig wie die vorige. Man stellt ihr wegen des großen Felles, welches 10—12 Thaler kostet, so wie wegen des vielen Specks, sehr begierig nach. Sie ist sehr furchtsam, und hält sich daher während der Paarungszeit weit vom Lande. Der Speck wird meistens gegessen und selten gebrannt; aus dem Felle macht man keine Kleider, aber Decken, Riemen, Schnüre zu Fischangeln u. dgl. O. Fabricius, Fauna Groenl. pag. 15. Thienemann 23. T. 1—4. Buffon XIII. 343. Grand phoque; Parson, Phil. Trans. 42. p. 381. tab. 1. fig. 1.

In Kamtschatka heißen sie Lavtagi, und werden vom 56. bis 64. Grad gefangen; sie sind größer als ein Ochs. Aus dem Fell machen die Innwohner Schuhe, Stiefel, Riemen, nähen mehrere an einander und machen daraus Schiffe, daß 20—30 Mann darinn Platz haben. Steller, Kamtschatka 1774. 107.

b. Andere haben oben und unten nur 4 Schneidzähne, aber stumpfe, kegelförmige Backenzähne mit einer kleinen Spitze nach vorn und hinten.

4) Die Mönchsrobbe (Ph. monachus), Moine, wird 10—12 Schuh lang, ist dunkelbraun, unten weiß; Hinterfinnen ohne Nägel. Bélon, Poissons pag. 25. fig. 26. Rondelet, Pisces 1554. 453. Fig. Jonston tab. 44. Tournefort, Voyage II. S. 28. Buffon, Suppl. VI. 310. tab. 44. Phoque à ventre blanc. Camus, Aristoteles II. 632.

Dieß ist die einzige Gattung, welche sich im Mittelmeer aufhält und anderswo nicht vorkommt; daher ist es auch ohne Zweifel diejenige, welche die Griechen und Römer am besten gekannt haben.

Aristoteles hat uns Folgendes von ihr aufbehalten: die Robbe (Phoca) athmet nicht Wasser, sondern Luft, schläft auch und wirft am Strande, wie die Landthiere.

Da sie aber den größten Theil ihres Lebens im Meere zubringt, und auch daraus ihre Nahrung zieht, so gehört sie unter die Wasserthiere. Sie bringt 1 oder 2 Junge hervor, höchstens 3, und säugt dieselbe mit Milch, wie die vierfüßigen Thiere. Sie wirft zu jeder Zeit des Jahrs, meistens jedoch bey dem Aufgange der Capellen (October). Nach dem zwölften Tage führt sie die Jungen ins Meer, und gewöhnt sie allmählich daran. Sie schreiten nicht, sondern kriechen auf dem Bauche, weil sie sich nicht auf die Füße stützen können. Sie kann sich strecken und verkürzen, weil sie fleischig und weich ist, und die Knochen knorpelig sind [was bekanntlich nicht richtig ist]. Wegen des fleischigen Leibes ist sie nicht leicht zu tödten und zu verhindern, daß sie sich wehrt, wenn man sie nicht an die Schläfen trifft. Ihre Stimme gleicht der der Rinder (VI. 11. 3). Sie hat keine Gallenblase (II. 11. 5, ebenfalls unrichtig). Sie hat sägenförmige Zähne (II. 3. 9).

Plinius erzählt dieses nach, und setzt noch allerley hinzu: Unter den Gewächsen wird der Loorbeerbaum nie vom Blitze getroffen, und er dringt auch nie tiefer als 5 Schuh in die Erde; daher halten sich furchtsame Menschen in Höhlen für sicher, oder unter Zelten von Meerkalbsfellen, weil dieses das einzige Thier ist, in welches der Blitz nicht schlägt (II. 55. Vitulus marinus

et Phoca). Das Meerkalb zieht, wie der Frosch, seine Nahrung vom Wasser und vom Land, gleich dem Biber. Er bricht seine Galle aus, welche zu vielen Arzneyen gut ist; deßgleichen einen geronnenen Saft, gut gegen die fallende Sucht. Dieses thut es, um sich zu retten, weil es weiß, daß man ihm deßhalb nachgeht (VIII. 31). Es athmet und schläft am Lande (IX. 8). Die Meerthiere, welche mit Haaren bekleidet sind, bringen Junge hervor, wie der Walfisch und das Meerkalb, welches, wie das Vieh, dieselben auf dem Lande absetzt, bisweilen mehr als 2, und sie mit Milch ernährt. Erst nach dem zwölften Tage führt es das Junge ins Meer, und gewöhnt es allmählich daran. Trifft man es nicht auf den Kopf, so sind sie schwer zu tödten. Ihre Stimme ist ein Blöken, daher nennt man sie Kälber. Man kann sie abrichten, daß sie mit Blick und Stimme die Zuschauer begrüßen und mit einem garstigen Geschrey antworten, wenn man sie bey Namen nennt. Kein Thier hat einen vestern Schlaf. Mit den Finnen, welche sie im Meere gebrauchen, kriechen sie auch auf dem Lande. Der abgezogene Pelz soll immer die Empfindung vom Meere behalten, und sich zur Zeit der Ebbe sträuben; die rechte Finne soll, unter den Kopf gelegt, Schlaf verursachen (IX. 13). Sie können, wie die Frösche, lange untertauchen (XI. 38. 72). Es hat keine Ohrmuscheln, sondern nur Löcher (XI. 37. 50); auch keine Knochen, sondern bloß Knorpel (IX. 38. 87). Sein Speck vertreibt die Flechten und den Aussatz (XXXII. 7). Sein Lab ist gut gegen Halsweh (XXVI. 4); die Fallsüchtigen trinken es mit Pferd- oder Eselsmilch, oder mit dem Safte von Granatäpfeln (XXXII. 9); auch gibt man es den Schlafsüchtigen zum Riechen (XXXII. 10).

Sie wird bisweilen herumgeführt und in einem Zuber oder viereckigen Behältniß gezeigt. Eine solche hat Hermann von Straßburg 1778 beobachtet. Sie war 9 Schuh lang; ganz schwarz, mit verschiedenen weißen Flecken, namentlich in der Mitte des Bauches, 2 Schuh lang und 1½ breit, ziemlich viereckig und ausgezackt; der Kopf und die Kehle geschäckt, und auf dem Rücken eine Menge weißlicher Striemen. Die Haare sehr kurz, 4 Linien lang, fein und glatt anliegend, aber struppig,

wenn das Thier trocken ist, woher wahrscheinlich die Sage bey Plinius kommt, daß sich die Haare am abgezogenen Balg zu Zeiten aufrichten. Der Kopf ist ziemlich platt, und hat Aehnlichkeit mit dem der Fischotter; die Naslöcher können zusammengezogen werden, daß sie wie eine schmale Rinne aussehen; sie öffnen sich weit beym Athemholen, Schnauben und Niesen, wobey ein schaumiger Rotz ausgeworfen wird, als wenn es den Zuschauern zum Possen geschähe; das Sehloch ist dreyeckig; die Ohrlöcher stehen so weit hinter den Augen, als die Naslöcher davor, und sind nicht größer als eine Erbse; die Bartborsten stehen in 5 Reihen, sind 7 Zoll lang, weiß und glatt; das Maul klein. Schneidzähne oben und unten 4, Eckzähne nur 1 Zoll lang, überall 5 zackige Backenzähne; die Zunge glatt und etwas ausgekerbt; der Hals kurz und dicker als der Kopf; der Rücken flach, der übrige Leib rundlich.

In der Ruhe legt das Thier die Füße nach hinten, hart an den Leib; wann es sich aber fortschleppt, so steht der Vorderarm fast senkrecht, und die Hand gerade vom Körper ab; kann auch damit die Nase reiben und putzen, aber nicht mit den hinteren Füßen, kann auch dieselben nicht unter den Leib schlagen und nichts weiter.

Die Hinterfüße sind viel größer und breiter als die vordern, und können sich kreuzen. Der Schwanz ist kaum ½ Schuh lang. Etwas hinter dem Nabel liegen 2 Zitzen, von der Größe einer Haselnuß.

Während des Tags lag sie im Wasser, in das man eine Schaale Salz zu werfen pflegte, des Nachts in Schilfmatten. Ihr Schlaf war sehr leise, und der geringste Pfiff des Wärters oder eine Fliege konnte sie aufwecken; sie schlief ungefähr 5 Stunden in einem fort, schnarchte sehr stark und gähnte beym Erwachen. Sie bekam des Tages 14 Pfund Fische, meistens todte Weißfische, manche nur 4 Zoll lang, die sie sich gut schmecken ließ. Sie nahm sie aus dem Wasser, aus den Händen des Wärters oder der Zuschauer, und fieng sie auch sehr behende in der Luft auf; sie ergriff sie beym Kopfe, drückte und schüttelte sie im Wasser einigemal hin und her, und verschluckte sie dann

auf einmal, bisweilen ganz. Außer dem Wasser kann sie nicht fressen, und hat daher anfangs, ehe man es wußte, viele Tage gefastet, gleich nach dem Fange 14 Tage lang aus Verdruß, und einmal, weil man keine Fische schaffen konnte, 5 Tage, ein andermal 8 Tage lang. Fleisch gab man ihr nicht, weil eine andere, die man aus Sparsamkeit damit fütterte, gestorben ist. Salat, den man ihr vorwarf, rührte sie nicht an.

Seitdem sie gefangen worden, das ist seit Jahresfrist, soll sie um 1 Schuh gewachsen seyn. Der Unrath ist flüssig, bräunlichgelb und nicht besonders stinkend. Die Stimme ist kurz, wie eines heisern Hundes, und kommt etwa auf wa wa heraus, hintennach zu Zeiten etwas heulend, jedoch gar nicht stark. Sie war ihrem Wärter sehr ergeben und gehorsam, suchte ihn auf und gieng zu ihm, wenn er sich in der Entfernung blicken ließ, ließ sich von jederman betasten, streicheln und mit einem Bindfaden nach allen Seiten messen. Auf Befehl des Wärters wälzte sie sich sowohl im Trockenen als im Wasser wiederholt herum, reichte ihm selbst, auf dem Rücken liegend, die eine und die andere Pfote, nahm ihm mit ihrem Rachen die Spießgerte aus dem Munde, ließ sich Haare ausraufen, den Rachen öffnen und die Faust hineinstecken. Die Kälte soll ihr empfindlich seyn. Die Hunde konnte sie nicht leiden, schrie und schnob nach ihnen, und suchte sie durch Zahnklappern zu entfernen. Das letzte thut sie auch, wenn sie Hunger hat. Ich halte sie für ein gutmüthiges, von Ansehen nicht wildes, doch auch nicht ausnehmend freundschaftliches Thier, das in seiner gewöhnlichen Lage ohne Argwohn, mit unbesorgtem Blick auf das schaut, was um es vorgeht. Sein Stand der Ruhe, worinn ihm seine große Fettigkeit und sein Unvermögen, sich stark zu bewegen, ein noch fauleres Ansehen geben, macht mit derjenigen Stellung, worinn es den Vorderleib aufrichtet und ein schönes, breites Bruststück und einen nicht übel geformten Kopf mit lebhaften Augen darbietet, einen starken Contrast. Diese Stellung nimmt es an, wenn man ihm einen Fisch zeigt, wobey es, auf den Vorderpfoten stehend, sich in die Höhe reckt, und die Augen nicht von dem Fische abwendet. In dieser Lage kann man es wirklich ein schönes Thier

nennen. Außer seiner Gelehrigkeit war es auch sehr neugierig. Des Morgens legte es sich mit seinem Vorderleib und ausgebreiteten Pfoten auf das Seitenbrett, und begaffte die Zuschauer. In dieser Stellung sah es von hinten einem schwarzen Mönch nicht unähnlich, indem sein glatter runder Kopf einen in eine Kapuze gehüllten Menschenkopf, und seine Schultern mit den kurzen ausgestreckten Füßen, zween unter einem Scapulier hervorragende Ellenbogen vorstellen, von denen eine lange, ungefaltete, schwarze Kutte sich herabsenkt. Das Thier wurde von Italiänern geführt, und kam aus dem adriatischen Meer. Dabey stehende Personen von Marseille sagten, daß man dergleichen zu Zeiten in Thunnfischnetzen fange. Die Länge betrug 8 Schuh, Umfang 5, des Halses 3, des Kopfes 2½; Länge der Vorderfüße 1 Schuh 5 Zoll. Hermann in Berl. Beschäftigungen IV. 1779. 456. T. 12. 13.

Im Jahr 1815 wurde wieder eine herumgeführt. Sie war eben so zahm, und machte dieselben Kunststücke. J. Wolfs Abbildungen. 1816. 4. S. 17. T. 4.

c. Andere haben auch oben und unten 4 Schneidzähne; die Backenzähne zusammengedrückt und dreylappig.

4) Die Mützen-Robbe (Ph. cristata, leonina F.), Klappmütze,

wird 8 Schuh lang; auf der Stirn eine blasenartig ausdehnbare Haut mit einem Kiel in der Mitte; bey dem Männchen kann sich auch die Nase seitwärts aufblasen; die Färbung schwarz mit grauen Flecken, Kopf, Schwanz und Füße ganz schwarz; die ein- und zweyjährigen fast schneeweiß, nur der Rückgrath braun. Buffon VII. 193. Egede, Grönland T. 6.

Diese sonderbare Robbe scheint sich nur im europäischen Eismeer zu finden, besonders an Grönland, wo sie sich meistens im hohen Meer aufhält, und nur vom April bis zum Juny sich dem Lande nähert. Sie schläft meistens auf dem Eise, bellt und heult wie ein Hund, bläst ihren Kamm und die Naslöcher auf, wenn sie angegriffen wird, um, wie es scheint, die Augen zu schützen; ist bissig, und daher findet man selten eine ganze Haut. Verwundet geht sie selbst auf den Jäger los; unversehens aber

überrascht, vergießt sie Thränen. Man fängt sie, und braucht ihre Theile, wie von andern, zu Decken, Zelten, Kähnen, Säcken, Kleidern, die Därme zu Fenstern u.s.w. O. Fabricius, Fauna Groenl. 7.

d. Andere haben oben 4, unten nur 2 Schneidzähne und überall 5 einwurzelige, knollige Backenzähne, mit einer kleinern stumpfen Spitze.

5) Die Rüssel-Robbe (Ph. proboscidea, leonina L.), Ansons Meerlöwe,

ist die größte von allen Robben, und erreicht eine Länge von mehr als 20 Schuh; braun, mit einem kurzen Rüssel bey dem Männchen, welcher sich ebenfalls aufblasen kann.

Dieses ungeheure Thier kommt nur auf der südlichen Erdhälfte vor, von Chili bis Neuholland.

Dampier hat dieses Thier zuerst beschrieben unter dem Namen Seelöwe (I. 90. IV. 15.), später Anson unter demselben Namen (Voyage 122. tab. 13.), sodann Pernetty unter dem Namen Meerwolf (Voyage II. 40. tab. 11. fig. 1.), Molina unter dem Namen Elephantenrobbe (Chili 248.), endlich Peron unter dem Namen Rüsselrobbe (Voyage II. 34. tab. 32.).

Dampier fand sie auf der Insel Fernandez und an der Westküste des magellanischen Landes, gibt ihnen die Dicke eines Ochsen, die Länge von 14 Schuh. Ein einziges liefert ein Oxhoft Thran, der sehr gut an Braten zu gebrauchen ist. Das Fleisch schmeckt schlecht. Sie halten sich zuweilen ganze Wochen lang auf dem Lande auf, liegen zu 3 oder 4 beysammen, grunzen wie die Schweine und machen einen fürchterlichen Lärm. Fische scheinen ihre gewöhnliche Nahrung zu seyn. Voyage 1715. 118.

Der Admiral Anson fand sie von da an bis an die magellanische Meerenge, vorzüglich auf den Inseln in Gesellschaften, welche während des Sommers gern im Meer herumschweifen, gegen den Winter aber sich auf die Inseln zurückziehen, um sich zu paaren. Sie wälzen sich gern im Schlamm, und schlafen darinn wie die Schweine, während eine auf einem erhöhten Orte Wache steht und im Falle eines Ueberfalls die andern mit schrecklichem

Brüllen benachrichtigt. Die Männchen kämpfen oft wüthend mit einander, und daher sieht man selten welche, ohne die Haut voll Narben. Der Sieger zieht dann mit einer Menge Weibchen durch das Meer. Sie sind viel fetter als irgend eine andere Gattung, und liefern daher viel Oel. Voyage I. 172.

Pernetty und andere trafen sie auf den Malwinen, wo sie gewöhnlich im Schilf, 2 oder 3 beysammen, schlafen. Sehen sie jemanden auf sich zukommen, so richten sie sich auf die Vorderfüße, sperren den Rachen so weit auf, daß eine schuhdicke Kugel hineingienge, blasen den Kamm auf und brüllen. Uebrigens sind sie träge und rühren sich nicht von ihrem Lager, wenn auch gleich welche neben ihnen todtgeschossen werden. Im Meer stecken sie zuweilen den Kopf heraus und sehen sich um mit schnellen Wendungen desselben. Sie fressen Gras, Fische und andere Thiere. Man sah eines einen sehr großen Pinguin verschlingen. Voyage II. 40. tab. 11. fig. 1.

An der Küste von Chili heißen sie Lame, und werden daselbst 22 Schuh lang und 15 im Umfange. Der Kamm ist eine drüsige Hervorragung, 5 Zoll hoch, die sich von der Stirn bis über die Lippe hinaus erstreckt. Dieser Rüssel mit den 4 Zoll hervorstehenden untern Eckzähnen geben ihm das Aussehen eines Elephanten. Die Ohrmuscheln erheben sich 5 Linien über das Haar, und sind beynahe gestaltet wie die des Hundes. Das Haar ist kurz, dicht, weich und von verschiedener Farbe, bald castanienbraun, bald dunkelbraun, bald weißlich. Das Weibchen ist etwas kleiner und hat nur eine geringe Spur von Rüssel auf der Nase. Molina, Chili 248.

Peron hat dieselbe in großer Menge in Neuholland entdeckt. Er bemerkt dabey, daß die Robben eigentlich sehr unglückliche Geschöpfe seyen, weil sie ihre Jungen am Lande absetzen müßten, wo sie nothwendig der Raub der großen Thiere, und besonders des Menschen würden, indem sie, unvermögend zu gehen, kein Mittel hätten sich zu vertheidigen. Das ist allerdings wahr: allein da sie sich nicht weit vom Wasser entfernen, so sind ihre Mittel sich zu retten, nicht geringer als bey anderen Landthieren; und im Meere selbst haben sie fast keine

Feinde. Daher vermehren sie sich auch in zahlloser Menge, was man von keinem andern Thier von gleicher Größe sagen kann; und wenn sie sich nicht selbst immer unter einander bissen, so könnte man sie sehr wohl die glücklichsten unter allen Thieren nennen, denen es allein beschieden wäre, sich so weit zu vermehren, als sie zu fressen fänden, und nicht anders als vor Alter zu sterben. Indessen hat Peron ohne Zweifel recht, wenn er dafür hält, daß ihre Armuth an Vertheidigungs- und Rettungsmitteln Ursache sey, daß sie in so zahlreichen Haufen auf den unbewohnten Inseln aller südlichen Meere, wo es kaum ein Raubthier gibt, das viel größer als eine Katze wäre, ihre Zuflucht gesucht, und gleichsam daselbst ihr Reich gegründet haben. Sie bewohnen in Menge die Malwinen, Tristan d'Acunha, Sandwich, wo die Engländer regelmäßige Jagden gegen sie veranstalten, Kerguelensland, Insel St. Peter und Paul, Amsterdam in unzählbaren Heerden, Juan Fernandez, Neuseeland, Staatenland, Diemensland und alle Inseln um Neuholland.

Das größte Haarthier der südlichen Halbkugel ist nach dem Walfisch ohne Zweifel diese Robbe mit dem Rüssel. Sie war zwar schon früher, aber sehr unvollkommen bekannt. Zuerst wurde sie von den Holländern in der Beschreibung der Reise der berühmten Flotte des Prinzen Moritz von Nassau, 1623, entdeckt, und zwar auf der Insel Juan Fernandez. Sie nannten sie Meerlöwe (Recueil des Voyages de la Compagnie etc. III. 710.). Erst ein Jahrhundert nachher kamen wieder Nachrichten von derselben Insel durch Selkirk (Rogers Voyage 1708. 136.) und durch Dampier (Voyage 1715. I. 90. IV. 15.): dennoch hält man Anson für den ersten, der das ungeheure Thier bekannt machte, obschon seine Reise erst 1749 erschienen ist. Wenn auch seine Beobachtungen richtig sind, so ist doch die Abbildung mehr ein Product der Phantasie und der Erinnerung an die Tritonen, als eine Nachahmung der Natur. Pernettys Abbildung ist nicht minder schlecht [und Perons Figürchen kann man leider auch nicht loben]. Später ist es von mehreren Seefahrern gesehen worden. Man gab ihm unglücklicherweise den Namen Meerlöwe, obschon es keine Mähne hat,

und setzte ihm einen Kamm auf die Stirn, der ihm ebenfalls fehlt.

Die englischen Fischer in Neuholland nennen es Meer-Elephant, und daher hat die Bay der Insel King, wo sie sich in größerer Menge sammeln, den Namen Elephanten-Bay erhalten. Das Thier hat allerdings durch seine riesenmäßige Größe, die Plumpheit seiner Formen, und besonders den Rüssel, Aehnlichkeit mit dem Elephanten. Es kommt in einer Länge vor von 20, 25, sogar 30 Schuh, und im Umfang von 15—18; die Färbung graulich, ins Bläuliche oder Schwärzliche; hat sehr lange und wie eine Schraube gewundene Schnurrhaare, sehr große Augen, starke Vorderfüße mit 5 kleinen Nägeln und einen sehr kurzen Schwanz. Die Nase ist in einen Rüssel verlängert, der sich im Zorn erhebt und 1 Schuh lang wird; er fehlt aber dem Weibchen und die Oberlippe ist sogar etwas ausgeschweift. Die Haare sind kurz.

Diese Robbe kommt nur auf der südlichen Erdhälfte vor, und hält sich am liebsten auf wüsten Inseln auf, meistens in großen Haufen, vorzüglich auf den Inseln Hunter, King und Neujahr, aber nicht am vesten Lande; auch in ganzen Heerden auf der Insel George, dem Kerguelens- und Staatenland, wo sich die Engländer beständig mit ihrem Fange beschäftigen. Ihre Gränzen sind der 35. und 55. Grad. Des Winters rückt sie dem Aequator näher, beginnt ihre Wanderungen im Juny und landet in solchen Schaaren an der Insel King, daß alle Gestade davon bedeckt sind. Einen Monat nachher werden die Jungen geworfen, und die Mütter bleiben bey ihnen wochenlang auf dem Lande; werden auch durch die Männchen verhindert ins Meer zu gehen. Sie haben nie mehr als ein Junges, welches im July geworfen wird, 4—5 Schuh lang ist und 70 Pfund schwer. Es saugt 8 Wochen lang, und während der Zeit frißt kein Glied der Familie etwas, und keines geht ins Meer. Dasselbe hat schon Selkirk auf der Insel Fernandez beobachtet, wo sie im Juny ans Land gehen, und einen Flintenschuß vom Meer mit ihren Jungen bis Ende Septembers bleiben, ohne zu

fressen. Forster hat dieselbe Bemerkung an dem ächten Meerlöwen (Phoca jubata) gemacht auf Staatenland.

Die Säuglinge sind in 8 Tagen schon 4 Schuh länger und 1 Centner schwer; daher wird die Mutter zusehends mager, weil sie bloß von ihrem Fette zehrt. Nach 14 Tagen erscheinen die ersten Zähne, nach 4 Monaten sind alle heraus. Am Ende des dritten Jahrs ist das Thier 18—24 Schuh lang und ausgewachsen; die Männchen bekommen jetzt erst den Rüssel.

Sind die Säuglinge 6—7 Wochen alt, so werden sie ins Meer geführt; der ganze Haufen entfernt sich langsam vom Ufer, und kommt erst nach einem Monat, Ende Septembers, wieder zurück, um sich zu paaren. Es gibt dabey manche Zweykämpfe, wobey sie sich gegenüber legen, sich auf die Vorderfinnen stellen, den Rachen öffnen und auf einander losbeißen, wobey nicht selten die Augen und die Zähne verloren gehen. Sie scheinen sehr unempfindlich zu seyn: denn sie streiten fort bis zur gänzlichen Ermattung. Indessen bleibt selten einer auf dem Platz, und die Wunden heilen unbegreiflich schnell, wahrscheinlich, weil sie wegen der dicken Fettschicht nicht tief gehen. Die Weibchen sehen indessen gleichgültig zu. Nähert sich die Sonne dem Südpol (also gegen Weihnachten), so wird es ihnen zu heiß, und sie ziehen südwärts in kältere Gegenden; indessen bleiben doch viele auf der Insel King zurück, vielleicht aus Schwäche oder Kränklichkeit.

Die meisten Robben wählen gern die Felsen zu ihrem Aufenthalt; die Rüsselrobben aber bloß sandige Ufer in der Nachbarschaft des süßen Wassers, in welches sie gern tauchen, und das sie mit Vergnügen zu schlürfen scheinen. Sie schlafen ausgestreckt auf dem Sand oder schwimmend im Wasser; im ersten Fall bleiben einige wach und machen bey Gefahr Lärm, worauf alle sich ins Meer werfen. Nichts ist sonderbarer als ihr Gang, eine Art von Kriechen, wobey die vorderen Finnen die einzige bewegende Kraft sind; ihr Körper scheint bey allen seinen Bewegungen zu schlottern, wie eine ungeheure, mit Gallert angefüllte, Blase. Das geht nicht bloß langsam und beschwerlich, sondern sie halten alle 20 Schritte an, indem sie vor Ermüdung

keuchen und unter ihrer eigenen Last erliegen. Stellt man sich während ihrer Flucht vor sie hin, so halten sie sogleich still, und zwingt man sie durch Schläge sich in Bewegung zu setzen, so scheinen sie sehr zu leiden; dabey wird ihr Augapfel, der sonst bläulichgrün ist, blutroth. Ungeachtet dieses beschwerlichen Ganges kriechen sie dennoch über 15—18 Schuh hohe Sandhügel, um jenseits in kleine Pfützen von süßem Wasser zu kommen. Sie ersetzen durch Geduld und Hartnäckigkeit, was ihnen an Gewandtheit und Behendigkeit abgeht.

Das Geschrey der Weibchen und jungen Männchen gleicht ziemlich dem Brüllen eines Ochsen; das der erwachsenen Männchen aber, wegen des langen Rüssels, dem Gurgeln eines Menschen, aber so laut und fürchterlich, daß man es von ferne hört und bey Nacht darüber wirklich in Schrecken geräth. Wenn die Sonne heftig brennt, so werfen sie mit den Vorderfinnen feuchten Sand auf den Rücken, daß sie davon ganz bedeckt werden und wie Felsenblöcke aussehen.

Auf dem Lande sehen sie deutlich nur in der Nähe, und hören auch schlecht. Sie sind sanft und verträglich; man kann ohne Furcht unter ihnen herumgehen, und nie hat man gesehen, daß sie auf einen Menschen losgegangen wären, wenn sie nicht aufs Heftigste gereizt wurden. Man kann zwischen ihnen baden, und kleine Robben von einer andern Gattung schwimmen sicher unter ihnen herum. Sie werden sogar zahm. Ein englischer Fischer hatte eines liebgewonnen und seine Cameraden vermocht, ihm nichts zu thun. Es lebte lang, friedlich und verschont, während die andern um es herum getödtet wurden. Der Fischer näherte sich ihm täglich, um es zu liebkosen, und in wenig Monaten hatte er es so zahm gemacht, daß er es zu sich rufen, ihm auf den Rücken steigen und den Arm in den Rachen stecken konnte. Zum Unglück bekam dieser Fischer einmal Streit mit einem Cameraden, und dieser hatte die Niederträchtigkeit, sein Lieblingsthier aus Rache zu tödten. Pernetty versichert sogar, seine Matrosen wären auf ihnen geritten, wie auf Pferden, und wenn sie nicht schnell genug giengen, so stachen sie sie mit Messern, und machten ihnen sogar Einschnitte in die Haut, um sie

zu einem hurtigen Gang anzutreiben. (Falklands Island. 1775. 8.)

Nach der Meynung der Fischer leben sie nicht über 25—30 Jahr. Manchmal werden sie durch Stürme an Felsen geschleudert, wo sie zu Grunde gehen; auch kommen sie bisweilen voll Schrecken aus der Tiefe des Meeres heraus, mit großen Wunden bedeckt, aus denen sie Ströme von Blut verlieren. Die Fischer kennen aber kein so großes Thier in der Gegend, welches diese Wunden machen könnte. Wenn sie durch Stürme auf das veste Land geworfen werden, so laufen die Wilden herbey, umringen sie mit brennenden Fackeln, und stoßen ihnen dieselben, wenn sie das Maul aufsperren, in den Rachen, woran sie ersticken. Dann reißt jeder ein Stück ab, und man ißt und schläft so lang, als etwas vorhanden ist. Dabey vereinigen sich die feindlichsten Stämme ganz friedlich; haben aber diese ekelhaften Gelage ein Ende, so gehen die Beleidignngen und die mörderischen Gefechte wieder an. Vor einigen Jahren erwürgten sie sich auf den Gebeinen eines beym Hafen Jackson gestrandeten Walfisches, nachdem sie ihn aufgefressen hatten.

Bisher waren diese Thiere auf ihren wüsten Inseln vor allen Feinden sicher; nun haben die englischen Fischer daselbst einen ordentlichen Fang eingerichtet, wo viele mit 15 Schuh langen Lanzen erstochen werden, und zwar mit sehr viel Geschicklichkeit. Man wartet nehmlich den Augenblick ab, wo das Thier den linken Fuß aufhebt, und durchbohrt ihm sodann das Herz. So fromm übrigens diese Thiere sind, so muß man doch beym Angriff vorsichtig seyn, weil sie in der Noth alle ihre Kräfte zusammen nehmen, um ihre Mörder abzuwehren. Bey der gehörigen Vorsicht kann das Aufsperren des Rachens und das Zeigen der drohenden Zähne nur Schrecken erregen, aber wegen ihrer Schwerfälligkeit keine Gefahr bringen. Einem Matrosen des Admirals Anson wurde die Hirnschale zerschmettert. Die Weibchen wehren sich nie, sondern fliehen, und wenn man ihnen den Rückweg versperrt, so schütteln sie sich, blicken verzweiflungsvoll vor sich hin und weinen heftig. Ich selbst habe ein junges Weibchen häufige Thränen vergießen sehen, während

ein bösartiger und grausamer Matrose ihm mit einem Ruder zum Zeitvertreib die Zähne einschlug. Ich hatte Mitleid mit dem armen Thier. Sein ganzer Rachen war voll Blut und die Thränen rannen ihm aus den Augen. Bey den Metzeleyen zeigen sie die größte Gleichgültigkeit, und suchen einander nicht beyzustehen; auch sehen die übrigbleibenden gar nicht aus, als wenn sie bemerkten, was um sie geschieht. Merkwürdig ist es, daß die Verwundeten nicht ins Meer zurückkehren, sondern sich in das Innere des Landes schleppen, sich bey einem Baume niederlegen und den Tod erwarten. Dasselbe thun sie im Alter, wenn sie sich krank fühlen. Man kann sie übrigens mit einem Streich auf die Nase tödten, und die Engländer erstechen sie nur, damit das Blut auslaufe, weil dann der Thran besser werde. Es ist schrecklich manchmal anzusehen, wie ein roher Matrose unter diesen Heerden herumläuft, und davon eines nach dem andern zum Zeitvertreibe mit einem Prügel todt schlägt; auch kann man nicht begreifen, wie es kommt, daß ein Schlag auf die Schnauze diesen Thieren tödtlich ist.

In ihrem Magen findet man gewöhnlich eine Menge Schnäbel von Dintenschnecken, viel Meergras, Kies und Steine, nie Gräthen von Fischen oder Knochen von andern Thieren. Daß sie Gras fräßen, oder gar Baumblätter, ist durchaus unwahr. Der Magen enthält oft so viel Steine, daß man kaum begreift, warum die Wände nicht reißen. Forster hat einmal 12 runde Steine darinn gefunden, jeder 2 Faust dick.

Das Fleisch ist schwarz, thranig und läßt sich nicht essen; die Zunge allein ist schmackhaft, und wird eingesalzen theuer verkauft. Die Matrosen essen auch das Herz, obschon es hart und unverdaulich ist. Die Leber bey andern Gattungen wird sehr geschätzt, von dieser aber verursachte sie immer eine unüberwindliche Schläferigkeit, welche mehrere Stunden anhielt. Die Fischer halten das frische Fett für ein gutes Heilmittel, und wenden es allein gegen ihre Schnittwunden an, welche sie fast täglich erhalten. Auch sollen deßhalb die Wunden der Robben so schnell vernarben.

Großen Gewinn gibt die Haut. Sie kann zwar wegen der

kurzen, steifen Haare nicht als Pelzwerk gebraucht werden, aber vortrefflich als Ueberzug von großen Koffern und zu Pferd- und Kutschengeschirr; nur ist es Schade, daß die größten, wegen der vielen Narben, die schlechtesten sind. Sie kommt aber bey der Jagd wenig in Betrachtung. Das Fett ist die Hauptsache, sowohl wegen seiner Menge als der leichten Zubereitung und des vortrefflichen Thrans. Die Speckschicht unter der Haut ist gegen 1 Schuh dick, und ein großes Thier kann 14—15 Centner liefern. Man zieht zuerst die Haut ab, und schneidet mit breiten Messern das Fett in langen Streifen weg, fast wie beym Walfisch, dann in kleine Würfel, in welcher Form es in ungeheuern Kesseln, bey schwachem Feuer, ausgeschmolzen und darauf in Tonnen gegossen wird. Das geht alles so schnell von Statten, daß 10 Mann täglich, die Zeit der Jagd mitgerechnet, 30 Centner Thran machen können, welcher hell, geruchlos und in jeder Hinsicht vortrefflich ist, sowohl zu den Speisen als in die Lampe. Man führt ihn nach England, wo er zu häuslichen Bedürfnissen, vornehmlich aber in den Tuchmanufacturen zum Schmeidigen der Wolle angewendet wird. Die Gallone (8 Pfund) kostet 6 Schilling oder etwa 3 Gulden.

Dieser ungeheure Gewinn hat gemacht, daß die Engländer auch eine Robbenschlägerey auf Kerguelensland, auf Sandwich, dem Staatenland und auf den Malwinen eingerichtet haben, so daß man einer baldigen Vertilgung dieser ungeheuern und unschädlichen Thiere entgegen sehen muß. Sie haben nicht einmal den Vortheil, wie die Walfische, daß sie sich in das ewige Eismeer retten können. Es gibt auch kein leichteres Geschäft und keinen einträglicheren Handel, als den mit den Häuten und dem Thran dieser Thiere. Um 12 Uhr Mittags, sagt Coreal (Voyage II. 180.), gieng ich mit 40 Mann ans Land; wir umringten die Meerwölfe, und in einer halben Stunde hatten wir 400 erschlagen. Mortimers Leute tödteten binnen 8 Tagen auf der Rheede Flaming 1200 Robben, und nahmen die Häute mit; hätten sie einige Tage länger auf die Jagd wenden können, so würden sie mit leichter Mühe mehrere Tausend bekommen haben. Cook fand alle Inseln in der Nachbarschaft des Staaten-

lands mit Meerlöwen, Meerbären u.s.w. angefüllt. Die meisten Häute gehen nach China, wo man für eine 3 Piaster oder gegen 8 fl. bekommt. Außer der Rüsselrobbe wird auf den meisten Südinseln auch die große Löwenrobbe (Phoca jubata) in Menge gefangen. Perons Reise 1819. II. 27. T. 32.

B. Robben mit Ohrmuscheln.

Haben kurze Ohrmuscheln, fast unbewegliche Vorderzehen, die hinteren mit einem verlängerten Hautlappen, überall kleine und flache Nägel; die 4 mittleren Vorderzähne durch eine Querfurche zweyschneidig, die Backenzähne kegelförmig, mit 2 kurzen Nebenspitzen; die Füße stärker entwickelt und freyer.

6) Die Bärenrobbe (Phoca ursina)

wird 8 Schuh lang; die Haare steif und struppig, schwarz bey dem Männchen, grau bey dem Weibchen, mit untermischter brauner Wolle. Buffon, Suppl. VII. tab. 47. Schreber I. Taf. 82.

Dieses Thier findet sich bloß im Norden, zwischen Asien und America, vorzüglich auf der Beringsinsel, hat im Kopf und Leib viel Aehnlichkeit mit dem Bären, ist aber viel größer, 6½ Schuh lang, Umfang 5, Füße 2 lang und 1 breit, Schwanz 2 Zoll, Ohren 1¾; oben 6 Vorderzähne, wovon die 4 mittleren eine quergefurchte Schneide haben; Eckzahn 8 Linien lang, 6 Backenzähne; unten 4 Vorderzähne und 5 Backenzähne. Sowohl die Vorder- als die Hinterfüße sind viel freyer als bey anderen Robben; sie können ziemlich darauf stehen und gehen, fast wie gewöhnliche Thiere, jedoch die hinteren Sohlen nicht vorwärts schlagen; die Hände und Sohlen nackt und schwarz; die Nägel sehr klein und dünn, sind völlig unbrauchbar. Sie setzen sich auf Felsen und stemmen die Vorderfüße auf, wie ein Hund; mit den Hinterfüßen können sie sich den Kopf kratzen; indessen strecken sie beym Gehen dieselben nur seitwärts aus. Es entstehen daher im Sande schlangenförmige Furchen vom Hinterleibe. Die Haare sind länger als bey der gemeinen Robbe, und bey alten Männchen werden die am Halse 2 Zoll lang und schwarz. Man kann wegen dieser starren Haare die Felle nur zum Beschlagen der Kisten brauchen und als Sohlen unter die

Schneeschuhe. Die Bauern verbrämen damit auch ihre Pelze. Aus den Fellen der ganz jungen macht man jedoch werthvolle Kleider.

Das Fett unter der Haut ist 4 Zoll dick, schneeweiß und wird nicht von selbst flüssig, wie bey der gemeinen Robbe, sondern muß ausgebraten werden; dann gerinnt es aber wieder wie Schmalz. Das Fleisch von alten schmeckt schlecht, von jungen aber, besonders von weiblichen, sehr gut, fast wie Spanferkel. Man bekommt es überall zu essen. Die Därme sind 120 Schuh lang, also 15mal länger als das Thier, und dünn, wie bey den Wieseln; das ovale Loch im Herzen offen; Gallenblase. Sie haben 2 Zitzen in den Weichen.

Die Russen nennen dieses Thier Kot.

Man fängt sie nur zwischen dem 50. und 56.° auf den Inseln, nicht aber am vesten Lande, weil sie selten dahin kommen. Im Frühjahr bekommt man nichts als Weibchen, kurz ehe sie werfen, und diese Jungen sind es, welche die schönen, feinen Pelze liefern. Sie ziehen dann nach Norden, so daß man vom Anfang des Juny bis zum Ende des Augusts keine mehr sieht; dann kehren sie mit ihren Jungen nach Süden zurück, und zwar ganz mager und kraftlos. Die Innwohner wundern sich daher sehr, daß sie zu Zeiten in so ungeheuren Heerden kommen und wieder verschwinden. Man glaubt, daß sie in Japan überwintern, also in einem ziemlich warmen Lande, unter dem 40.°, oder am Compagnie-Land unter dem 46.° Nordbreite.

Sie werfen 1, selten 2 sehende Junge mit 32 Zähnen; die Eckzähne noch verborgen. Sind mit sehr feiner und glänzend schwarzer Wolle bedeckt. Die Mütter liegen mit denselben heerdenweise am Strande, und bringen die meiste Zeit mit Schlafen zu, die Jungen aber spielen und streiten mit einander, wie junge Hunde. Der Vater steht dabey und sieht zu; zanken sie sich aber, so kommt er brummend herbey, jagt sie aus einander, küßt und leckt den Sieger, stößt ihn mit dem Maul auf den Boden und freut sich, wenn er sich ernstlich widersetzt. Aus Jungen, die faul und müßig sind, machen sie sich nichts; daher sich

einige beständig bey der Mutter, andere beym Vater aufhalten. Ein Männchen hat 8—15 Weibchen, und bewacht dieselben sehr sorgfältig. Obgleich viele Tausende am Strande beysammen liegen, so sieht man sie doch allzeit in Heerden getheilt, wovon jede eine besondere Familie ist. Ein Männchen hält mit seinen Weibchen, Söhnen und Töchtern zusammen; dabey bleiben auch die Jährlinge, weil sie noch keine Weibchen haben. Eine solche Familie besteht oft aus 120 Stück, und in solchen Haufen schwimmen sie auch im Meer herum. Die alten Männchen aber sondern sich ab, werden sehr fett und kommen allein auf die Inseln. Sie sind sehr mürrisch und grausam, bleiben einen ganzen Monat auf dem Lande, ohne Speise, und schlafen beständig. Was vorbey geht, fallen sie mit äußerster Grausamkeit an; sie sind so wild und hochmüthig, daß sie hundermal lieber stürben, als von ihrem Orte wichen. Sehen sie Menschen, so gehen sie denselben entgegen, halten sie auf, ein jeder besetzt seinen Ort und macht sich fertig zum Schlagen. Auf einer Reise, wo wir sie nicht umgehen konnten, mußten wir uns in einen Streit einlassen und Steine nach ihnen werfen. Sie bissen in dieselben, wie Hunde, erfüllten die Luft mit einem gräulichen Gebrüll und setzten uns immer heftiger zu. Wir trachteten daher ihnen die hervorragenden Augen auszuschlagen und die Zähne mit Steinen entzwey zu werfen; solch ein verwundetes und geblendetes Thier wich aber dennoch nicht von seinem Platze; wenn eines nur irgend einen Schritt zurückweicht, so wird es von den andern mit den Zähnen übel zugerichtet, und so kann man bisweilen auf weite Strecken eine Menge Zweykämpfe sehen. Während dieser Zeit kann man frey neben ihnen vorbeygehen. Die im Meere befindlichen sehen eine Zeit lang dem Kampfe zu, gerathen aber dann auch in Wuth, kommen heraus und mengen sich in das Blutbad.

Ich habe oft einen mit meinem Cosacken angegriffen und ihm nur die Augen ausgeworfen; sodann 4—5 andere mit Steinen geworfen, daß sie mich verfolgten. Ich floh nun zu dem Blinden, und da dieser nicht wußte, ob seine Cameraden ebenfalls flohen, so fiel er sie an, und biß sich etliche

Stunden mit ihnen, während ich von einem erhöhten Orte ruhig zusah. Floh er ins Wasser, so wurde er herausgezogen, endlich todtgebissen, und schon in den letzten Zügen vom Polarfuchs angefressen. Oft streiten 2 eine Stunde lang mit einander; dann legen sie sich hin, lechzen und erholen sich; darauf stehen sie wieder auf, stellen sich wie Fechter gegen einander, neigen die Köpfe und hauen, wie die Eber, von unten nach oben. So lange beide bey Kräften sind, hauen sie nur nach den Vorderfüßen; dann packt der stärkere den andern mit dem Rachen am Leibe, und wirft ihn zu Boden. Sobald dieses die Zuschauer erblicken, laufen sie herbey, um, wie Secundanten, dem Unterdrückten Hilfe zu leisten. Nach dem Streite gehen sie ins Wasser, um ihren Leib abzuspülen. Ende July ist selten einer zu sehen, der nicht mit Wunden bezeichnet wäre.

Sie liefern ihre Schlachten um dreyer Ursachen willen: die allerblutigsten wegen der Weibchen, eine andere wegen des Lagerplatzes, und endlich eine, um Frieden zu stiften. Die Weibchen tragen die Jungen im Maule fort. Lassen sie aber dieselben bey einem Angriff im Stich, so werden sie von dem Männchen in die Höhe und an Felsen geworfen, daß sie halb todt liegen bleiben. Sind sie wieder zu sich gekommen, so kriechen sie, wie ein Wurm, dem Männchen demüthig zu Füßen, küssen sie, und vergießen Thränen in solcher Menge, daß sie, wie aus einem Destillierhelm, auf die Brust herabtröpfeln und sie ganz naß machen. Dabey geht das Männchen mit beständigem Brummen hin und her, wendet die Augen gräulich herum und wirft den Kopf von einer Seite zur andern, nach Art der Landbären. Sieht es endlich, daß man seine Jungen fortträgt, so weint es wie das Weibchen, daß die ganze Brust bis an die Füße naß wird. Schwer verwundet oder beleidigt weinen sie ebenfalls, wenn sie sich nicht rächen können. Uebrigens habe ich auch wahrgenommen, daß die gemeinen Robben ebenfalls weinen, wenn sie gefangen sind.

Außer der Absicht, auf den gegen Osten gelegenen wüsten Inseln ihre Jungen zu werfen, ziehen sie im Frühjahr auch ohne Zweifel dahin, um durch Ruhe, Schlaf und dreymonatlichen

Hunger sich der allzubeschwerlichen Fettigkeit zu entledigen, wie die Landbären zur Winterzeit: denn während des Juny, July und Augusts bleiben sie an derselben Stelle wie ein Stein liegen, sehen einander an oder schlafen, gähnen, strecken sich aus und brüllen, ohne das Geringste zu fressen; sie werden mager und die Haut hängt so locker um sie, wie ein Sack. Die jüngeren dagegen, welche weniger fett sind, paaren sich im July und tummeln sich munter herum. Sie benehmen sich dabey nicht wie andere Thiere, sondern wie Menschen. Ich habe einmal einem dabey eine Maulschelle gegeben, worüber es zwar zornig wurde und brummte, aber doch sein Geschäft noch $^1/_4$ Stunde fortsetzte.

Sie haben dreyerley Laute. Auf dem Lande plärren sie zum Zeitvertreib, wie die Kühe, wenn man ihnen die Kälber genommen hat; im Kampfe brüllen und brummen sie wie Bären; nach erhaltenem Siege machen sie ein lautes und wiederholtes Geräusch, wie die Gryllen, die sich in den Häusern verstecken. Ein verwundeter und von den Feinden überwältigter seufzet sehr stark und faucht wie eine Katze oder Meerotter. Indem sie aus dem Meere gehen, schütteln sie den Leib, streicheln die Brust mit den Hinterfinnen und legen die Haare zurecht. Das Männchen legt die Lippen an die Lippen des Weibchens, als wenn es dasselbe küssen wollte. Wenn die Sonne scheint, so legen sie sich in die Wärme, halten die Hinterfüße in die Höhe und wedeln damit wie schmeichelnde Hunde. Bald liegen sie auf dem Rücken, bald auf dem Bauche, bald auf einer Seite, bald zusammengerollt. Obschon sie vest schlafen, so erwachen sie doch, wenn ein Mensch auch noch so sachte heranschleicht. Ob sie so leise hören oder so gut riechen, weiß ich nicht.

Die Alten laufen selbst nicht vor einem ganzen Haufen von Menschen davon, sondern machen sich fertig zum Streit; nichts destoweniger habe ich auch gesehen, daß ganze Heerden die Flucht ergriffen haben. Pfeift man, so fliehen die Weibchen sogleich. Auch stürzen sich ganze Heerden zu vielen Tausenden ins Meer, wenn sie unvermuthet mit großem Geschrey überfallen werden. Sie schwimmen dann beständig am Strande hin und her, und wundern sich über die ungewöhnlichen Gäste. Sie schwimmen

so schnell, daß sie leicht in einer Stunde 2 deutsche Meilen zurücklegen. Werden sie harpuniert, so ziehen sie den Kahn so reißend nach sich, daß er zu fliegen scheint, kehren ihn auch wohl um, wenn die Schiffer ihn nicht recht zu regieren wissen. Sie schwimmen auf dem Rücken, und lassen dann nur die Hinterfüße bisweilen über dem Wasser blicken. Auf dem Lande werden sie von keinem Läufer übertroffen, und man entkommt ihnen nur, wenn es bergan geht. Sie haben mich einmal länger als 6 Stunden verfolgt, und endlich gezwungen, mit der größten Lebensgefahr über eine steile Anhöhe zu klettern. Sie klettern auf Felsen, wie die gemeinen Robben, mit den Vorderfüßen, krümmen den Rücken und schnellen mit den Hinterfüßen vorwärts.

Ihre Zahl auf der Beringsinsel ist so groß, daß sie den ganzen Strand bedecken. Mich und meinen Cosacken haben sie oft so gejagt, daß wir den Strand verlassen und über die Bergspitzen mühsam unsern Weg finden mußten. Die Meerottern und gemeinen Robben fürchten sich sehr vor ihnen, und werden daher selten in ihrer Nähe gesehen; die Löwenrobben dagegen (**Phoca jubata**) wohnen in großen Heerden unter denselben, und machen sich ihnen furchtbar; sie nehmen die besten Stellen ein, und die Bärenrobben erregen nicht gern in ihrer Gegenwart einen Streit, um nicht so grausame Schiedsrichter zu bekommen. Unterdessen ist zu bemerken, daß sie nicht, wie die Löwen- und gemeinen Robben und die Meerkühe (**Manatus borealis**), an allen Ständern dieser Inseln gefunden werden; sondern nur an der südlichen Seite, welche gegen Kamtschatka liegt, ohne Zweifel, weil sie diese Gegend zuerst zu Gesicht bekommen, wenn sie von dem Vorgebirge Kronozky gegen Osten ziehen. Sie haben ein so hartes Leben, daß 2 oder 3 Menschen sie kaum mit 200 Keulenschlägen nach dem Kopfe tödten können. Man muß oft zwey- bis dreymal ausruhen, um wieder Kräfte zu sammeln: wenn auch alle Zähne aus dem Rachen, die Hirnschale in kleine Stücke zerschlagen und das Gehirn fast gänzlich ausgespritzt war; so blieb das Thier dennoch auf seinen Füßen stehen und wehrte sich. Ich schlug einem die Hirnschale entzwey und die Augen aus; darauf blieb

es noch länger als 2 Wochen, wie eine Bildsäule, stehen und lebte so lange.

An Kamtschatka gehen sie selten ans Land, und werden daher im Wasser harpuniert. Das Thier schießt wie ein Pfeil fort und zieht den Kahn nach, bis es sich verblutet hat. Dann wird es herangezogen, mit Spießen durchstochen, und, wenn es noch den Kahn umzuwerfen droht, mit Aexten und Keulen auf Kopf und Vorderfüße geschlagen. Man fängt aber nur unerwachsene Männchen und trächtige Weibchen, weil man sich an die großen nicht wagt. Jährlich kommen viele Bärenrobben, Alters oder Wunden halber, auf die Inseln, so daß an manchen Orten der Strand so voll Knochen liegt, als wenn eine Schlacht wäre gehalten worden. Steller, Novi comment. petrop. II. 1749. 331. tab. 15. (Sonderbare Meerthiere 1753. 8. 107. T. 1. F. 2. 3.)

Man sollte fast glauben, daß dieses Thier in Chili lebe, weil Molina ein solches mit ähnlicher Größe, Gestalt und Lebensart beschreibt unter dem Namen Urigne (Phoca lupina).

Es hat ebenfalls zweyerley Haare, kurze Ohrmuscheln, unten nur 4 Schneidzähne, ein Maul, daß eine schuhdicke Kugel hinein gienge, grunzt wie Schweine und brüllt wie Ochsen, klettert gern auf die höchsten Felsen, um zu schlafen, wendet den Hals schnell hin und her, schwimmt mit unglaublicher Geschwindigkeit, ist sehr gefährlich und frißt gern Wasservögel. Es soll zwar vorn nur 4 Zehen haben, was aber vielleicht ein Versehen ist.

Die Chileser erschlagen eine große Menge, und machen aus den Häuten vorzüglich Flöße, womit sie über die Flüsse setzen oder im Meere fischen. Man näht daraus 2 große, 8—10 Schuh lange Ballone, und verbindet sie mit 3 Querstücken Holz. Auch werden daraus Schuhe und die besten Wasserstiefel gemacht, aus dem Speck der beste Thran. Chili 244.

7) Die Löwenrobbe (Ph. jubata, leonina), Dampiers und Stellers Meerlöwe,

wird gegen 20 Schuh lang, ist fuchsroth, der Hals mit krausen Haaren umgeben, wie eine Löwenmähne; hinten nur 3 Nägel. Buffon, Suppl. VI. 358. tab. 48. Schreber 83. B.

Dieses ungeheure Thier scheint im ganzen stillen Meere vorzukommen und von da des Sommers nach dem höchsten Norden ziehen, wo es Steller auf der Beringsinsel beobachtet hat. Es stimmt in Gestalt und Bau aufs genaueste mit der Bärenrobbe überein, ist aber noch einmal so groß und schwer, und kann wohl 36—40 Pud (16 Centner) wägen; das Männchen hat eine Mähne; die Haare sind überhaupt dicht, steif und feuerroth, wie an den Kühen; Zähne viermal länger und breiter, die Augen schneeweiß, Iris glänzend grün, wie Smaragd, das Fleisch im innern Augenwinkel zinnoberroth, Ohren 1½ Zoll lang. Die gekräuselte Mähne um den Hals gibt seiner Gestalt keine geringe Schönheit.

Obschon indessen dieses löwenartige Thier gräßlich aussieht und bös oder hitzig scheint, auch an Kräften die Bärenrobbe weit übertrifft, dabey schwer zu überwinden ist, und, wenn es in Noth kommt, aufs grausamste kämpft, endlich durch seine Löwengestalt die Augen und das Gemüth erschreckt; so fürchtet es sich doch dermaaßen vor den Menschen, daß es beym Anblick derselben sich schleunigst auf die Flucht macht und vom Lande ins Wasser eilt. Wird es mit einem Stock oder mit Geschrey aufgeweckt, so entsetzt es sich so sehr, daß es mit tiefem Seufzen entläuft und auf der Flucht beständig fällt, weil es vor Zittern und allzugroßer Angst seiner Glieder nicht mächtig ist. Treibt man es aber so sehr in die Enge, daß es nicht mehr entfliehen kann; so geht es gerade auf den Verfolger los, wirft vor Zorn den Kopf hin und her, brummt, brüllt und jagt auch den herzhaftesten Mann in die Flucht. Die Probe davon hätte mich beynahe selbst ins Verderben gebracht; daher wird es von den Kamtschadalen nie im Meer verfolgt, weil es die Kähne umstößt und die Schiffer aufs grausamste umbringt; auch wagt man nicht es auf dem vesten Lande öffentlich anzugreifen, sondern hinterlistigerweise zu überfallen. Wenn es schläft, so kriecht einer, der sich auf seine Kräfte und Füße verlassen kann, stillschweigend unter dem Wind, mit dem eisernen oder knöchernen Spieß, der von der Stange abgeht, heran, und stößt ihn durch einen Vorderfuß; seine Cameraden halten den Riemen,

welcher aus dem Felle eines solchen Thiers gemacht ist, vest, und wickeln ihn um einen Stein oder Pfahl. Will das verwundete und erwachte Thier entfliehen, so schießen andere mit Pfeilen oder Spießen auf es los, und schlagen es zuletzt mit Keulen todt. Treffen sie es auf einem einsamen Felsen, so wecken sie es mit giftigen Pfeilen. Es kommt sodann aus dem Meerwasser, welches seinen Schmerz vermehrt, ans Land und wird dann getödtet oder stirbt von selbst in 24 Stunden. Wer es wagt, diese Thiere zu tödten, steht bey den andern in großem Ansehen, und viele gehen nicht bloß wegen des schmackhaften Fleisches, sondern aus Ruhmsucht, auf diese gefährliche Jagd. Sie wagen sich oft mit ihren elenden Kähnen von Baumrinde oder Thierhäuten auf 4—5 Meilen weit entfernte Inseln, und laden 2—3 Thiere hinein, daß der Rand oft kaum über das Wasser hervorsteht; sie würden sich aber schämen, aus Angst vor dem Tode eines zurück zu lassen. Fett und Fleisch sind überaus schmackhaft, besonders von Jungen; die Gallert aus den Füßen ist ein Leckerbissen.

Einem Männchen folgen gewöhnlich 3—4 Weibchen im August und September, und werfen im Anfange des July. Die Männchen begegnen den Weibchen viel sanfter, als bey den Bärenrobben, und vergelten ihre Schmeicheleyen; beide aber sorgen nicht sehr für ihre Jungen, und ich habe gesehen, daß Mütter dieselben im Schlafe todtgedrückt haben; auch machten sie sich nichts daraus, wenn ich oft die Jungen vor den Augen der Alten mit dem Messer schlachtete und ihnen die Eingeweide vorwarf. Diese Jungen sind nicht so lebhaft und munter, wie die jungen Bärenrobben, sondern schlafen fast beständig, und treiben auch ihr Spiel nur schläferig. Gegen Abend begeben sich die Mütter mit ihnen ins Meer und schwimmen ruhig am Strande; werden die letzteren müde, so setzen sie sich der Mutter auf den Rücken und ruhen aus; diese wälzt sich aber wie ein Rad und wirft die trägen Jungen ab, um sie zum Schwimmen zu gewöhnen. Ich habe ganz jung geborene ins Meer geworfen; sie konnten aber nichts weniger als schwimmen, sondern schlugen

das Wasser unordentlich mit den Finnen und suchten das Land zu gewinnen.

Obschon diese Thiere sich sehr vor Menschen fürchten, so habe ich doch bemerkt, daß sie sie gewohnt werden, wenn man oft und friedlich mit ihnen umgeht, besonders zu der Zeit, wo die Jungen noch nicht fertig schwimmen können. Ich habe mich einmal 6 Tage lang mitten unter einer Heerde, jedoch auf einem erhöhten Ort, in einer Hütte aufgehalten, und ihre Lebensart sehr genau beobachtet; sie lagen rings um mich her, sahen das Feuer an und gaben auf alles Acht, was ich machte; entflohen auch nicht mehr, obschon ich unter ihnen herum gieng, die Jungen ergriff, tödtete und die Beschreibung davon aufsetzte. Sie stritten auch heftig unter einander über den Ort und die Weibchen, eben so hitzig, wie die Bärenrobben, und mit denselben Gebärden. Eines, dem das Weibchen genommen war, stritt mit allen übrigen 3 ganze Tage lang, und war mit mehr als Hundert Wunden überall zerfleischt. Die Bärenrobben mengen sich nie in den Streit, und sehen sich sogleich nach der Flucht um, wenn ein solcher entsteht; auch mit ihren Weibchen und Jungen lassen sie die Löwenrobben spielen, ohne sich zu mucksen; sie vermeiden überhaupt ihre Gesellschaft, so viel als sie können.

Die Löwenrobben scheinen sehr alt zu werden, denn sie bekommen endlich einen grauen Kopf. Sie können sich ebenfalls mit den Hinterfüßen Kopf und Ohren kratzen. Sie plärren wie die Ochsen; die Jungen blöken wie die Schafe, und es kam mir oft vor, als wenn ich der Hirt unter einer Viehheerde wäre, nach welchem sie sich richten müßte. Es gibt Sommers und Winters auf diesen Inseln; nichts desto weniger kommen mit dem Frühling andere mit der Bärenrobbe zugleich an; auch an Kamtschatka finden sie sich das ganze Jahr. Ich habe sie in großer Anzahl an America gesehen. Sie gehen nicht über den 56.° hinaus. Man fängt sie häufig um das Vorgebirg Kronozky, an der Insel Ostrowna, und vom Meerbusen von Awatscha an bis zu den kurilischen Inseln, und selbst bis zu der Insel Matmey gegen Japan, aber nicht im penschinischen Meer. Sie fressen Fische und gemeine Robben, wahrscheinlich auch Meer-

ottern. Im Juny und July, wo sie auf der Insel ihre Jungen aufziehen, fressen sie fast gar nichts, werden sehr mager und schlafen beständig. Steller, Novi comment. petrop. II. 1749. 360. (Sonderbare Meerthiere. 1753. 152.)

Pernetty hat sie auch auf den Falklandsinseln beobachtet, und Forster an der Magellansstraße, mithin auf der südlichen Erdhälfte. Pernetty, Expedition. 1775. 8. II. 47. Taf. 10. Forster in Cooks zweyter Reise IV. 55.

B. Schreitende Schleichthiere. Marder und Dachse,

können die Hinterfüße unterschlagen und auf allen Vieren gehen; haben verschieden gestaltete Backenzähne, worunter der Mahlzahn sehr breit ist, ohne Kornzahn; Schneidzähne 6.

3. G. Die Marder (Mustela)

sind meist kleine, feinbehaarte und schleichende Thiere mit kurzen und schief stehenden Füßen, spitzigen, kurzen Ohren und einem ziemlich langen Schwanz; kein Drüsensack am Gesäß; der Reißzahn groß und zackig, der Mahlzahn sehr breit und quer, oben 2 oder 3 Lückenzähne, unten 3.

Die einen treten auf die Zehenspitzen, die andern auf ganze oder halbe Sohlen.

a. Zehen- oder ballentretende.

Es gibt mit und ohne Schwimmhaut.

1. Mit Schwimmhäuten an allen Füßen; unten und oben 3 Lückenzähne. Fischottern (Lutra).

1) Die Meer-Fischotter (M. lutris)

wird 3 Schuh lang, fast so schlank als eine Robbe; die Hinterfüße sehr kurz, der Schwanz 1 Schuh lang, die Nase nackt, unten nur 4 Schneidzähne; das sammetartige Fell ist meistens glänzend schwarz, am Kopf aber mit Weiß untermischt. Schreber T. 128. 128*.

Diese Fischotter liefert das kostbarste Pelzwerk, und findet sich nur in dem kalten Meer zwischen Asien und America, wo sie in ungeheurer Menge gefangen und in den Handel gebracht wird.

Steller hat sie in Kamtschatka genauer beobachtet und beschrieben. Sie ist fast noch einmal so groß als die gemeine Fischotter, und wiegt 70—80 Pfund; Kopf wie bey der Fischotter und ziemlich rund, fast wie bey einem Mops; die Ohren aufrecht und behaart; die Zunge etwas ausgeschnitten; der Hals dünner als der Kopf; die Füße ganz frey, Vorderfüße 12 Zoll lang, die hintern 15; überall 5 Zehen, bis an die Klauen behaart, selbst die Schwimmhaut, wie bey den Robben; der Schwanz wie bey der gemeinen Fischotter, breit an seinem Anfang, beträgt aber nur den vierten Theil der Leibeslänge.

Die Haare sind sehr weich und stehen sehr dicht, sind aber von verschiedener Länge, Stachel- und Wollhaare; beide sind schwarz und jene 1—1½ Zoll lang. Welche am meisten lange haben, besonders auf Rücken, Seiten und Schwanz, werden am höchsten geschätzt; an dem Kopf und den Füßen sind sie kürzer. Es gibt jedoch auch braune, wie die gemeine Fischotter, welche aber nicht hoch geachtet werden.

Manchen fehlen auch die langen Haare gänzlich, und sind deßhalb nicht geachtet. Endlich gibt es auch ganz weiße, aber höchst selten, wahrscheinlich sehr alte, weil sie sehr groß und außerordentlich schlau sind, und sich kaum fangen lassen. Sie schwimmen vortrefflich und laufen sehr schnell, und man kann nichts schöneres sehen, als dieses in Seiden gehüllte und schwarz glänzende Thier wann es läuft; sie haben 2 Zitzen in den Weichen. Mit ihren Füßen reißen sie Muscheln von den Felsen und Schüsselschnecken, fressen auch Krebse und kleine Fische. Ihr Unrath ist vest, wie bey den Hunden; die Därme 20mal so lang als der Leib.

Die Felle sind viel besser als die Zobelfelle, weil sie mehr glänzen und viel später verschießen, aber die Haut ist dicker, wiegt gewöhnlich 3½ Pfund und wird daher beym Tragen lästig. Ganz schwarze fängt man selten; die bessern haben einen silbergrauen Kopf, die schlechtern einen braunen, mit grauen Haaren untermischt; die schlechtesten haben nur braune Wolle, und diese sind meistens träg, schläferig und dumm, liegen immer auf Eis oder Felsen, gehen langsam und lassen sich leicht fangen, als

wenn sie es wüßten, daß man ihnen weniger nachstellt; indessen haben sie immer einen schönen Schwanz, mit langen, schwarzen Haaren, wahrscheinlich, weil sie denselben unter den Leib schlagen, während sie die andern Haare auf dem Sande abreiben oder auf dem Eise durch Anfrieren verlieren. Je schönern Pelz die Thiere haben, desto munterer, schlauer und hurtiger sind sie auch, und sehen sich vorher beständig um, richten die Nase nach allen Seiten und legen sich dann erst schlafen, aber immer in der Nähe des Meers. Schlafen ganze Heerden am Strande, so stehen immer einige von den schönern auf der Wache und wecken die andern bey Gefahr.

Die Felle der Weibchen sind kleiner, haben schönere und zartere Haare auf dem Rücken und längere an der Unterseite; also gegen die Regel, nach welcher die Männchen gewöhnlich schöner gefärbt sind. Auch ihr Fleisch ist zarter und schmackhafter.

Sie hären sich im July und August, jedoch nur wenig, und werden etwas brauner. Die besten Felle sind die vom März, April und May. Vor 15 Jahren (also jetzt etwa vor 100) konnte man das beste Fell für ein Messer oder einen Feuerzeug kaufen, und die russischen Kaufleute gaben sie für 5 oder 6 Rubel, die von mittelmäßiger Güte für 4; zu Jakutzk galten jene 8—10 Rubel. Seitdem aber die Chinesen so hohen Werth darauf legen, kostet ein Fell schon 25—30 Rubel, ein bloßer Schwanz, den man zu Kappen und Handschuhen braucht, 1½—2. Die meisten kommen nach China, wo man bisweilen für die besten 70—80 Rubel löst; ja man bekommt oft so viele Waaren dafür, daß die zurückkehrenden Kaufleute in Irkutzk dieselben für 100 Rubel los werden. Da die Chinesen meistens seidene Kleider tragen, so ziehen sie die schwereren Pelze den leichteren Zobelpelzen vor, weil sie besser anschließen und den Wind abhalten. Sie verbrämen daher damit handbreit ihre Kleider ringsum, wie es die Kalmucken und Russen thun. In Kamtschatka gibt es keinen größern Staat, als ein Kleid, wie ein Sack zusammengenäht, aus den weißen Fellen der Rennthierkälber, mit Otterpelz verbrämt. Diese Kleider halten aber nicht warm, und werden

leicht feucht. Vor einigen Jahren trug noch alles Meerotter-Kleider, wie früher von Fellen des Eisfuchses und des Zobels. Das hat aber aufgehört, seitdem sie so theuer geworden; auch hält man jetzt die Hundsfelle für schöner, wärmer und dauerhafter.

Man fängt sie an Kamtschatka nur zwischen dem 56. und 50. Grad; im penschinischen Meer gibt es keine; auch gehen sie nicht südlicher als bis zur dritten kurilischen Insel. Man hält dafür, daß sie in Asien nur Gäste sind, weil sie des Winters, wenn der Ostwind nur 2 Tage weht, auf dem Eise angetrieben werden, mithin wahrscheinlich aus America kommen. Bey langen Wintern werden daher viel mehr gefangen als bey kurzen und milden, weil es dann an Eis fehlt und die Thiere selbst nicht weit schwimmen, auch nicht über 4 Tage Hunger leiden können. Das ovale Loch in ihrem Herzen ist verschlossen.

Am meisten werden im Hornung, März und April gefangen, wozu aber viel Mühe und Verwegenheit erforderlich ist. Wenn der Ostwind das Eis antreibt, daß das Meer oft Meilen weit davon bedeckt ist; so bauen die Einwohner Strohhütten und gehen auf hölzernen, 6 Schuh langen und 8 Zoll breiten Sohlen, mit einer Keule und einem Messer, bisweilen auch mit einem Hund hinaus auf das Eis, schlagen die Meerottern todt, ziehen sie ab und lassen das Fleisch liegen, wenn es zu weit vom Land ist. Dabey wird das Eis oft von den Wellen hin und her getrieben, gehoben und gesenkt, so daß man mit Erstaunen und Angst den verwegenen Jägern zusieht. Leichter und reichlicher ist der Fang, wenn das Eis lang am Strande steht. Bey anhaltendem Wirbelwind wissen die Meerottern nicht, ob sie auf dem Eis oder dem Lande sind, und laufen daher mehrere Stunden weit herein, wobey oft ein einziger Mann 30—40 erschlägt.

Im Sommer fängt man sie auf viererley Art; wenn sie im Meer auf dem Rücken schlafen, so werden sie mit Spießen erstochen; wenn sie wachen, so treibt man sie mit 2 Kähnen herum, bis sie ermatten: denn sie können nicht über 2 Minuten unter Wasser bleiben. Zur Zeit der Ebbe klettern sie auf die

trocken werdenden Klippen, um zu schlafen; dabey werden sie mit Keulen erschlagen. Endlich fängt man sie mit Netzen, die man an Orte stellt, wo es viel Tange gibt, in welchen die Meerottern Schnecken und Krebse finden; sie fressen übrigens auch Dintenschnecken, kleine Fische aller Art, und selbst das Fleisch warmblütiger Thiere; auch legt man aus Holz geschnitzte und mit Kohlen geschwärzte Bilder, welche den Thieren einigermaaßen ähnlich sind, auf die Netze; sie schwimmen herbey, um damit zu spielen, und werden gefangen. Im Netz verwickelt, beißen sie sich in der Angst die Füße ab; sind es mehrere, so zerfleischen sie einander und kratzen sich die Augen aus.

Auf der Beringsinsel leben sie das ganze Jahr in so großer Menge, daß man nicht Hände genug hat, sie zu tödten. Wir haben in wenigen Monaten über 800 bekommen. Sie lieben das süße Wasser, und steigen im Sommer hoch in die Flüsse hinauf, suchen an warmen Tagen schattige Oerter zwischen den Bergen, und treiben daselbst mancherley Spiel, nach Art der Affen. An Munterkeit, Spiellust und Schnelligkeit im Laufen übertreffen sie alle andern Thiere, welche zugleich im Wasser und auf dem Land leben können. Beym Schlafen auf dem Land liegen sie krumm, wie die Hunde; kommen sie aus dem Meer, so schütteln sie sich ab und putzen sich mit den Vorderfüßen, wie die Katzen. Sie laufen so geschwind als ein Läufer, und mit vielen Umschweifen. Wird ihnen endlich der Weg zum Meer verrammelt; so bleiben sie keuchend stehen, machen einen Katzenbuckel, zischen und drohen auf den Feind zu springen. Man braucht ihnen aber nur einen Schlag auf den Kopf zu geben, so fallen sie wie todt nieder und bedecken die Augen mit den Pfoten. Auf den Rücken lassen sie sich geduldig schlagen; sobald man aber den Schwanz trifft, kehren sie um und halten, lächerlich genug, dem Verfolger die Stirn vor. Manchmal stellen sie sich auf den ersten Schlag todt und laufen davon, sobald man sich mit andern beschäftigt. Wir trieben sie bisweilen in die Enge und hoben die Keulen in die Höhe, ohne zu schlagen; sie legten sich nieder, schmeichelten, sahen sich um und krochen sehr langsam und demüthig, wie die Hunde, zwischen uns

durch; sobald sie sich aber außer Gefahr sahen, eilten sie mit großen Sprüngen nach dem Meer. Sind sie der Keule entgangen, so machen sie die lächerlichsten Gebärden, als wenn sie den Jäger verspotten wollten; sie halten einen Fuß über den Kopf, als wenn ihnen die Sonne lästig wäre, und sehen den Menschen beständig an, legen sich auf den Rücken und tauchen unter. Sie können auf alle Art schwimmen, auf dem Bauche, dem Rücken, den Seiten und aufrecht; dann spielen sie mit einander, umarmen und küssen sich.

Man sieht sie das ganze Jahr mit Jungen, deren sie aber nur eines werfen und zwar sehend und mit allen Zähnen wie bey den Robben. Im zweyten Jahr sind sie reif und halten paarweise zusammen. Die Weibchen werfen auf dem Lande und tragen das Junge im Maul, auf dem Rücken schlafend im Meer zwischen den Vorderfüßen, wie eine Mutter ihr Kind in den Armen hält; sie spielen mit demselben wie eine liebreiche Mutter, werfen es in die Höhe und fangen es wie einen Ball, stoßen es ins Wasser, damit es schwimmen lerne, und nehmen es, wenn es müd geworden, wieder zu sich und küssen es, wie Menschen. Die Liebe der Mütter zu ihren Jungen übersteigt allen Glauben. Wie auch die Jäger ihnen zu Land oder zu Wasser zusetzen mögen; so lassen sie doch die im Maul getragenen Jungen nicht, außer in der letzten Noth oder im Tode, und kommen deßhalb oft um. Ich habe den Weibchen absichtlich die Jungen genommen, um zu sehen, was sie thäten; sie jammerten wie ein betrübter Mensch, und folgten mir von fern wie ein Hund als ich sie forttrug, riefen ihre Jungen mit einer Stimme gleich dem Wimmern der Kinder. Da die Jungen auf ähnliche Art antworteten, so setzte ich sie in den Schnee: die Mütter kamen herbey und stellten sich bereit, dieselben fortzutragen. Als ich nach 8 Tagen wieder an den Ort kam, traf ich ein sehr trauriges Weibchen, welches sich, ohne Miene zu entfliehen, todt schlagen ließ. Es war in der kurzen Zeit so abgemagert, daß es bloß aus Haut und Bein bestand. Dieselbe Erfahrung habe ich nachher noch einigemal gemacht. Einmal sah ich eine Mutter mit ihrem einjährigen Jungen schlafen; als

ich mich näherte, suchte sie dasselbe zu wecken. Da es aber nicht fliehen, sondern schlafen wollte; so faßte sie es mit den Vorderfüßen und wälzte es, wie einen Stein, ins Meer.

Ihre Augen nützen ihnen nicht viel, desto mehr die Nase und das Gehör; sie leben sehr friedlich mit einander, zanken sich nie und werden ohne Zweifel sehr alt. Sie fürchten die Bären- und Löwenrobben, mögen auch die gemeinen nicht, und vermeiden daher ihre Wohnplätze.

Das Fleisch ist viel zarter und schmackhafter als das der Robben, besonders der Weibchen, welche kurz vor dem Setzen am fettesten sind. Das der Jungen ist eine gar große Leckerey, und kaum von dem der Lämmer zu unterscheiden. Meerotternfleisch war unsere meiste Kost auf der Insel, das uns niemals zuwider wurde, obschon wir es täglich und ohne Brod aßen; auch hat es uns vom Scorbut befreyt. Die Innwohner halten das Adlerfleisch für das beste, und dann das der Meerotter. Steller, Novi commentarii petrop. II. 1749. 367. tab. 16. (Sonderbare Meerthiere 161.)

Alle folgenden haben oben und unten 6 Schneidzähne.

2) Die gemeine Fischotter (M. lutra), Loutre,

ist etwas über 2 Schuh lang und 1 hoch, der Schwanz halb so lang als der Leib, der oben dunkelbraun, in der Jugend fast schwarz, unten graulichweiß, Vorderzehen unbehaart.

Findet sich an den Flüssen von ganz Europa und im nördlichen Asien bis Kamtschatka, auch in Persien, nicht in America, und bey uns nicht häufig; war den Alten bekannt.

Das Fell hat Woll- und Stachelhaare, welche letztere eigentlich grau sind, nur an den Spitzen braun, im Winter dunkler, und dann am meisten geschätzt, im Alter gelblich; unter dem Kinn und an den Seiten der Nase meist ein weißer Flecken. Das Haar nimmt kein Wasser an, und soll electrisch leuchten, wenn das Thier des Nachts durch das Wasser schwimmt; Sehloch rund, Ohren kurz; 4 Zitzen in den Weichen. Sie scharren unter dem Wasser etwa 4—5 Schuh lange Gänge schief nach oben, damit sie trocken liegen, besonders gern unter Baumwurzeln, und zwar an verschiedenen Stellen, je nachdem sie mehr Fische

finden; auch benutzen sie gern Fuchshöhlen, wenn sie nicht zu weit vom Wasser entfernt sind. Sie fressen außer den Fischen auch Krebse, Frösche und Wasserratten. Sie fischen in bewohnten Gegenden nur bey Mondenschein, schwimmen den Strom aufwärts 2—3 Stunden weit, und stecken von Zeit zu Zeit den Kopf heraus, um Athem zu holen und zu wittern. Sie holen die Krebse und Fische unter den Steinen hervor oder aus ihren Löchern, und fressen sie an der Oberfläche, die großen aber am Lande; des Winters gehen sie durch Wuhnen unter das Eis, und kommen durch andere wieder heraus. Sie sind außerordentlich scheu, riechen und sehen gut, und suchen schon von Ferne sich in ihre Höhlen zu retten, was, ungeachtet ihrer kurzen Beine, doch hurtig geht. Sie sind übrigens sehr boshaft und listig, wehren sich und beißen heftig nach ihrem Feind. Im Hornung locken sie sich mit einem anhaltenden Pfiff, tragen sodann Gras und dergleichen in ihr Loch, und werfen nach 9 Wochen 2—3 blinde Junge, welche erst nach 8 Wochen auf den Fischfang gehen und nach 2 Jahren ausgewachsen sind.

Schottky hat jedoch bemerkt, daß sie zu verschiedenen Jahrszeiten Junge haben, im October und December. Sie verbergen das Lager sehr vorsichtig, und lassen in seiner Nähe nie etwas von ihrem Raub oder ihrer Losung liegen. (Isis 1830. 312.)

Obschon sie, wegen ihrer Wildheit, nie zahm werden, so kann man sie doch zum Fischfang abrichten, wenn man sie ganz jung mit Milch und Brod aufzieht; später fressen sie alles, was auf den Tisch kommt.

An Fischen und Teichen sind sie schädlich, und werden daher von den Jägern entweder mit Tellereisen vor ihrem Loch gefangen, oder geschossen, oder endlich, nachdem man die Höhle verstopft hat, ausgegraben und todtgeschlagen. Sie wägen gegen 40 Pfund, und das übrigens zähe Fleisch wird als Fastenspeise, wie Fische, gegessen; Darm 10 Schuh lang. Das beste daran ist der Pelz, welcher von den Kürschnern zu Muffen und Verbrämungen gebraucht wird. Er ist gut im Sommer und Winter, weil sie sich nur im Herbst ein wenig hären. Aus den feinen

Haaren, welche jedoch nur halb so lang sind als die des Bibers, macht man auch Hüte, und aus den Schwanzhaaren Pinsel. Ein Balg kostet 20 fl. und mehr. Bechstein, Naturg. I. 1801. 821. Buffon VII. S. 134. T. 11—16. Perrault, Mém. acad. III. 1. 150. T. 21. 22. Schreber III. 457. T. 126. A. Ridingers wilde Thiere T. 28. Fr. Cuvier, Mammif. livr. 33. 1821.

Sie findet sich an allen großen Flüssen und Seen von ganz Rußland und Sibirien, bis Kamtschatka, mit Ausnahme der nördlichsten Gegenden; auch in der großen Tatarey, am Caucasus, besonders am Kur, in Persien und wahrscheinlich auch in Indien, wo es übrigens ein halb Dutzend Gattungen gibt.

Sie lieben waldige Gebirgsgegenden, graben Höhlen unter dem Wasser in das Ufer, meistens mit 2 Ausgängen, worinn 2 oder 3 Thiere wohnen. Sie fressen besonders gern die Köpfe der Fische, auch Mäuse und Wasservögel, und werfen im Frühjahr meistens 2 Junge. Ihr Gang ist kriechend; auf dem Schnee aber und Eis rutschen sie wegen ihres glatten Felles sehr schnell fort, und helfen sich dabey mit dem starken Schwanze. Angegriffen werfen sie sich auf den Rücken, oder stellen sich auf die Hinterbeine und beißen muthig um sich, ohne eine Stimme hören zu lassen. Sterben sie aber, so jammern sie wie Kinder. Sie brauchen die Vorderfüße wie Hände; schlafen auf dem Bauch. Das Gewicht ist 17 Pfund; die Länge 2 Schuh, der Schwanz 1; in Kamtschatka werden sie mit dem letztern 4 Schuh lang. Die 2 Drüsenbälge sind so groß wie eine Nuß, öffnen sich aber nicht nach Außen, sondern in den Mastdarm. Pallas, Zoogr. ross. I. 76. Schädel von Berthold. Isis 1830. 570.

Es gibt auch in Ostindien, am Vorgebirg der guten Hoffnung und in Nordamerica, welche kaum verschieden sind, obschon man sie als eigene Gattungen aufführt.

3) Die brasilische (L. brasiliensis), Saricovienne,

ist ein wenig größer, röthlichbraun, hat eine weißliche Kehle, kürzere Haare und einen breitern Schwanz, auch eine behaarte Schnauze.

Sie findet sich in ganz Süd- und selbst Nordamerica, namentlich in Brasilien, Paraguay, Guyana, Canada.

In Brasilien sind sie sehr zahlreich an den großen Flüssen, in ganzen Banden beysammen, wo man sie von ferne pfeifen, fauchen und schnarchen hört. Sie haben ganz die Lebensart der europäischen, schwimmen truppweise sehr hurtig stroman, gaukeln um die Kähne, und stecken bald da, bald dort den Kopf mit einem Fisch im Rachen herauf, als wenn sie ihn zeigen wollten. Sie sind fett im Hornung und März. Da sie in so menschenleeren Gegenden wenig beunruhigt werden, so werden sie auch viel größer, als die unserigen, sind auch weniger scheu und lassen sich leichter schießen; dennoch bekommt man sie selten, weil sie untertauchen und verschwinden. Der Pelz wird in der Nähe der Städte ebenfalls gut bezahlt. Länge fast 3 Schuh, Schwanz fast 2. Wieds Beytr. II. 1826. 320.

In Paraguay und Cayenne scheint jede Familie einen kleinen District im Wasser einzunehmen; sie leben ebenfalls in Uferlöchern, recken oft den Kopf über das Wasser, und tragen den Fisch auf einen Stein oder ans Land, um ihn zu verzehren; sie haben 4 Zitzen, und sollen 2 behaarte Junge werfen. Eine jung aufgezogene wurde sehr zahm, lief frey im Hofe herum, spielte mit Hund und Katze, that dem Geflügel nichts, fraß außer den Fischen auch Fleisch, Brod und Cassave, und legte ihren Unrath immer an derselben Stelle ab; indessen ließ sie doch nicht mit sich spielen und blieb immer bissig. Sie war aber gar nicht hurtig, und man konnte sie selbst im Zorn am Rücken in die Höhe ziehen, wobey sich die Haut so ausdehnte, als wenn sie gar nicht ans Fleisch gewachsen wäre. Das Fleisch wird nicht gegessen, selbst nicht von den Indianern. Länge 3½ Schuh, Schwanz 1½. Azara, Quadrupèdes I. 1801. 348.

Ihre Rollzeit fällt in den July und August, d. h. in den dortigen Winter. Sie werfen 2—3 Junge in einer 4—5 Schuh tiefen Höhle am Ufer, und halten sich paarweise zusammen; sie schlafen am Land während der Nacht- und Mittagszeit, zusammengerollt, und gehen jedesmal aus dem Wasser, wann sie ihre Nothdurft verrichten. Da weder das Fleisch, noch der Pelz gebraucht werden, so haben sie keinen andern Feind, als den Jaguar und eine 18 Schuh lange Wasserschlange. Rengger,

Paraguay. 1830. 128. Lutra paranensis. Marcgrave, Jiya, Carigueibeiu, 234. Fig. Buffon XIII. 319. Saricovienne, Suppl. VI. 287.

In Canada fängt man diese Fischottern (Lutra canadensis) in Menge an den Seen mit Fallen, worein man eine Forelle als Köder legt. Des Morgens werden sie von den Sclaven untersucht und zusammengetragen. Die Jagdpartie, bey welcher Lahontan war, bekam in wenig Tagen 150 Pelze, welche viel besser sind, als die in Schweden und Rußland; dennoch kaufte man das Stück für 2 Laubthaler, während man in Frankreich 6—10 erhält, wenn sie recht schwarz und dicht sind. Außerdem fieng man Bisamratten, Hirsche, Elennthiere und Bären. Voyages 1705. 8. 99. Buffon XIII. 322. T. 44. Schreber T. 126. B.

Man hält sie jetzt für verschieden von der brasilischen. Sie ist etwas größer als die europäische, 3½ Schuh lang, und hat einen kürzeren Schwanz; Pelz im Sommer fast schwarz, im Winter schön röthlichbraun, außer einem grauen Flecken unter dem Kinn; fast eben so fein als die Biberwolle, aber etwas kürzer. Sie findet sich in Menge im stillen Meer und an der Hudsonsbay, läuft schnell auf dem Schnee, taucht gut, frißt besonders gern die Köpfe der Fische und wirft im April 1 bis 3 Junge. Jährlich werden 7—8000 Bälge nach England gebracht. Richardson, Fauna bor. am. I. 1829. 4. Nro. 20.

4) Die kleine Fischotter oder Sumpfotter, auch Nörz und Mänk (M. lutreola),

ist nicht größer als ein Iltis, 14 Zoll lang, Schwanz 5; Färbung braun, hat ziemlich die Gestalt der Fischotter, mit weißer Schnauze, hat zwar Schwimmhäute, gleicht aber im runden Schwanz und Gebiß dem Iltis.

Die Heimath dieses wieselartigen Thierchens ist der Norden von Europa, Finnland, Polen und ganz Rußland bis an den Ural, aber nicht weiter, weil in Sibirien die Krebse fehlen, welche es besonders gern frißt; in Deutschland findet es sich nur in Schlesien und den Ostseeländern, und erstreckt sich etwa

vom 50—65.°, scheint aber in Schweden zu fehlen. Nilsson, Skand. Fauna I. 1820. 28.

Es kommt unter dem Namen Nörz, der übrigens polnisch ist, schon bey Albertus M. vor, und Geßner hat Pelze aus Litthauen erhalten; Agricola (An. subt. 39.) beobachtete es in den großen Wäldern zwischen der Oder und der Weichsel.

Nach Pallas ist der Leib sehr schlank, jedoch mit verdicktem Bauche, Füße sehr kurz, anliegend, die Schenkel im Fell verborgen, fünfzehig, mit kürzerem Daumen und einer Schwimmhaut nur an der Wurzel, Sohlen behaart, nur mit einem nackten Ballen; der Pelz ist sehr glatt und glänzend, kaum ³/₄ Zoll lang, bräunlichschwarz, Schwanz und Füße dunkler, Nase und Unterkiefer, so wie bisweilen ein Strich am Bug weiß; die Wollhaare bräunlichgrau; die Ohren kurz, mondförmig, innwendig grau und fast unter den Haaren verborgen; Nase nackt und schwarz, so wie die Schnurrhaare. Vorderzähne wie beym Iltis, Eckzähne kleiner, Backenzähne oben je 4, unten 5. Darmcanal 4 Schuh 9 Zoll; Schädel länglich, noch mehr als beym Iltis. Gewicht des ganzen Thieres 2 Medicinalpfund.

Sie bewohnen kleine schnelle Bäche mit hohen bewachsenen Ufern, wo sie Höhlen unter den Baumwurzeln machen, bisweilen mit dem Eingange unter dem Wasser. Im Magen findet man fast nichts als Krebse und Frösche, soll jedoch auch junge Enten unters Wasser ziehen, in welchem es gut schwimmt und geht. Im Frühjahr findet man in seinen Höhlen bis 7 Junge. Es wird mit Hunden gefangen, welche seinem Geruche gern nachgehen; dann schreyt es wie Aelstern. Frisch gefangen riecht es nach Bisam aus den 2 Drüsen, welche sich wie bey der Fischotter öffnen; dennoch hat das Fleisch keinen unangenehmen Geruch. Es wird um des Pelzes willen, besonders des Winters, gefangen; er hat Aehnlichkeit mit den schlechtern Zobelpelzen, wird für 1 Rubel verkauft und in die Türkey geschafft. Die Sommerpelze verlieren die längern Haare, werden mehr grau und haben keinen Werth. Spicilegia zool. XIV. 1780. 42. Lepechins Reise I. 176. Taf. 12. Schreber Taf. 127. Gloger, Leopoldinische Verhandl. XIII. 1827. 501.

Scheint auch in Ostindien vorzukommen. Raffles, Linn. Trans. XIII. 254.

In Nordamerica gibt es ein ganz ähnliches Thier, das man früher für dasselbe angesehen und Minx genannt hat (M. vison);

allein es hat nur Weißes an der Spitze des Kinns, und zuweilen einen weißen Strich unter dem Hals. Länge 17 Zoll, Schwanz 8, Kopf 3¼; bringt viel Zeit im Wasser zu und flüchtet sich auch dahin, schwimmt und taucht unter, frißt kleine Fische, Wasservögel, Muscheln, Laich, Insecten und des Winters Mäuse und Schildkröteneyer, und gibt gereizt einen starken Gestank von sich. Ist gemein in ganz Nordamerica, von der Hudsonsbay an, wo es Jackash (Hearnes Reise) heißt, bis Canada, wo es den Namen Foutereau trägt (Lahontan 95.), bis Carolina. Es wirft 4—7 Junge, läßt sich zähmen, aber der Pelz ist fast ohne Werth; indessen kommt er doch nach Frankreich. Richardson, Fauna bor. am. I. 15. Buffon XIII. 304. T. 43. Brickell, Nat. hist. of Carolina p. 118.

2. Andere haben keine Schwimmfüße und einen ganz runden Schwanz.

Man unterscheidet sie wieder in marder- und iltiß-artige.

* Marder-artige,

haben oben und unten 3 Lückenzähne.

5) Der Edel- oder Baum-, auch Buchmarder (M. martes), Marte; Pine-Martin,

ist 1⅔ Schuh lang, Schwanz 11 Zoll, Ohren 1; glänzend castanienbraun, Kehle gelb, Füße und Schwanz schwärzlich.

Findet sich in den Laub- und Nadelwäldern von ganz Europa bis ins nördliche Schweden, jedoch sehr selten in England; im gemäßigten Rußland bis in den Ural, im Caucasus, in der Krimm und im nördlichen Persien, nicht in Sibirien, aber in ganz Nordamerica, vom atlantischen bis zum stillen Meer, und zwar in Menge; bey uns gegenwärtig ziemlich selten, weil er wegen seines Pelzes und des Schadens an Waldgeflügel weggefangen wird. Sein Aufenthalt ist in hohlen Bäumen und Nestern von Raubvögeln und Raben, und seine Hauptnahrung

besteht in kleinen Thieren, Eichhörnchen, Haselmäusen, Mäusen, jungen Hasen, Waldhühnern und ihren Eyern; sie lieben auch den Honig und graben deßhalb die Hummelnester auf, fressen endlich auch die Vogelbeeren und Hanfsamen. Sie rollen Ende Jänners und werfen nach 9 Wochen 3—4 Junge in einem Nest von Moos in Baumlöchern. Die Jungen lassen sich leicht zähmen, und sind sehr possierliche Thierchen. Sie werden geschossen und in Tellereisen gefangen, weil der Pelz hoch geschätzt und zu Muffen, Palatinen und Verbrämungen gebraucht wird, vorzüglich der Rücken. Das Gewicht ist gegen 2 Pfund; Darm 6 Schuh lang. Bechstein I. 769. Buffon VII. 186. T. 22. Schreber III. 575. Taf. 130. Ridingers kleine Thiere Taf. 86. Bennett, Zool. Gardens. 1830. I. 229. Fig.

6) Der Steinmarder (M. foina), Fouine; Martin,

gleicht dem vorigen ganz, ist aber etwas kleiner, graulichbraun und hat einen weißen Hals und Brust.

Seine Heimath ist, wie beym vorigen, ganz Europa und das gemäßigte Rußland bis in den Ural, auch im Caucasus und in der Krimm, wiewohl mit schlechterem Pelz; häufiger in England als der vorige, dagegen nur im südlichen Schweden, und zwar selten, aber nicht in America. Außer einer geringern Größe ist er auch etwas niedriger als der Baummarder, der Kopf länger, die Haare kürzer und weniger fein, ranzt auch einen Monat später, und nie mit dem andern, und ist nicht so wild und blutdürstig; endlich hält er sich nicht in Wäldern auf, sondern in der Nähe der Wohnungen, in Steinhaufen, alten Stadtmauern, Thürmen, Holzstößen, Heuböden u.s.w., wovon er nach Eintritt der Nacht und vor Eintritt des Tages hervorschleicht, und besonders den Hühner- und Taubenhäusern zusetzt. Das junge Geflügel trägt er fort, rupft und verzehrt es; von den großen frißt er nur die Köpfe und saugt das Blut aus, außer im Winter, wo er oft Hunger leiden muß; er rudert selbst nach den Entenhäusern im Wasser; endlich stiehlt er die Eyer. Uebrigens erhält er sich des Sommers meistens von Mäusen, frißt auch gern Vogelbeeren, Kirschen und Zwetschen. Er klettert sehr gut, selbst an einer rauhen Wand hinauf,

schlüpft durch die engsten Löcher und springt ohne Schaden sehr hoch herunter. Sein Unrath, den er gewöhnlich zurückläßt, stinkt sehr lang, und das Geflügel geht nicht mehr in den Stall, wenn man ihn nicht davon reinigt und räuchert.

Zur Ranzzeit laufen sie mit viel Geschrey auf Mauern und Dächern herum, werfen nach 9 Wochen 3—4 blinde Junge in ein Nest von Heu und Federn, bisweilen zweymal des Jahrs. Die Jungen sind sehr lustig und spielen mehr mit einander, als andere wilde Thiere. Sind im zweyten Jahr reif und leben etwa 12 Jahr; 4 Zitzen in den Weichen. Sie gehen meistens hüpfend, und sind daher ziemlich leicht an der Fährte zu erkennen, besonders im Schnee, wo sie in Tellereisen gefangen werden; doch beißen sie sich gern die Pfote ab, um los zu kommen. Der Winterpelz ist ziemlich gut und wird benutzt wie vom vorigen, besonders von denen, die aus Rußland kommen. Wenn er dem Geflügel nicht so sehr schadete, so könnte man ihn für nützlich halten, indem er Mäuse und Ratten vertilgt. Bechstein I. 755. Buffon VII. 161. Taf. 18—21. Schreber III. 475. T. 129. Ridingers kleine Thiere T. 85.

7) Der canadische Marder (M. canadensis), Pekan, ist größer als unser Marder, 20 Zoll lang, Schwanz 15, und hat eine kleine Spannhaut; schwärzlichbraun, Kehle, Bauch, Füße und Schwanz fast schwarz; Ohrränder weiß und bisweilen ein Flecken am Bug.

Findet sich fast in ganz Nordamerica, vom atlantischen bis zum stillen Meer, und von Pennsylvanien bis zum großen Sclavensee, also in einem Raum von 30° B. Er hat ganz die Lebensart des Baummarders, wohnt in Wäldern, in der Nähe des Wassers, in welchem er selbst aber seine Nahrung nicht findet, obschon er Frösche fressen soll; er lebt vorzüglich von Mäusen, liebt aber am meisten das canadische Stachelschwein (Hystrix dorsata), und klettert auf Bäume. Die Haare sind fein, an der Wurzel graulich oder nelkenbraun, dann gelblichweiß, an der Spitze schwärzlichbraun; alle Zehen an der Wurzel mit einer kurzen Schwimmhaut, oben und unten behaart; Klauen krumm und spitzig; wirft 2—4 Junge. Der Pelz ist zwar

harscher und weniger werth, als des Marders, der übrigens viel häufiger vorkommt; dennoch werden jährlich an der Hudsonsbay einige Tausend geschossen und nach England gebracht unter dem Namen Wood-shock oder Fisher, welche letztere Benennung viele Irrthümer hervorgebracht hat, weil auch die canadische Fischotter (Lutra vison) so heißt. Die Jäger nennen ihn Pekan, die Pelzhändler Wejack und Black-Fox. Richardson, Fauna bor. am. I. Nro. 18. Buffon XIII. 304. T. 42, Schreber T. 134. Fr. Cuvier, Mammif. livr. 53. 1826.

8) Der Zobel (M. zibellina)

ist kleiner als der Marder, braun, mit grauen Flecken am Kopf und ganz behaarten Zehen. Schwanz kürzer als die Hinterfüße; kein weißer oder gelber Flecken an der Kehle. J. G. Gmelin, Reise I. 391. II. 40. Novi Commentarii petrop. V. 1754. 330. tab. 6. Schreber III. 478. T. 136.

Dieses im Handel so wichtige und berühmte Thier ist den gemeinen Mardern, mit Ausnahme des hellen Fleckens an der Kehle, so ähnlich, daß man bis zur Stunde von ihrer wirklichen Verschiedenheit nicht ganz überzeugt ist.

Es findet sich nur in Sibirien, vom Ural an bis jenseits des Irtischs, in den gebirgigen Wäldern, vom Lande der Baschkiren an, dem 58.°, bis gegen das Eismeer; je höher die Gebirge und je kälter, desto häufiger und schöner. Ehe dieses Land unter den Russen stand, waren sie in solcher Menge vorhanden, daß man nicht im Stande war, sie zu fangen; binnen 100 Jahren aber hat die Habsucht der Europäer solche Niederlagen unter ihnen angerichtet, daß man sie jetzt nur in den entferntesten und endlosen Wäldern im östlichen Winkel von Asien und in Kamtschatka in größerer Zahl antrifft. Am Lena gibt es fast keine mehr, mehr noch am Oby und in Werchoturien, weil sie daselbst schlecht sind.

Die Alten wußten nichts davon; wenigstens ist es des Aristoteles Satherion nicht, weil dieser das Wasser liebt, der Zobel dagegen fliehet. In den Zeiten vor Albertus M. war er nicht bekannt, und später kam er bey Niphus (Comment. in Aristotelem) um 1500 unter dem Namen Chebalus

vor; dann bey Paulus Jovius (in legatione Basilii in Moscoviam. 1532.), Agricola (An. subter. 1546.) und Geßner (869) unter dem Namen Sobel und Zobel. Schon damals band man 40 Pelze zusammen in ein sogenanntes Zimmer, und verkaufte sie für Tausend Goldgulden. Die ausführlichste Nachricht darüber hat Müller gegeben in seiner Sammlung russischer Geschichten III. 495. In Lappland scheint es keine zu geben, denn Olaus M. sagt ausdrücklich, sie lebten in den hintersten Wäldern der Moscowiter, und würden von da aus zu Land und zu Wasser in alle Welt verführt (Gent. sept. lib. 18. cap. 15.).

Es ist merkwürdig, daß es in ganz Sibirien, dem eigentlichen Vaterlande der Zobel, keine Stein- und Buchmarder gibt, so daß man verleitet seyn möchte, die ersteren bloß für eine Abart der letztern zu halten, wenn man nicht beide in den Wäldern von Werchoturien unter einander fände, wie auch am obern Jenisey und im Altai, mithin in den südlichern Theilen von Sibirien, auch zwischen dem Amur und Uth, gegen das östliche Meer und auf den dortigen Inseln.

Es ist ein sehr hurtiges und verschlagenes Thier, und so muthig, daß es leicht über den viel größeren Hasen meister wird; es wird jedoch zahm, läuft wie ein Eichhörnchen an der Kette herum, läßt sich jedoch nicht gern anfassen; ja man kann sie frey in der Stadt herumgehen lassen, wo sie die Häuser gut kennen lernen, in denen man ihnen etwas gibt, und auf die Dächer springen, wenn sie von Hunden verfolgt werden. Sie sind jedoch lästig wegen ihres Bisamgeruchs und des Gestanks ihres Harns und Unraths. Sie schlafen gern auf Heu mit gerolltem Leibe, spielen sehr lustig mit einander, setzen sich auf den Hintern wie die Bären, springen und wedeln mit dem Schwanze; im Zorn grunzen sie und knurren wie junge Hunde. Im Sommer sind die jüngern fast schwarz, werden im September röthlich, im November aber, wo der Pelz vollkommen ist, wieder schwärzer. Des Nachts streifen sie in den Wäldern und auf den Bäumen herum nach Raub; bey Gewitter aber verstecken sie sich in ihr Nest in hohlen Bäumen und werden schläferig.

Außer demselben haben sie noch ziemlich entfernt ein Loch, wo sie ihren Vorrath an Mäusen aufbewahren, und ein anderes, welches ihnen zum Abtritt dient. Dasselbe thun sie auch in der Gefangenschaft.

Sie paaren sich im Jänner und April und werfen 2 bis 3 Junge, meistens im May. Die alten bleiben immer wild und bissig. Sie fressen auch Beeren, wie Vogel-, Heidel-, Brom- und Erdbeeren, Zirbelnüsse, wovon sie sehr fett, aber die Pelze schlechter werden. Brod nehmen sie nicht, aber gern Zuckerbrod und Zucker; sie verzehren auch Fische, immer mit dem Kopfe voran. Im Wald ist nichts vor ihnen sicher; sie folgen selbst den Bären, Vielfraßen und Wölfen, um etwas von ihrem Raube zu bekommen.

Es gibt keine so wohl ausgedachte und eingerichtete Jagd, wie die des Zobels, besonders am Lena (Krascheninnikoff, Geschichte von Kamtschatka 233.). Die Jäger versammeln sich auf ihre oder fremde Rechnung, legen ihre Nahrungsmittel, Instrumente und Waffen auf einen Schlitten, nehmen Hunde mit und gehen auf Schneeschuhen längs der Flüsse in die entferntesten Wälder, wo sie aus Zweigen u. dergl. Fallen machen, oder Netze vor die Baumlöcher stellen und die Thiere heraus treiben. Die entlaufenen werden von Hunden gefangen oder mit Flinten und Pfeilen erschossen. Am besten sind die Pelze mitten im Winter. Jeder Sibirier muß jährlich 2 einliefern; jetzt aber geben sie nur die schlechtern ab, oder bezahlen Geld und verkaufen sie an die Chinesen. Sie sind eigentlich der Reichthum von Sibirien. Der Preis ist jedoch sehr verschieden: das Paar kann an Ort und Stelle 80 Rubel kosten, in Rußland 170, besonders wenn die Haare lang, dicht und schwarz sind und eine braune Unterwolle haben. Die schlechtern kommen nach Europa und China, weil man sie hier zu färben versteht (Steller, Kamtschatka 122.). Sie werden vorzüglich dadurch verfälscht, daß man sie in Rauch hängt, um sie zu schwärzen; sie färben aber immer ab, wenn man sie mit Leinwand reibt. Uebrigens verbleichen sie endlich alle, wenn man sie nicht in blaue Baumwolle legt oder in Juchtenleder, welches die Insecten abhält.

Sie sind nach den Gegenden so verschieden, daß ein geübter Kaufmann sie sogleich erkennt; am besten aus den Nadelwäldern. Die Länge ist 16 Zoll, der Schwanz mit den Haaren 7, das Gewicht 2¹/₄ Pfund. **Pallas**, Spicil. XIV. 1780. 54. tab. 3. fig. 2. Zoographia rossica I. 1811. 83. T. 6.

* Die Iltiß-artigen

haben unten 3, oben nur 2 Lückenzähne und stinken sehr.

9) Das **Wiesel** (M. vulgaris), Belette; Weasel,

ist die kleinste Gattung, nur 7 Zoll lang, Schwanz 1¹/₂; oben röthlichbraun, unten weiß; des Winters ganz weiß, und dann pflegt man es Schneewiesel (M. nivalis) zu nennen.

Findet sich auf der ganzen gemäßigten und kalten nördlichen Erdhälfte, in Europa, Asien und America, meistens in der Nähe der Wohnungen, unter hohlen Ufern, Baumwurzeln, in hohlen Bäumen, Mullwurfshöhlen, Steinhaufen, alten Mauern, Ställen und Kellern, von wo aus es besonders während der Nacht den jungen Hühnern und Tauben nachstellt und dieselben aussaugt, so wie deren Eyer. Die der kleinen Vögel trägt es unter dem Kinn fort in seine Höhle. Uebrigens vertilgt es auch eine Menge Mäuse, selbst Ratten und Mullwürfe, und wird deßhalb nicht selten in Fallen gefangen; auch soll es Blindschleichen, Eidechsen und Frösche fressen. Die wilden Vögel fängt es auf ihren Zweigen im Schlaf. Es klettert vortrefflich, läuft sehr hurtig unter beständigem Hin- und Herschlagen des Kopfes, und schnüffelt alle Winkel und Löcher aus; in der Angst läßt es einen heisern, quicksenden Ton hören.

Sie ranzen Ende März und setzen nach 5 Wochen meist 5 blinde Junge in ein Nest von Laub und Moos in irgend einem ihrer Löcher. Bey Gefahr trägt sie die Mutter unter dem Kinn fort, wie die Eyer.

So schädlich sie im Hause sind, so nützlich werden sie im Felde; man fängt sie aber in Fallen wegen ihres Felles, das man zu Unterfutter braucht. Sie sind so gierig auf ihren Raub, daß sie eine Maus im Maul behalten, während man sie fängt. Des Winters werden sie im Norden ganz weiß, ohne schwarze Schwanzspitze. **Bechstein** I. 1801. 812. **Buffon** VII. 225.

T. 29. F. 1. Schreber III. 498. Taf. 138. Fr. Cuvier, Mammif. 1822.

Es ist am häufigsten in Sibirien, wo es bis an das östliche Meer und die nördlichsten Gegenden sich erstreckt. Es ist ein außerordentlicher Vielfraß, und verschlingt oft des Tages mehr als sein eigenes Gewicht, auch säuft es viel, und zwar schlappend, wie die Katzen. Es verachtet keine Art von Fleisch, selbst nicht das vom Iltiß. Beym Fressen macht es einen Buckel; nachher legt es sich zusammengerollt schlafen. Man kann es zwar in einem Käfig an sich gewöhnen, allein es bleibt immer bissig und verletzt mit seinen 4 Eckzähnen sehr schmerzhaft. Es wird daselbst schon im September etwas weiß, und ganz im November; ebenso am Caucasus, aber nicht in der Krimm und in Persien. Man näht ihre Bälge zu schönen Kleidern zusammen, welche dauerhafter und weißer sind, als vom Hermelin. Pallas, Zoogr. ross. I. 1811. 94.

Sie finden sich in der Barbarey und heißen daselbst Fert el Heile. Shaw, Voyages. I, 1753. 323.

10) Das Hermelin (M. erminea), L'Hermine, Roselet; Stoat,

ist größer als das Wiesel, gegen 10 Zoll lang, Schwanz 4, eben so gefärbt, außer im Winter, wo es weiß wird, jedoch immer ein schwarzes Schwanzbüschel behält. Buffon VII. 340. T. 31. Schreber III. 496. T. 137. A. B.

Sie finden sich in denselben Ländern, wie das Wiesel, jedoch mehr in Feldern und Wäldern, und in denselben Schlupfwinkeln, am liebsten an Ufern; nur des Winters bisweilen in Scheuern und Ställen, wo sie den Hühnern nachstellen. Ihre Lebensart und Blutgier ist ganz dieselbe.

Sie ranzen im März, und werfen nach 5 Wochen 3 bis 8 blinde Junge, welche sie ebenfalls hin und her schleppen.

Am häufigsten sind sie in Rußland, vom Eismeer an bis nach Indien, wie es scheint, östlich bis Kamtschatka und selbst in America. In den dichten Wäldern von Dawurien sind sie klein, wie in America, und kaum eine Spanne lang; im diesseitigen Sibirien dagegen, und im eigentlichen Rußland bis an den Oby,

sind sie größer, 7—8 Unzen schwer und besonders bey den chinesischen Kaufleuten beliebt; am größten aber am Flusse Kolyma, und diejenigen, welche die Tschuktschen aus dem kältesten America bringen. In den südlichern Gegenden sind sie des Sommers mehr röthlichbraun, in den nördlichern dunkler. Sie wohnen eben so gern in den Wäldern als in Städten, schwimmen auch recht gut und holen selbst ihren Raub aus dem Wasser. Sie nisten sowohl in hohlen Bäumen als in Erdhöhlen, welche sie aber kaum selbst machen, sondern Mäusen abnehmen. Pallas fand Anfangs May ein solches Nest in einem hohlen Baum mit einem engen Loch, in verschiedene Kammern getheilt, in deren einer unversehrte Mäuse und Spitzmäuse angehäuft lagen, in 2 andern bloß die Häute und Füße von Mäusen, und in jedem 2 junge, etwa 10 Tag alte Hermeline, oben grau, unten weiß. Die Mutter war noch im Winterkleide; jene schreyen wie junge Katzen, die Alten wie Ratten, jedoch seltener. Nimmt man die Jungen weg, so folgt die Mutter weit nach. Im Herbst fällt das dünne und röthlichbraune Sommerhaar aus, und es kommt das längere und weiße Winterhaar, welches im Frühjahr zuerst am Rücken ausfällt, so daß das Thierchen eine Zeit lang geschäckt aussieht; in wärmeren Gegenden, wie am caspischen Meer, schon im März, in Sibirien erst im May. Man näht die Winterbälge in Säcke zusammen und schickt sie nach China, Europa und die Türkey; in Rußland werden sie wenig getragen, und die prächtigen Schwänze sind sogar verboten, und werden bloß von der kaiserlichen Familie getragen. Man fängt sie mit Schlingen vor ihren Löchern oder mit Fallen, zieht sie ab und wirft das Fleisch weg, weil es selbst die Jackuten und Kalmücken, wegen des Gestanks aus den Drüsenbälgen, nicht mögen. Pallas, Zoogr. ross. I. 90.

In Schweden heißen sie Lœ-katt, und sind über das ganze Land verbreitet bis in den höchsten Norden, wo sie nicht nur die Lemminge verfolgen, sondern sogar den Elennthieren an den Hals springen und dieselben so beißen sollen, daß sie sich verbluten. Das erzählt schon der alte Olaus Magnus (De gentibus sept. 1562. libr. 17. cap. 1.). Dieses Thierlein sey so

blutdürstig, daß es kein ähnliches seiner Größe in der Welt gebe; man binde es an eine Schnur und setze es auf einen Stock, damit es die jungen Tauben, Hühner und Schwalben aus den Nestern hole. Sie wurden zu seiner Zeit, 1518, in großer Menge gefangen und an fürstliche Personen theuer verkauft. Sie rammeln Ende May, und dann stinken die Wälder so, daß man kaum durchkommen kann. (Lib. 18. cap. 16.)

Nach Pontoppidan springt es nicht bloß auf das Elennthier, sondern auch selbst auf den Bären, beißt sich in das Ohr ein, daß die Thiere vor Schmerzen davon laufen und endlich über Felsen herabstürzen; ja es setzt sich auf die schlafenden Adler und Auerhähne, fliegt mit denselben davon und beißt sie so lange, bis sie verblutet herunterfallen. Er selbst hat es nicht gesehen. Naturg. von Norw. II. 1754. 48.

Auf Grönland kommt es nicht vor, wohl aber in Nordamerica, von der Mitte der vereinigten Staaten an bis in den höchsten Norden, besonders häufig an der Hudsonsbay, wo sie ebenfalls vorzüglich von den Lemmingen leben. Die Pelzcompagnie kümmert sich aber nicht darum, weil England von Rußland her damit versehen wird. Parry, sec. Voy. App. 1825. 294.

11) Im südlichen Rußland findet sich vom Don an bis zur Wolga, und nördlich bis zum 53.°, das sogenannte Wormlein (M. sarmatica),

welches viel Aehnlichkeit mit dem Iltiß hat, aber nur 1 Schuh lang ist mit halb so langem Schwanz; braun, aber, sonderbarer Weise, mit gelben Flecken unregelmäßig geschäckt. Es lebt vorzüglich in den Gängen des Ziesels, welches von ihm vertrieben wird. Es heißt Perewjaeska, bey den Pelzhändlern Perevostschick. Seine Pelze werden wegen der geschäckten Zeichnung fast so theuer als die der Hermeline nach Moscau, Petersburg und in die Türkey verkauft. Zu den Zeiten von Conrad Geßner hießen sie, eben wegen diesen Flecken, Salamanderpelze; bey Agricola (An. subterr. 486.) Vormela. Pallas, Spicil. XIV. 79. tab. 3. fig. 1. Güldenstädt, Novi comment. petrop. XIV. 451. tab. 10. Schreber III. 490. T. 132.

12) Der Iltiß oder Ratz (M. putorius), Poutois; Polecat, ist 1 1/2 Schuh lang, Schwanz 1/2; Färbung blaßbraun, Schnauze und Ohren weiß, Füße schwarz.

Dieses häßlich stinkende, übrigens dem Marder ähnliche Thier findet sich in ganz Europa, von dem nördlichen Asien bis Kamtschatka, südlich in der großen Tatarey, am caspischen und schwarzen Meer, aber nördlich nicht bis ans Eismeer, und nicht im nördlichen Schweden, so wie auch nicht in America. Es schlägt seine Wohnung in Wäldern, Feldern und Häusern auf, in Erdlöchern, Fuchshöhlen, hohlen Bäumen, Holzhaufen, und gräbt bisweilen in den Ställen große Haufen aus, wie der Hamster; klettert überhaupt nicht so gut, wie der Marder, ist auch nicht so kühn und tödtet nicht aus bloßer Lust, sondern schleppt das Geflügel fort und verzehrt es ganz; auch trägt es die Eyer in ganze Haufen zusammen. Seine gewöhnliche Nahrung besteht in Mäusen, Feld- und Waldhühnern, nimmt jedoch auch mit Fröschen, Schnecken und Heuschrecken fürlieb; im Winter lauert er an Bächen auf Fische, besonders Forellen, stellt auch den Kaninchen nach und wirft die Honigstöcke um, um den Honig zu fressen. Er ist fast immer in Bewegung, meist springend, hört und sieht gut, durchstöbert alles und ist sehr listig. Sein Leben ist außerordentlich zähe, und fast nicht zu vertilgen; lange Zeit erhängt oder unter dem Wasser gehalten, daß er wie todt erscheint, kommt er doch wieder zu sich. Zur Ranzzeit, gegen Ende des Hornungs, beißen sie sich unter lautem Geschrey heftig herum, werfen nach 8 Wochen in ein Nest von Gras oder Moos 4—6 Junge, welche sie vertheidigen und deren Unrath sie forttragen, um das Lager nicht zu verrathen. Man fängt sie wegen ihrer Schädlichkeit in Fallen und Tellereisen, wobey sie aber oft sich das Bein abbeißen und so entkommen. Der Pelz ist nur gut im December und Jänner, wird aber wegen des lang anhaltenden Geruchs nur wenig geschätzt und bloß zu Mützen, Handschuhen und Muffen der Landleute verwendet. Bechstein I. 479. Buffon VII. 199. Taf. 23. Schreber

III. 485. T. 131. Meyers Thiere II. T. 6. Geßner 868. Fig. Agricola 37.

Das Frett (M. furo), Furet; Ferret,

ist wahrscheinlich nichts weiter als ein verkrüppelter Iltiß, was seine rothen Augen andeuten und das in weißlichgelb verschossene Braun; es ist auch kleiner, nicht viel über 1 Schuh lang, der Schwanz ½.

Dieses Thier hat noch kein Mensch im wilden Zustand beobachtet. In ganz Europa halten es die Jäger bekanntlich in einer Kammer oder einem Kasten zum Caninchenfang. Der Reisende Shaw ist der einzige, welcher sagt, es gebe in der Barbarey unter anderen wilden Thieren auch das Nimse oder Furet; aber weiter kein Wort (Voyage I. 323.). Von da ist es nach Spanien geschafft worden, weil die Caninchen daselbst zu sehr überhand genommen hatten; von da breitete es sich allmählich über ganz Europa aus, vorzüglich nach dem südlichen Frankreich, England und dem nördlichen Deutschland, wo es noch wilde Caninchen gibt. Man füttert sie mit Semmel, Brod und Milch, und zuweilen mit Fleisch, gibt ihnen auch manchmal einen lebendigen Vogel oder ein Caninchen zu fangen, damit ihr Naturell nicht zu sehr ausartet und sie überhaupt gesünder bleiben. Sie fassen das Caninchen am Halse oder an der Nase und saugen ihm das Blut aus. Sie werfen nach 6 Wochen, zweymal des Jahrs, 5—6 blinde Junge, die man 1 Monat saugen läßt, ihnen dann Semmel und Milch gibt und sie nach einigen Wochen an Fleisch gewöhnt. Will man sie brauchen, so bindet man ihnen eine Schelle um den Hals, trägt sie aufs Feld und läßt sie in die Höhlen der Caninchen, welche sogleich aus Angst die Flucht ergreifen und in einem vor das Loch gespannten Netz gefangen werden. Nach und nach arten sie aber aus, und daher paart man in England die Weibchen mit dem Iltiß, wodurch wieder eine muthigere Zucht entsteht.

Daubenton hat bey dem Iltiß und den Mardern nur 14 Rippen gefunden, bey dem Frett aber 15, und auch einen Knochen im Brustbein mehr, nehmlich 11 statt 10; woraus

man glaubt, daß beide verschiedene Gattungen sind. Bechstein I. 791. Buffon VII. 209. T. 25—28.

Bey Aristoteles kommt ein Thier vor unter dem Namen Ictis (IX. cap. 9.). Es hat die Größe eines Malthefer Hündchens, gleicht im Aussehen, in der Behaarung, dem Bauche und der boshaften Natur dem Wiesel, läßt sich aber sehr zähmen. Es frißt gern Honig und stellt daher den Bienenstöcken nach; es lebt von Vögeln, wie die Katze.

Plinius scheint dasselbe Thier unter dem Namen Viverra, woraus endlich Furo und Frett geworden sey, zu verstehen. Er sagt, die Caninchen haben einmal auf den Balearen sich so vermehrt, daß man den Kaiser August um militärische Hilfe angieng. Die Viverren haben bey der Jagd viel Verdienst. Man steckte sie in die Gänge der Caninchen, welche von ihnen herausgetrieben und gefangen wurden (VIII. 55.). Strabo erzählt die Sache umständlicher: Spanien habe fast keine schädlichen Thiere, mit Ausnahme der Caninchen, welche Wurzeln, Kräuter und Samen fräßen; sie hätten sich bis Marseille und auf die Inseln ausgebreitet, so daß man nach Rom um Abhilfe geschickt hätte. Man habe aber verschiedene Mittel erfunden, um sie zu jagen, worunter auch das sey, daß man africanische Katzen (worunter man marderartige Thiere versteht) angewendet, und dieselben mit verschlossenem Maul in die Höhlen gesteckt habe u.s.w. In welcher Menge sie daselbst vorhanden sind, beweisen die großen Schiffe, welche damit beladen fast eben so häufig nach Rom kommen, als aus Africa. Strabo, Amstelaedami. 1707. Fol. Lib. III. p. 144.

Schon zu den Zeiten der Araber hießen sie Furo, auch bey Albertus M., und wurden schon zahm gehalten und gebraucht, wie heutiges Tages. Geßner I. 1551. 862. Fig. Furo, Ictis.

In den heißen Ländern, namentlich in Africa und Ostindien, gibt es noch einige Iltißarten, welche aber kaum bekannt sind. An ihre Stelle treten die sogenannten Stinkthiere.

b. Andere haben Grabklauen.

1. Die einen haben nur halbnackte Sohlen, und verbreiten einen unerträglichen Gestank durch einen Saft, der aus 2 Drü-

sen kommt und durch den Hintern ausgespritzt werden kann. Es sind:

die Stinkthiere (Mephitis), Mouffette,

mit dem Gebisse des Iltiß, jedoch ist der Quer- oder hintere Backenzahn viel größer, fast wie beym Dachs; haben auch halbnackte Sohlen, Grabklauen und weiße Pelzstreifen, aber einen sehr buschigen Fuchsschwanz; ihre Drüsenbälge öffnen sich nicht nach außen, sind aber viel größer und können willkührlich einen unerträglichen Gestank von sich geben.

Alle, auch die erste Gattung, haben 15 Rippenpaare, die Marder und Iltisse nur 14. Ihre Stinkdrüsen öffnen sich nicht, wie beym Dachs, nach außen, sondern in den Mastdarm, und der Saft ist graulichweiß, und so dick wie Eiter. Cuvier, Oss. foss. IV. 1823. 467.

13) Das africanische (Mustela zorilla)

ist etwas über 1 Schuh lang, der Schwanz mit dem langen Haarbusch etwas kürzer; Färbung oben und unten schwarz, mit 4 weißen, vorn schmalen, hinten breiten Streifen vom Kopf bis zum Schwanz, dessen hintere Hälfte weiß ist; Schnauze kurz, Gebiß und Füße ganz wie beym Iltiß.

Kolbe erwähnt zuerst dieses Thier, welches am Vorgebirg der guten Hoffnung Stinkbinksem heißt. Es ist ungefähr so groß, wie ein mittelmäßiger Hund, und sieht einem Iltiß nicht viel ungleich, so daß man glauben sollte, es wäre eine Art davon. Die Natur hat diesem Thier eine gar sonderliche Art Waffen verliehen, womit es sich wider seine Feinde, die es zu fangen suchen, schützen kann. Befindet es sich nehmlich entweder auf dem Felde oder in der Wüste, und sieht, daß sich ein Hund oder ein wildes Thier ihm nähern will, um es umzubringen; so wirft es seinen Feinden einen so grausamen und pestilenzialischen Gestank entgegen, daß das arme Thier genug zu thun hat, die Nase an der Erde oder an den Bäumen abzureiben, um des Gestanks wieder los zu werden. Nähert sich ihm das Thier weiter, und kommt wohl noch eines dazu; so schießt es zum andernmal mit seinem Gewehr auf dieselben los und gibt wieder einen Gestank von sich, der nicht geringer ist, als der vorige.

Auf diese Art vertheidigt es sich tapfer wider seinen Widersacher, bis es ihn verjagt hat und meister im Felde bleibt. Nimmt ein Jäger ein erschossenes in die Hände, so hängt sich ein so garstiger Gestank daran, daß er sie öfter mit Seife abwaschen muß. Daher läßt man es liegen, wenn man es geschossen hat. Wer einmal eine Nase voll davon bekommen hat, wird ihm gewiß das anderemal von selbst aus dem Wege gehen, und es ungehindert passieren lassen. Vorgebirg. 1719. Fol. 167.

Es heißt jetzt daselbst gestreifter Maushund, und findet sich in den felsigen Gegenden vom größten Theil der Colonie; geht des Nachts aus, um Vögel, Eyer und Amphibien zu rauben. Thunberg, Mémoires de Pétersbourg III. 1811. 106. Buffon XIII. 289. T. 41. Schreber III. 455. T. 123. Shaw T. 94. Viverra striata.

14) Die americanischen (Viverra mephitis)

sind, dem Gebiß und den halben Sohlen nach, die ächten Gattungen dieses Geschlechts, und stinken fürchterlicher als alle anderen. Sie sind schwarz oder sehr dunkelbraun, und zeichnen sich alle durch große weiße Streifen aus, die auf dem Kopf gemeinschaftlich anfangen, sich auf dem Nacken scheiden, und auf den Seiten bis zu den Lenden fortlaufen, wo sie sich zuweilen wieder an der Schwanzwurzel verbinden; allein die Zahl dieser Streifen ändert so ab, daß dadurch keine Gattungen bestimmt werden können, und man daher am besten thut, dieselben vor der Hand bloß in die nord- und südamericanischen zu theilen.

a) Die nordamericanischen (Viverra putorius), Bête puante; Polecat,

sind kaum von den südamericanischen zu unterscheiden; sie sollen zwar einen weißen Schwanz haben; allein das ist nicht immer der Fall.

Man rechnet diejenigen hieher, welche sich in den vereinigten Staaten finden, von Luisiana bis zum 57. Grad.

Nach Kalm heißt das Thier bey den Engländern in Pennsylvanien Polecat (Iltiß); in New-York Skunk; bey den Franzosen in Canada Bête puante, Enfant du diable (Teufelskind); bey den Schweden in Pennsylvanien Fis-Katta (Fistkatze),

wegen des unleidlichen Gestanks, den es bisweilen von sich gibt. Es kommt dem Marder am nächsten, ist fast eben so groß und gemeiniglich schwarz, hat aber auf dem Rücken einen weißen Streifen und ein Paar andere auf jeder Seite, die mit den ersteren parallel laufen, bisweilen gibt es auch, die fast ganz weiß sind. Es wirft seine Jungen sowohl in hohle Bäume als in Gruben in der Erde; denn es bleibt nicht bloß auf dem Boden, sondern klettert auch mit ungemeiner Behendigkeit auf die höchsten Aeste. Die Vögel haben an ihm einen großen Feind, es zerbricht ihre Eyer und frißt die Jungen; kann es sich in einen Hühnerstall schleichen, so fängt es bald ein greuliches Würgen an.

Es ist aber vornehmlich wegen einer besondern Eigenschaft bekannt. Wird es von Hunden oder Menschen gejagt, so läuft es anfangs so sehr als es kann, oder klettert auf einen Baum. Findet es keinen Ausweg mehr, so wendet es noch ein Mittel an, welches ihm übrig ist, und spritzt ihnen seinen Harn entgegen. Nach Einigen soll es dadurch geschehen, daß es den Schwanz damit anfeuchtet und denselben zurückschlägt; nach Andern aber soll es denselben wirklich so weit spritzen können. Einige Leute haben mir erzählt, daß ihnen von dieser schändlichen Feuchtigkeit das Gesicht ganz bespritzt worden sey, obschon sie noch gegen 18 Schuh davon entfernt gewesen. Dieser Harn hat einen so unerträglichen Geruch, daß kein schlimmerer gedacht werden kann. Ist jemand dem Thier zur Zeit des Ausspritzens nahe, so kann er eine Weile kaum Athem holen, und es ist ihm zu Muthe, als wenn er ersticken sollte; ja kommt dieser verpestete Harn in die Augen, so läuft man Gefahr das Gesicht zu verlieren. Aus den Kleidern ist der giftige Geruch fast nie wieder herauszubringen. Viele Hunde laufen aufs eiligste davon, sobald sie der Guß trifft; rechte Fänger aber hören nicht eher auf dem Flüchtigen nachzusetzen, als bis sie ihn todt gebissen haben; sie reiben jedoch unterweilen die Schnauze auf der Erde, um den Gestank einigermaaßen zu vermeiden.

Der widrige Geruch geht selten vor einem Monat aus den Kleidern; doch verlieren sie das meiste davon, wenn man sie

24 Stunden lang mit Erde bedeckt; auch die Hände und das Gesicht muß man mit Erde wenigstens eine Stunde lang reiben, weil das Waschen nichts hilft. Als ein angesehener Mann, der unvermuthet bespritzt wurde, sich in einem Hause reinigen wollte, schloß man die Thüre zu und die Leute liefen davon; so bespritzte Hunde läßt man mehrere Tage lang in kein Haus. Reiset man in einem Walde, so muß man sich oft die Nase zuhalten. Ich schlief einmal im Winter auf einem Hof, wo ein Lamm getödtet lag, weßhalb solch ein Thier heranschlich; die Hunde waren aber wach und verjagten es, da entstand plötzlich ein solcher Gestank, daß ich glaubte im Bett ersticken zu müssen; sogar die Kühe blökten aus vollem Halse. Um Weihnachten bemerkte die Köchinn, daß verschiedene Tage nach einander das Fleisch im Keller benascht worden war; daher versperrte sie alle Zugänge, um die Katzen abzuhalten. Allein in der folgenden Nacht erwachte sie von einem Lärm im Keller. Sie gieng hinunter und sah im Dunkeln ein Thier mit feurigen Augen; dennoch faßte sie Muth und schlug es todt. Dabey entstand aber solch ein abscheulicher Gestank, daß sie einige Tage krank wurde und man alle Eßwaaren im Keller, sammt Brod und Fleisch, wegwerfen mußte.

Jemand gieng in der Nacht aus dem Walde nach Hause in New-York; er glaubte auf dem Weg eine Pflanze zu sehen, und wollte sie ausreißen; im Augenblick ward er bespritzt. Es war der aufgerichtete Schwanz eines Stinkthiers, welches sitzen blieb.

So manchen Verdruß diese Thiere auch machen, so werden sie doch bisweilen gezähmt. Sie folgen den Leuten nach wie Katzen, ohne ihre häßliche Spritze zu brauchen, wofern sie nicht geängstiget oder geschlagen werden. Die Wilden essen das Fleisch, schneiden aber beym Abziehen des Balges die Blase aus. Es soll gut und wie ein Ferkel schmecken. Das Fell ist grob und langhaarig, und wird daher von den Europäern nicht gebraucht; die Wilden aber machen Tabacksbeutel daraus, die sie vorn am Leibe tragen. Reise II. 1757. 412.

Lesueur, welcher die Reise mit Peron nach Neuholland

gemacht und nachher sich in den vereinigten Staaten aufgehalten hat, bekam im July 1826 zwey Wochen alte Junge aus einem hohlen Baum, welche in der Färbung verschieden waren. Das eine war schön schwarz mit einem weißen Band von der Schnauze an, welches von den Ohren an breiter wurde und sich auf der Schulter in 2 Bänder theilte bis zum Schwanz, der fast ganz weiß war; dazwischen lief nur eine schwarze Linie auf dem Rückgrath bis auf die Mitte des Schwanzes; bey einem andern war diese Linie viel breiter. Nach 2 Monaten wurden diese ziemlich rauhen Haare linder und kürzer, und auch der Schwanz ganz schwarz, mit Ausnahme der Spitze; die Bänder unterbrochen durch einen schwarzen Flecken auf den Hüften. Leibeslänge 1½ Schuh, ohne den Schwanz. Ein drittes Stück war 22 Zoll lang und fast ganz weiß; nur unten die Füße und der Rückgrath schwarz.

Sie fressen allerley Fleisch, am liebsten aber Vögel, welche sie am Kopf ergreifen und mit den Beinen auf die Erde drücken. Sie können lange fasten, aber auch wieder mehr verschlingen als sie verdauen können; sie brechen es dann aus und fressen es wieder. Uebrigens halten sie sich sehr reinlich, und man findet nie den geringsten Unrath in ihrem dunklen Lager, welches aus Heu besteht, in welchem sie gegen den Winter in eine Kugel gerollt schlafen. Nach dem Fressen putzen sie die Schnauze mit den Pfoten ab. Im Zustand der Ruhe halten sie den Schwanz aufrecht; beym Gehen wagrecht; sie klettern mit Mühe. Die zahmen kommen zwar auf den Ruf herbey, aber immer mit dem Hintern voran und den Schwanz in die Höhe, um bey dem geringsten Schrecken, den man ihnen verursachen möchte, zum Ausspritzen ihres fürchterlichen Gestankes bereit zu seyn. Sie saufen schlappend, aber wenig, und lassen dennoch viel Wasser, welches gar nicht riecht, und daher nicht Ursache des Gestankes ist, wie manche geglaubt haben. Sie schlafen den ganzen Tag und treiben sich dann des Abends herum, sie mögen Hunger haben oder nicht.

Diejenigen, welche an der Hudsonsbay, in den Wäldern längs der Sandebenen des Saskatschewan bis zum 57.° Nord-

breite vorkommen, haben einen schönen buschigen Schwanz und breite weiße Seitenstreifen, einen langen aber harschen und ziemlich werthlosen Pelz. Sie liegen des Winters in Höhlen, leben von Mäusen und Fröschen und sind gar nicht scheu, wahrscheinlich weil sie wissen, daß sie ihre Feinde mit Gestank vertreiben können. Diese Flüssigkeit ist dunkelgelb und liegt in einem Sack unter der Schwanzwurzel. Der Gestank ist so arg, daß er an der Stelle, wo das Thier getödtet worden, mehrere Tage lang bleibt; er hat Aehnlichkeit mit dem Geruch des Knoblauchs. Es kann sie 4 Schuh weit spritzen. Man hat Beyspiele, daß das Gesicht durch die davon erregte Entzündung verloren gegangen ist. Es wirft 6—10 Junge; die Innwohner essen das Fleisch.

Die Streifen sind ziemlich beständig, und gleichen denen des Chinche aus Chili. Eine schmale weiße Linie läuft von der Nasenspitze aufs Hinterhaupt, wo sie sich in einen Flecken ausbreitet, wieder schmäler wird, bis zwischen den Schultern, wo sie sich gabelt und längs den Seiten nach hinten läuft, immer breiter werdend und sich meistens auf dem Kreuze wieder vereinigend. Der ovale Rückenraum ist schwarz, ebenso die untere Seite des Leibes, die Seiten des Kopfes und der Schwanz, auf dem jedoch 2 weiße Streifen laufen. Die Klauen sind stark und zum Graben geformt, ganz verschieden von denen des Marders. Kalms Fis-katta in Canada ist etwas verschieden, weil sie, außer den 2 weißen Seitenstreifen, noch eine solche Rückenlinie hat. Richardson, Fauna bor. am. I. 1829. Nro. 19.

b) Die südamericanischen (V. mephitis), Chinche,

haben gewöhnlich sehr breite weiße Bänder, welche selbst den Rücken bedecken und oft auf den Schwanz laufen.

Dieses, wegen seines Gestankes schon von den frühesten Reisenden bemerkte Thier scheint sich in ganz Südamerica zu finden, mehr an der Westküste, indem es in Brasilien und Paraguay fehlt, jedoch am Orenoco vorkommt, sofern es dieselbe Gattung ist.

Azara fand es erst südlich von Paraguay, wo es Jagua-re (stinkender Hund) heißt, vom 30. Grad an bis zur magellanischen Meerenge; es soll aber auch in Tucuman, am obern Plata gegen

Peru, vorkommen. Es lebt im Felde, von Insecten, Eyern und Vögeln, schleicht bey Tag und Nacht still und dicht an der Erde herum und hält den Schwanz wagrecht; kann nicht auf Bäume klettern. Es fliehet vor nichts, selbst nicht vor den Menschen; so bald es aber bemerkt, daß man ihm nachstellt, macht es hält, nimmt sich zusammen, hebt den Schwanz in die Höhe und sträubt seine Haare. So wartet es bis man nahe genug ist, und dann spritzt es seinen Harn in sicherer Richtung wohl 5 Schuh weit. Der Gestank ist so arg, daß Menschen und Thiere, selbst der Jaguar-ete zurückweichen und es laufen lassen. Fällt ein einziger Tropfen auf ein Kleid, so muß man es ablegen; denn wenn man es auch 20mal wäscht, so bleibt doch der Gestank so stark, daß er das ganze Haus füllt. Ein Hund, welcher 8 Tage vorher bespritzt, aber mehr als 20mal gewaschen und mit Sand gerieben worden war, verpestete eine Hütte dermaaßen, daß man es nicht mehr darinn aushalten konnte. Man riecht den Gestank auf eine Meile weit. Der Harn soll bey Nacht leuchten, während er ausgespritzt wird.

Es geht sehr langsam, und kommt nicht so weit als ein Mensch, wenn es auch bisweilen springt. Es soll Höhlen graben und 2 Junge werfen, welche es, wie die Katzen, im Maul fortschleppt. Sie sind gefärbt wie die Alten. Die Indianer in Buenos-Ayres machen sich aus den Pelzen weiche und schöne Decken, welche sie tragen, obschon sie schlecht riechen. Um sie zu fangen, reizt man sie wiederholt mit einer langen Gerte, bis sie allen Harn ausgespritzt haben; auch schleicht man herbey und hebt es schnell am Schwanz auf, weil es dann seinen höllischen Beutel nicht entleeren kann. Auch jung aufgezogen werden sie zahm, lassen sich streicheln und geben den Gestank nur von sich, wenn man sie ärgert. Die Indianer essen sogar ihr Fleisch.

Es ist 23 Zoll lang, der Schwanz 7, wovon das Haar $^1/_2$. Die Schnauze ist nicht so spitzig, wie bey dem Iltiß, und behaart; das Ohr etwas größer und rund, die Füße dick, mit 5 Zehen und 7 Linien langen Nägeln. Auf der Schnauze ist ein weißer Flecken, von welchem 2 weiße Linien abgehen über den Ohren auf die Seiten des Halses und des Leibes bis zum

Schwanz. Alles übrige ist schwarz, das Haar 1 Zoll lang, am Schwanz 1½. Mit der Zeit werden die Pelze braun und selbst weißlich auf dem Rückgrath. Es gibt auch ganz schwarze, und bey andern laufen die weißen Streifen auf den Seiten des Schwanzes fort. Endlich gibt es ganz weiße. Azara, Quadrup. I. 1801. 211. Buffon XIII. 287. 300. T. 39. Chinche, Suppl. VII. tab. 57. Mouffette de Chili. A. de Humboldt, Obs. zool. I. 1811. 350. Viverra mapurito.

Beschreibungen oder Abbildungen von Thieren aus den vereinigten Staaten (Viverra putorius) finden sich bey

Catesby, Carolina II. 1743. T. 62. (Schreber T. 122.); Lepage du Pratz, Louisiana II. 97; Kalms Reise II. 412; Lawson (Carolina S. 119.); Buffon XIII. T. 38. Coase; Squasche aus Virginien; Cuvier (Oss. foss. IV. 1823. 472.); Fr. Cuvier, Mammif. Livr. XXVIII. 1821, Chinche aus Louisiana; Livr. LVII. 1827. Mouffette de l'Amér. sept.; Richardson, Fauna bor. am. I. 1829. Nro. 19.

Aus Mexico wurden beschrieben oder abgebildet von Hernandez (Hist. anim. mex. 1651.):

Itzqui-Epatl sive Vulpecula cap. 18, mit vielen weißen Streifen; ist nach Lichtenstein (Berl. Acad. 1830.) Buffons Conepatl, XIII. T. 40; oder das in den vereinigten Staaten verbreitete fünfstreifige Stinkthier (V. putorius), welches die Spanier Zorilla (Vulpecula) nannten.

Con-Epatl, Vulpecula puerilis (Hernandez Cap. 18.), nur mit 2 weißen Streifen; ist nach Lichtenstein Buffons Coase (XIII. Taf. 38.), welcher bald ohne, bald mit 2 Streifen vorkommt.

Ozto-hua (Hernandez Cap. 16.), dessen Fleisch die Innwohner essen, obschon es sehr stinkt, hält Lichtenstein nicht für ein Stinkthier, sondern für einen Vielfraß (Gulo barbatus), dessen Abbildung zum Stinkthier (Recchi IX. cap. 20. p. 332.) gerathen ist.

Tepe-maxtla, Caca-miztli (Hernandez Cap. 16. 28. 33. 40.) ist nach ihm eine Art von Coati, welche er Bassaris astuta nennt.

Vom Orenoco: Gumilla (Hist. nat. de l'Orénoque III. 1758. 240.); Mapurito, weiß und schwarz gefleckt.

Aus Chili, Viverra mephitis: Feuillée, Journal 1714. I. 272. Buffon XIII. Taf. 39. Chinche; Suppl. VII. tab. 57. Mouffette du Chili. Schreber Taf. 121. Molina, Chili 1786. 255. Viverra chingha. Mutis; Mapurito (Brief in schwed. Abhandl. 1769. 68.). A. v. Humboldt; Zorra de Quito; mit 2 weißen Streifen und einem geschäckten Schwanz (Observ. zool. I. 346.).

Aus America südlich von Paraguay: Azara I. 211. Jaguare.

15) Das ostindische Stinkthier (Mydaus meliceps, Mephitis javanensis)

gleicht dem americanischen in Gebiß und Scharrfüßen, hat aber eine rüsselförmige Schnauze und nur einen Schwanzstummel; es ist 15 Zoll lang, schwarzbraun mit einem breiten weißen Rückenstreifen.

Es findet sich auf Java und heißt daselbst Telagon und Teledu, auf Sumatra Teléggo, unter welchem Namen es zuerst von Marsden, der es auch Stinkard nennt, aufgeführt wurde (Hist. of Sumatra 117.).

Leschenault hat davon ein Stück nach Frankreich geschickt, Horsfield nach England 1812; später Diard eine Abbildung nach Paris, welche Friedr. Cuvier mitgetheilt hat (Mammif. Livr. 27. 1821.). Raffles hat es kurz beschrieben und gesagt, daß es aus seinem Hintern im Zorn eine Flüssigkeit lasse, welche unerträglich stinke (Linn. Trans. XIII. 1821. 251. Telagu.).

Horsfield hat uns aber erst mit seiner Lebensart bekannt gemacht. Es hat ziemlich die Gestalt und Größe des Iltiß, ist jedoch viel plumper, steht kürzer auf den Beinen und hat fast vollkommene Sohlen; die Ohren länglich und kurz, kein Schnurrbart; 6 Zitzen. Der Pelz ist den hohen und kalten Gegenden, die es bewohnt, angemessen; besteht nehmlich aus langen, zarten, an der Wurzel seidenartigen Haaren, die sehr dicht stehen und warm halten; an den Halsseiten länger und auf- und rückwärts gekrümmt, auf dem Scheitel eine Art Kamm; bey einigen ist

der weiße Rückenstreifen in der Mitte unterbrochen; der Schwanz kaum 1/2 Zoll lang, mit den Haaren 1 1/2, die Beine kurz und stark, mit langen Klauen, vordere 3 1/2 Zoll lang, hintere 4 1/2; Kopf 4 Zoll; die 2 Stinkdrüsen öffnen sich nicht nach außen, sondern in den Mastdarm, und haben an jeder Oeffnung einen Schließmuskel, welcher dem Thier erlaubt, die stinkende Flüssigkeit nach Belieben zu halten oder auszuspritzen. Da ich den Gestank des Skunks in America selbst erfahren habe, so erkannte ich ihn gleich wieder auf Java.

Der Teledu ist nicht bloß hinsichtlich seiner Gestalt, sondern auch seiner Heimath, ein sehr merkwürdiges Thier, nehmlich ausschließlich auf Gebirge beschränkt, welche über 7000 Schuh hoch sind, und daselbst kommt er so regelmäßig vor, wie gewisse Pflanzen. Man baut auf diesen Höhen europäisches Korn, Birnen, Erdbeeren und die gemeinen Küchengewächse, Kohl, Kartoffeln, Tabak u.s.w., während der Reiß nur in der Ebene wächst. Er kommt auf seinen Streifereyen oft in die Felder, wo er, wie ein Schwein, die Erde umwühlt, und daher wegen seiner Menge großen Schaden anrichtet. Er wühlt Höhlen in die schwarze Dammerde unter Baumwurzeln, 6 Schuh lang, endigend in einen weiten Kessel, worinn er den Tag verschläft. Des Nachts geht er nach Regenwürmern, Insecten und ihren Larven; er soll paarweise leben und 2—3 Junge werfen. Da sie sehr langsam sind, so kann man sie leicht fangen, was auch die Eingebornen ohne Furcht thun, und zwar, um sie zu essen. Wenn man sie schnell packt, so können sie ihre Feuchtigkeit nicht ausspritzen, und das Fleisch bekommt keinen übeln Geruch. Ihre Zähne sind schwache Vertheidigungsmittel, und die kurzen Füße schwache Rettungsmittel; sie suchen daher ihren Feind durch den unerträglichen Gestank abzuhalten. Die Innwohner vergleichen das Ausschießen mit dem Windlassen. Die Muskelhaut der Drüsen treibt die Flüssigkeit bloß in den Mastdarm; das Ausschießen aber gegen den Feind geschieht durch die Wirkung der Bauchmuskeln; sie geht nicht über 2 Schuh weit. Der Gestank ist so heftig, daß manche Personen in Ohnmacht fallen und ein ganzes Dorf davon erfüllt wird.

Jung eingefangen läßt er sich zähmen und gibt keinen Gestank mehr von sich. Als ein solches 12 Regenwürmer gefressen hatte, wurde es schläferig, machte eine kleine Grube in die Erde, worein es seine Schnauze steckte und sich bedächtlich hinlegte. Es steht eigentlich zwischen den americanischen Stinkthieren und dem Dachs. Horsfield, Zool. Res. II. 1821. 4. tab. 3. (Isis 1824. 249. T. 3.)

4. G. Die Vielfraße (Gulo), Glouton,

haben vollkommene Sohlen, wie der Dachs, einen mäßigen Schwanz, eine Falte statt des Stinksacks und dabey das Gebiß der Marder, nehmlich einen starken Reißzahn und einen großen, weit nach innen gezogenen Mahl- oder Querzahn.

Sie sehen ziemlich aus wie der Dachs, sind aber viel blutgieriger; leben nur in der heißesten und kältesten Zone, und es gibt keine dazwischen in der gemäßigten.

a. Es gibt darunter in Südamerica einige schlankere, mit längerem Schwanz und einer schwachen Spannhaut zwischen den Zehen; oben nur 2 Lückenzähne. Sie schließen sich durch ihren starken Bisamgeruch an die Stinkthiere an.

Sie haben einen platten Kopf, kurze Ohren, kleine Schnurrbärte, sehr starke und so kurze Füße, daß sie fast den Bauch schleppen, und ziemlich gerade Klauen zum Graben. Sie sind so geschmeidig, daß sie durch jedes Loch kommen, in welches sie den Kopf stecken können. Sie laufen auf Feldern und Waiden herum, und fressen alles, was sich bewegt: Insecten, Eidechsen, Schlangen, Ratten, Meerschweinchen, Hasen und Vögel. Sie tödten mit einem Biß in den Hals oder den Kopf Hühner und Truthühner, und zwar ohne Hunger. Sie benutzen gern die Höhlen der Gürtelthiere und graben sie weiter aus. Gehen bey Tag und Nacht herum, und werfen im September 1 Paar Junge. Sie lassen sich zwar zähmen und rufen, allein sie werfen alles um und tödten das Geflügel; daher muß man sie anbinden. Sie geben gereizt einen Bisamgeruch von sich, der aber nicht unerträglich ist und nach einigen Stunden vergeht. Azara I. 185. Huron.

1) Der graue (Viverra vittata), Grison,

ist nur $1^1/_2$ Schuh lang, Schwanz 8 Zoll, Höhe 8; Färbung grau, Gesicht, die ganze Unterseite des Leibes und Füße schwarz, von der Stirn über den Augen und die Ohren zu den Schultern ein weißer Streifen, mit weißen Stachelhaaren, Scheitel und Nacken grau. Buffon, Suppl. III. tab. 23. 25. Foine de la Guyane, Grison. Schreber III. 447. T. 124. Thunberg, Mém. de Pétersb. VI. 401. tab. 13.

Findet sich im ganzen heißen America, in Mexico, Guyana, Brasilien und Paraguay, wo er kleiner Iltiß (Huron) heißt und die oben beschriebene Lebensart hat; der Pelz ist ziemlich lang und gut zu brauchen, obschon nicht so fein, wie der des folgenden. Er trägt den Schwanz wagrecht und hebt ihn nicht auf, obschon es gereizt einigen Gestank von sich gibt. Die Stirn ist gelblichweiß, und diese Farbe bleibt jederseits zwischen den Augen durch, gerade über die Ohren auf den Hals bis zu dessen Ende; der ganze Rücken und die Seiten haben eine melierte Farbe, weil die Haare schwarz sind, aber gelblichweiße Spitzen haben; alles übrige des Kopfes, die ganze Unterseite und die Füße satt schwarz. Männchen und Weibchen sind sich gleich und lassen sich zähmen; sie werfen im October ein Paar Junge. Es ist übrigens in Paraguay selten, häufiger in Groß-Chaco, von wo es die Indianer nach Assumption zum Verkauf bringen. Azara I. 190. Rengger 126.

Eines zu Paris wurde ziemlich zahm, lernte aber die Personen nicht unterscheiden und spielte mit jederman, ließ sich gern den Rücken streicheln, legte sich um, erwiederte mit den Füßen die Betastungen, biß sanft in den Finger, blieb aber gegen alle Thiere wild, biß dieselben aus bloßer Mordlust todt, und hob sie auf auf ein späteres Mahl. F. Cuvier, M. Livr. 4. 1819.

2) Der braune (Mustela barbata, canescens), Taïra,

hat die Gestalt unsers Marders, ist aber größer; Färbung dunkelbraun, mit grauem Kopf und einem großen, gelblichweißen Flecken unter dem Halse. Hernandez, hist. a. mex. 1651. l. 9. cap. 20. Fig. Oztohua. P. Browne, Jamaica tab. 49. fig. 2.

Buffon XV. 155. Suppl. VII. tab. 60. Schreber III. 493. Taf. 135.

Dieses Thier findet sich in Mexico, auf Jamaica, wo es Galera heißt; in Guyana, Brasilien und Paraguay, wo es großer Huron (Furet) heißt. Es ist 3 Schuh lang und der Schwanz 14 Zoll, die Höhe 9, das Ohr 1½. Azara I. 197. Taf. 2.

In Brasilien heißt es Irara und Papamel, und wohnt häufig in den Wäldern, in hohlen Bäumen und Klüften, streicht des Nachts umher, besteigt geschickt die Bäume, plündert die Vogelnester und sucht auch den wilden Honig auf; packt übrigens sehr keck die haasenartigen Thiere an, und sogar das Reh; es soll 2—3 Junge werfen in einem hohlen Baum. Von Hunden verfolgt, fliehet es auf die Bäume, wo man es leicht schießen kann. Die Botocuden essen das Thier, ziehen es aber nicht ab, sondern sengen es, wie sie es mit allen andern Thieren machen. Die Neger verfertigen aus der Haut Regenkappen um ihre Flintenschlösser. Wied, Beyträge II. 1826. 310. Abbildungen Hft. Rengger, Paraguay 1830. 119.

b. Andere haben keine Spannhaut zwischen den Zehen und einen kurzen Schwanz; bewohnen die heiße alte Welt.

3) Der Rattel (Viverra capensis, mellivora)

hat ziemlich die Größe und Gestalt des Dachses, sehr breit und flach, oben dunkel aschgrau, Schnauze und untere Theile, so wie der Schwanz, schwarz, also ziemlich wie beym Grison; beide Farben durch einen weißen Streifen von der Stirn bis zum Schwanz getrennt.

Er findet sich am Vorgebirg der guten Hoffnung, und wurde zuerst durch de la Caille unter dem Namen Stinkdachs bekannt. Seine Länge betrug 2 Schuh, der Schwanz 8 Zoll, und die weißlichgraue Oberseite sieht aus, als wenn der ganze Körper mit einer Schabracke bedeckt wäre. Voyage 1763. S. 182.

Sparrmann erzählt manches von seiner Lebensart, was man jetzt in Zweifel zieht. Man findet nehmlich in der Colonie eine Menge Gänge unter der Erde, die vom Stachelschwein, dem

Springhasen, Bläßmoll, äthiopischen Schwein und von Stinkthieren gegraben werden, und worinn, beym Mangel der Bäume, die Bienen ihre Waben anlegen, wenn sie verlassen und zerfallen sind. Der Rattel, eine Art Marder oder Dachs, den die Natur zum Feinde der Bienen bestimmt hat, besitzt eine vorzügliche Geschicklichkeit, sie in ihren unterirdischen Verschanzungen mit seinen langen Klauen auszuwühlen. Man sagt, er setze sich bey Sonnenuntergang hin, halte eine Pfote vor die Augen, um zu sehen, in welcher Richtung die Bienen nach Hause fliegen. Auch verstehe er so gut, wie die Innwohner, dem bekannten Vogel, welcher Honigguckguck heißt, zu folgen, um Honig zu bekommen.

Seine Haare sind straff und seine Haut zähe, so daß er ziemlich vor den Stichen sicher ist; auf Bäume kann er nicht klettern, soll aber, wenn er oben Honig riecht, aus Ingrimm in den Stamm beißen, was den Hottentotten ein sicheres Anzeichen von einem Bienenneste sey. Seine Haut hängt so locker am Leibe, daß sie wie ein Sack losgeht, wenn ein Hund darein beißt, und er sich sehr leicht wenden kann, um selbst Bisse beyzubringen. Wenn auch mehrere Hunde wirklich seiner meister werden und ihn fortschleppen, so sieht man doch keine Löcher im Fell. Man könne ihn nur tödten durch schießen, stechen oder starke Schläge auf die Schnauze. Die Ohrmuschel ist sehr kurz aber weit. Schwed. Abhandl. 39. 1777. 134. T. 4. Reise 480.

Denham fand dieses Thier auch in der Mitte von Africa, in der Nähe des Sees Tchad. Es sey zur Laufzeit sehr wild, und packe selbst Menschen an. Habe 2—3 Weibchen und lasse sie nie aus dem Gesicht; es werde durch einen Schlag auf die Nase getödtet. Travels in the Central Africa. 1826. 4. App. Nro. 3.

Carmichael sagt, es sey für die Hühnerhöfe eines der schädlichsten Thiere. An der Algoa-Bay zankten sich einmal die Nachbarn um das Eigenthum der Eyer, welche die Hühner bald da, bald dort fallen ließen. In einer Nacht machte der Rattel diesem Gezänke ein Ende, indem er allen Hühnern, gegen 2½ Dutzend, den Kragen abbiß und 3 davon in seine Höhle schleppte, wo er getödtet wurde. Er ist auch sehr lüstern nach

Honig, und plündert unverletzt die Stöcke, während die Bienen vergebens ihre Wuth an seinem undurchdringlichen Fell auslassen. Kein Thier hat ein so zähes Leben; seine Haut ist so dick und los, daß sie sich gegen alle Gewaltthätigkeiten erhält. Isis 1832. 399.

Pennant beschrieb ein ähnliches Thier, welches J. Hunter lebendig aus Indien bekommen hatte, unter dem Namen des indischen Dachses (Meles indicus). Er fraß Fleisch, war lebhaft und gutartig, und schlief zusammengerollt, mit dem Kopf zwischen den Hinterbeinen, und meistens nur bey Nacht; mit einem englischen Dachs, den man ihm beygesellte, gab er sich nicht ab. Vierfüßige Thiere II. 340.

Shaw hat ihn später abgebildet unter dem Namen Ursus indicus. Aber niemand hat sich darum bekümmert, bis der General Hardwicke auch den Rattel in Bengalen entdeckte und man erkannte, daß er einerley mit dem indischen Dachs sey. Er findet sich in Indien weit verbreitet, an den hohen Ufern des Ganges, des Jumnas und in Nepal, geht selten des Tags aus, raubt aber des Nachts um die Wohnungen der Mahomedaner, und gräbt sogar die Leichen aus, wenn man nicht Dornhecken darauf gepflanzt hat, wie man es deßhalb gewöhnlich thut. In Zeit von 10 Minuten hat er sich in den härtesten Boden eingewühlt. Vögel und Ratten sind ihr liebstes Futter. Sie klettern sehr ungeschickt und laufen auf den Masten herum.

Jung aufgezogen werden sie zahm, gelehrig und zeigen viel Lust zum Spielen. Man hat gegenwärtig einen in England schon seit mehreren Jahren, welcher, ungeachtet seines tölpischen Wesens, doch sehr posserliche Sprünge macht, und selbst überburzelt, wenn er bemerkt, daß er die Augen der Zuschauer auf sich zieht. Des Morgens bekommt er, wie die Bären, Brod und Milch, nachher Fleisch. Bennett, Zool. Gardens. 1830. 13. Fig. Burton, Zool. proceed. 1835. 113. (Isis 1837. 145.)

c. Andere haben einen ganz kurzen Schwanz.

4) Der gemeine Vielfraß (Ursus gulo), Glouton; Glutton; Jerf,

erscheint, wegen seines aufgedunsenen Pelzes, größer als der Dachs, gegen 3 Schuh lang, Schwanz ½, Höhe 1¼, braun, mit einem schwarzen Sattel auf dem Rücken, von einem hellen Kreis umgeben. Buffon XIII. 278. Suppl. III. 240. tab. 48. Schreber III. 525. T. 144. 144*. Lindwall, schwed. Abh. 1773. 208. T. 7. 8.

Es ist der einzige, der sich im kältesten Norden aufhält, und zwar in Europa, Asien und America.

Nicht leicht hat man von einem Thier so viel Abentheuerliches und Abgeschmacktes erzählt, wie von dem Vielfraß, was wahrscheinlich bloß auf Rechnung des Namens zu schreiben ist, welcher überdieß kaum von viel herkommt, sondern vielleicht von dem schwedischen Fjaell-lerf, welches Felsen bedeutet. Mathias Michovius, Dr. Med. zu Krakau (De Sarmatia asiana et europaea. 1532. Fol. lib. II. c. 3. p. 526.), und Olaus Magnus, Bischoff zu Upsala, scheinen im Anfang des 16. Jahrhunderts die ersten gewesen zu seyn, welche die lächerlichen Volkssagen zu Papier gebracht haben; denn den Alten war der Vielfraß ganz unbekannt, und selbst im 13. Jahrhundert wußten Albertus Magnus aus Schwaben und Vincentius v. Beauvais noch nichts davon.

M. v. Michow sagt: In Lithauen und Moscovien gibt es ein sehr gefräßiges Thier mit Namen Rossomaka. Es ist so groß wie ein großer Hund, hat Ohren und Augen wie eine Katze, sehr starke Klauen, einen langhaarigen, braunen Leib, einen Schwanz wie der Fuchs, jedoch kürzer. Findet es ein Aas, so frißt es so viel, daß ihm der Leib wie eine Trommel strotzt; dann drängt es sich durch 2 beysammenstehende Bäume, um sich des Unraths zu entledigen, kehrt wieder zum Aas zurück und preßt sich so oft zwischen den Bäumen durch, bis das ganze Aas verschlungen ist. Es scheint zur Schande derjenigen Menschen erschaffen zu seyn, welche fressen, saufen, sich erbrechen und wieder zum Tische gehen.

Olaus Magnus setzt hinzu: Unter allen Thieren ist dieses das einzige, welches von seiner unersättlichen Gefräßigkeit im nördlichen Schweden, seinem Vaterland, den Namen lerf, im

Deutschen Vielfraß erhalten hat. Sein Fleisch ist unbrauchbar, aber der Pelz ist sehr nützlich und kostbar, glänzt sehr schön, braunschwarz, wie Seide, und wird dadurch noch schöner, daß man ihn kunstreich mit andern Farben an den Kleidern verbindet. Nur Fürsten und andere Große tragen des Winters Mäntel davon, nicht bloß in Schweden und Gothland, sondern auch in Deutschland, wo sie, wegen ihrer Seltenheit, noch viel theurer zu stehen kommen.

Auch die Innwohner lassen nicht gern diese Pelze in fremde Länder gehen, weil sie damit ihren Wintergästen eine Ehre zu erweisen pflegen, indem sie nichts für angenehmer und schöner halten, als ihren guten Freunden unter andern Artigkeiten auch Betten von so kostbaren Pelzen anweisen zu können. Dabey darf ich nicht verschweigen, daß den Schlafenden Träume kommen, welche mit der Natur dieses Thiers übereinstimmen, nehmlich unersättigbar zu fressen, andere Thiere zu überfallen u.s.w.; auch sollen diejenigen, welche Kleider daraus tragen, mit Essen und Trinken nie aufhören können. Geigensaiten aus den Därmen gemacht, geben einen schnurrenden rauhen Ton, der aber durch den Wechsel mit feinen Saiten schnell temperiert und in Wohllaut übergeführt wird. Die Jäger trinken das Blut, mit lauem Wasser und mit Honig vermischt wird es sogar bey Hochzeiten aufgesetzt; das Fett ist gut gegen faule Geschwüre, die Zähne zu Beschreyungen; vor den vorgewiesenen Klauen fliehen Katzen und Hunde, wie Küchelchen vor dem Hühnerweih.

Die Jäger haben verschiedene Kunststücke erfunden, um dieses listige Thier zu fangen. Sie tragen ein frisches Aas in den Wald, besonders wenn hoher Schnee liegt: denn im Sommer taugen die Felle nichts. Der Vielfraß riecht es sogleich, frißt sich voll, und während er sich nicht ohne viele Pein zwischen 2 Bäumen hindurch drängt, wird er mit Pfeilen erschossen. Auch stellt man ihm Schlagfallen, wodurch er erwürgt wird; endlich gräbt man ihm Gruben. Mit Hunden ist er kaum zu bekommen, weil sie seine spitzigen Klauen und Zähne mehr fürchten, als den Wolf. Gentes septentrionales. Libr. XVIII. cap. 5—7.

Geßner hat nichts weiter davon gewußt, und so blieb es, bis Klein eine neue Abbildung gab nach einem lebendigen Exemplar aus Sibirien in Dresden, welches täglich 12 Pfund Fleisch gefressen hat, und dennoch immer hungerig war; der Leib 2 Schuh 8 Zoll, die Höhe 19 Zoll. Man habe daselbst noch einen ausgestopften gelblichbraunen, welchen August II. bey Frauenstein in Sachsen gefangen habe. Quadrupedum Dispositio pag. 83. tab. 5.

Eine schlechte Abbildung gab Gunner in den Drontheimer Schriften III. S. 123. T. 3. F. 5. 6., eine bessere Genberg von einem, der jung gefangen und mit Milch und Fleisch aufgezogen wurde. Er folgte wie ein Hund aufs Feld, war beständig in Thätigkeit, spielte mit allerley Dingen, gieng ins Wasser, wälzte sich in Schlamm, Sand und Schnee, scharrte im Boden und kletterte auf Bäume. Drey Monat alt vertheidigte er sich tapfer gegen die Hunde. Schlug man ihn, so wurde er zornig und ärgerte sich bis zur Ermattung, daß er einschlief; aber beym Erwachen hatte er alles vergessen. Er fraß nie über Hunger, ließ selbst Schweine mit sich fressen, aber keine Hunde. Er hielt sich immer sehr reinlich, stank nicht, außer wenn mehrere Hunde auf ihn losgiengen. Angebunden schlief er untertags und lief bey Nacht herum; er lag lieber im Freyen als in seinem Stall. Ein Halbjahr alt wurde er wilder, blieb aber doch gegen den Menschen zutraulich, und als er einmal in den Wald entflohen war, so sprang er der bekannten Magd auf den Schlitten und ließ sich nach Hause führen. Ein Jahr alt wurde er immer wilder, und biß sich einmal mit zween großen Hunden so herum, daß er sie getödtet hätte, wenn man ihnen nicht zu Hilfe gekommen wäre. Er liebte den Schatten, die Kälte und grub hin und wieder Löcher. Schon ganz wild spielte er doch noch immer mit bekannten Leuten; gegen einen Stock von Unbekannten aber knirschte er mit den Zähnen und ergriff ihn mit den Klauen. Den Unrath scharrte er mit den Hinterfüßen zu, wie die Hunde, — übrigens ist es bekannt, daß die Vielfraße sich nicht weit von ihrem Geburtsort entfernen, die Stalldächer aufreißen und das

Vieh tödten, im Alter aber, wenn sie die Zähne verloren haben, von Ameisen leben. Schwed. Verh. 1773. 201.

Nach Pallas finden sie sich in den Alpen von Norwegen, Lappland, in den Wäldern von Polen, häufiger aber im nördlichen Rußland, besonders um das weiße Meer; kaum in dem offenen und wärmern westlichen Sibirien, desto zahlreicher aber in den waldigen Gebirgen des östlichen und des ganzen nördlichen Sibiriens bis ans Eismeer, auch wo keine Wälder mehr sind. Sie fliehen die menschlichen Wohnungen, führen ein herumschweifendes Leben und schlafen im Schnee; gehen bey Nacht auf den Raub aus, selten bey Tag, und laufen immer hungerig, mager, langsam und schläferig herum. In Sibirien fängt man sie häufig in Fuchseisen, weil sie der Spur dieser Thiere und der Wölfe nachgehen, um etwas von ihrem Raube zu erwischen. Sie sind so schlecht zu Fuße, daß die Jäger, ihrer Spur folgend, sie gewöhnlich einholen; dagegen können sie unaufhaltsam fortlaufen. Sie sind eigentlich keine reißenden Thiere, denn sie bekommen ihren Raub nur durch List, indem sie die Mäuse aufgraben, die Hasen und Feldhühner, welche des Winters beysammen unter dem Schnee sitzen. Sie stehlen oft die Thiere aus den Fallen, und zerreißen die gesammelten Pelze in den Hütten; auch graben sie todte Thiere aus und das von den Jägern unter dem Schnee verborgene Fleisch, tragen es fort, um es an einem verborgenen Ort verzehren zu können. Bisweilen zerreißen sie Pferde in den Wäldern. Die Innwohner behaupten auch, daß sie sich am Wege der Renn- und Elennthiere auf Bäume setzen, auf sie herunterspringen und dieselben tödten. Wenn Thiere im Schnee liegen, daß sie nicht um sich sehen können, so kriechen sie unter dem Wind herbey und springen darauf. Menschen greifen sie nie an, wehren sich aber wüthend in der Gefahr. Es ist gewiß, daß sie gegen die verfolgenden Hunde Gestank lassen; sonst riechen sie nicht. Wo möglich retten sie sich auf einen Baum; geht das nicht, so werfen sie sich auf den Rücken, packen den Hund mit den Klauen, werfen ihn ab oder zerfleischen ihn, daß er zurück weicht. Hunde allein werden selten über ihn meister, weil er sich mit Klauen und Zähnen

vertheidigt, und nicht los läßt, bis die Knochen entzwey sind. Im Zorn zieht er die Nase zurück, runzelt die Stirn wunderbar, knirscht und sieht dann fürchterlich aus; sonst hat er ein listiges und melancholisches Ansehen. Sie rammeln im Herbst und sollen 2, selten 3 werfen in Felsenhöhlen, hohlen Bäumen oder verlassenen Dachslöchern; sie selbst graben keine Gänge.

Jung werden sie leicht zahm, und machen Späße wie die Bären; an einen Pfahl gebunden, laufen sie nicht in einem ganzen Kreise herum, sondern nur in einem halben hin und her, Kopf schüttelnd und grunzend.

Der Pelz steht weit hinter dem Zobel zurück, ist lang, fast borstig, aber schön schwarz, und wird daher nur vom gemeinen Volk als Kappen und dergl. getragen, besonders diejenigen, welche größtentheils schwarz sind, und fast keinen hellen Kreis auf dem Rücken haben. Der Pelz kostet 2—4 Rubel und wird wenig ausgeführt. Die Länge beträgt 2½ Schuh, der Schwanz ohne die Haare 7 Zoll, das Ohr 1, der Umfang des Leibes 1 Schuh 5 Zoll, die Klauen 1. Spicil. XIV. 1780. 25. tab. 2.

Findet sich noch in Lappland und Dalekarlien in Felsengebirgen, auch in den Wäldern von Wester- und Osterbothnien, gräbt sich Höhlen in die Erde, worinn er sich, besonders bey der Sommerhitze, verbirgt, schläft aber nicht während des Winters, frißt wirklich sehr viel, und soll in 2—3mal eine Kuh aufzehren, nachdem er sie an der Gurgel gepackt und getödtet hat; auch Hirsche, Rennthiere, Pferde, Eichhörnchen, Hasen, auf welche er, wie der Luchs, von Bäumen springt; was er nicht verschlingen kann, schleppt er in Felsklüfte; plündert oft den Speisenvorrath der Lappländer; wirft im May 1—3 Junge. Er läßt sich zähmen. Man hatte einen solchen in einem Baumgarten zu Upsala; eingesperrt aber nagt er sich durch; er stinkt nicht, sein Unrath aber riecht übel. Den Pelz braucht man zu Kappen u. dergl. Thunberg, Svenske Djur. 1798. 24.

Nach Nilsson findet er sich in allen Hochgebirgsgegenden von Schweden und Norwegen; tödtet mehr Thiere als er fressen kann, und saugt zuerst das Blut aus, wie das Wiesel; er jagt während der Nacht, ist langsamer als ein Hund, klettert aber

leicht auf Bäume und steile Felsen, wohin er gewöhnlich auf der Jagd flieht. **Skandinavisk Fauna 1820. 94.**

In Nordamerica heißt dieses Thier Wolverene (**Ursus luscus**),

bey den Engländern **Quickhatch**, bey den Franzosen in Canada **Carcajou**. Es wechselt sehr in der Farbe; einige sind fast ganz schwarz, andere grau, die Jungen rahmfarben.

Es findet sich vom Labrador bis ans stille Meer; man hat es bis zum 70.° bemerkt, jedoch in geringer Zahl.

Die älteren Schriftsteller reden viel von der Grausamkeit dieses Thiers, namentlich daß es von Bäumen auf die Hirsche springe und dieselben während des Davonlaufens todt beiße. Die neueren dagegen behaupten, es lebe bloß von Thieren, welche zufällig getödtet worden sind, und selbst von Aas, welches andere Raubthiere haben liegen lassen; des Sommers gräbt es Murmelthiere aus und schadet auch den Vögeln, besonders aber den Jägern, deren Speisenvorrath es frißt und den Köder aus den Marderfallen fortschleppt, nach welchen es oft ½ Stunde weit geht. Da es wegen seiner Stärke und Schlauheit schwer durch Hunde zu fangen ist, so müssen dann die Jäger ihre Fallen in einer andern Gegend aufstellen. Es baut sich Höhlen und dann warten die Jäger vor Sonnenaufgang, auf dem Boden liegend, bis es seine Nase heraussteckt. Sogleich springt einer hin, verstopft das Loch; man läßt die Hunde los, und während sie sich mit ihm herumbeißen, zieht man ihm eine Schlinge über den Kopf, um es zu erdrosseln. Es überwintert nicht, sondern läuft, zwar langsam aber sehr weit, um etwas zu finden und dasselbe in sein Loch zu tragen. Die Esquimalen liefern die Häute an die Pelzhändler. **Parry, Sec. Voy. app. 1825. 292.**

Als der Capitän Roß auf seiner Nordpol-Expedition auf dem Schiffe überwinterte, schlich sich einmal eines, vom Hunger getrieben, sogar auf das Verdeck, wo ein Dutzend Menschen herumgiengen, und fraß ein Stück Fleisch so gierig, daß man ihm eine Schlinge über den Kopf ziehen und es erdrosseln konnte. Es gab aus dem Mastdarm den gelblichbraunen Inschlitt seiner Drüsen von sich, welcher unerträglich stank. Die Länge [illegible]

4 Zoll, Schwanz 10, Gewicht 28 Pfund. Sie ändern ihre Farbe auch unter 70° bey der grimmigsten Winterkälte nicht. Sec. Voy. 1835. app. pag. VIII. Catesby, Carolina tab. 30. Edwards Taf. 103. Ellis, Hudsonsbay I. 42. Taf. 4. Buffon XIII. 278. Suppl. III. 240. Taf. 48. Pennant II. 331. T. 36.

5. G. Die Dachse (Meles)

sind ebenfalls kurz- und schiefbeinige Thiere, mit ganzen Sohlen; sie haben aber eine spitzige Schnauze, spitzige Ohrmuscheln, einen kleinen spitzigen Reißzahn und dagegen einen sehr großen Mahlzahn, der länger ist als breit; endlich Stinkdrüsen, welche sich nach außen öffnen, und einen kurzen Schwanz.

Diese Thiere finden sich nur auf der nördlichen Erdhälfte, in allen 3 Welttheilen, jedoch nur in der gemäßigten Zone, vom mittlern Schweden bis ans Mittelmeer; von Krasnojarsk am Jenisey, unter 56°, bis an den Caucasus, ans caspische Meer und selbst bis nach Persien, aber nicht in Indien. Sie lieben offene, trockene Gegenden, graben sich Höhlen in die Erde und leben von kleinen Thieren, selbst von Obst, Beeren u. dergl.

1) Der gemeine (M. taxus), Blaireau, Taisson; Tasso; Badger,

ist 2 1/2 Schuh lang, Schwanz 1/2, Höhe 1; Färbung grau von weißen und schwarzen Haaren, unten ganz schwarz, so wie die Füße, der Kopf weiß mit einem schwarzen Band durch Augen und Ohren.

Er findet sich in ganz Europa, aber nirgends häufig, gern am Rande der Wälder und Felder, wo er sehr schnell Höhlen gräbt, wie der Fuchs, an der Südseite der Anhöhen, 20 bis 30 Schuh lang, mit zween Ausgängen. Am Ende ist ein weiter Kessel mit Gras und Moos ausgefüttert, wo er schläft und seine Junge wirft, bisweilen mit Füchsen zusammen, jedoch beyde in einem besondern Kessel. Sie leben paarweise zusammen und halten ihre Höhle sehr reinlich, indem sie einen eigenen Platz für ihren Unrath haben. Da sie keine eigentlichen Raubthiere sind, so gehen sie nur bey Nacht aus und schleichen umher, um Würmer, Insecten, Schnecken, Frösche, Eidechsen, Vögel, Mäuse

und junge Hasen zu suchen; sie fressen aber auch Wurzeln von allerley Kräutern, Eicheln und Bücheln, Trüffel und im Spätjahr alle Arten von abgefallenem Obst, Rüben und Möhren, welche sie auch wohl in ihre Höhlen schleppen, ohne jedoch Wintervorrath einzutragen. Sie sollen besonders Trauben lieben, den Honig von Hummeln; im Nothfall gehen sie auch an ein Aas, und werden daher in Eisen gefangen. Sie sind am fettesten im Spätjahr und legen sich schlafen so bald es friert, wachen aber von Zeit zu Zeit auf und gehen in mildern Nächten aus, um zu saufen und Wurzeln oder Eicheln zu suchen. Sie liegen zusammengerollt auf dem Bauch, den Kopf zwischen den Hinterbeinen, woraus die Sage entstand, daß sie die Schnauze in das sogenannte Stinkloch steckten und von dem daselbst befindlichen Fette zehrten.

Sie paaren sich am Ende des Novembers und werfen nach 10—12 Wochen, im Hornung, 3—5 blinde Junge, welchen die Mutter Gewürm, Insecten, Eyer und Wurzeln zuträgt und nach einigen Wochen mit ihnen vor dem Loch im Sonnenschein spielt. Im Herbste graben sich diese ihren eigenen Bau, sind aber erst im zweyten Jahr ausgewachsen. Man kann sie zähmen und mit allem füttern, was vom Tisch abfällt; sie lieben die Wärme, folgen den Menschen nach, lassen sich aber nicht leicht anfassen und sind überhaupt keine Thiere, mit welchen man es wagen dürfte zu spielen. Sie sind mißtrauisch, boshaft und dabey träg und ungesellig; haben eine Stimme fast wie das Geschrey der Schweine, das sie jedoch selten von sich geben; zur Paarungszeit lassen sie eine Art von heiserem Bellen hören. Gehör und Geruch sind sehr gut, aber das Gesicht schlecht. Ihr Alter erstreckt sich auf 12 Jahr, und dann sollen sie oft blind werden.

Sie werden auf manchfaltige Art gefangen, am meisten in Tellereisen vor einem Loch, während man die andern verstopft; desgleichen in Schlagfallen, Netzen; man hetzt sie des Morgens Früh mit Hunden, um sie auf der Flucht im Loch zu schießen; endlich schickt man die kleinen Dachshunde mit den krummen Beinen in die Höhle und fängt sie beym Herauskriechen in Schlingen; auch gräbt man sie aus und packt sie mit einer

Zange. In der Noth beißen sie heftig um sich, und lassen nicht leicht wieder los, wenn sie sich einmal verbissen haben.

Das Fleisch wird selten gegessen; das Fett aber, welches im Herbst oft 3 Finger hoch auf dem Rücken liegt und 5 bis 7 Pfund wiegt, wird in der Medicin gebraucht; das dicke und veste Fell zu Ranzen, Jagdtaschen, Ueberzügen über Koffer und dergl.; die borstenartigen Haare zu Pinseln. Das Gewicht ist 25 Pfund. Bechstein I. 1801. 728. Geßner 1551. 778. 1103. Fig. Buffon VII. 104. T. 7—10. Ridingers jagdbare Thiere T. 17. Schreber III. 516. T. 142. B. Meyers Thiere II. T. 31.

Die Jäger wollen 2 Arten unterscheiden, Hundsdachse und Schweinsdachse, wozu es aber keine Kennzeichen gibt. Davon spricht schon Dufouilloux (Vénérie 1613. 72. Fig.). Die ersteren nennt er Chenin, die anderen Porchin; die letzteren sollen mehr ins Weiße fallen, einen dickern Kopf haben, längeres Haar an Nase und Kehle, ihre Höhlen lieber in Sand graben an sonnigen Orten, ihren Unrath nach dem Auskriechen in ein mit der Nase gemachtes Loch fallen lassen; endlich schliefen sie immer und würden viel fetter.

In Schweden heißt er Graesving und findet sich nur in den südlichen und mittleren Theilen der Halbinsel. Nilsson, Fauna I. 1820. 100.

In Rußland findet er sich in offenen, trockenen Wüsten, und zwar in ziemlicher Menge, besonders in Liefland, in Sibirien am Jenisey und selbst nördlicher als Krasnojarsk bis zum Lena, gegen das caspische Meer, in den Wüsten zwischen dem Kuma und dem Terek, in der Krimm, im Caucasus und selbst jenseits in Georgien und Persien, [wenigstens findet er sich bey Erzerum am Euphrat, südlich dem schwarzen Meer unter 40° Breite. Abbott in Zool. proceed. 1835. 89.]. Er paart sich daselbst ebenfalls im November und wirft im Hornung. Man kann ihn mit einem Schlage auf die Nase leicht tödten, am übrigen Leibe aber erträgt er die stärksten Hiebe. Die Zahl der Zitzen ist 6. Man fängt ihn vorzüglich um des Fettes willen;

doch braucht man auch das Fell und ißt das Fleisch. Pallas, Zool. ross. 1811. 70.

In der Barbarey kommt er nicht vor, was Shaw ausdrücklich bemerkt. Voy. I. 1743. 320. Eben so wenig in Ostindien: wenigstens steht er nicht in dem Verzeichniß der Thiere auf Sumatra von Raffles (Linn. Trans. XIII. 1821. p. 254.), und nicht in dem der Thiere in Nepal von Hodgson (Zool. proceed. 1834. 95.).

Dem Aristoteles war er nicht bekannt, so daß man glauben muß, er finde sich nicht in Griechenland; Plinius dagegen führt ihn auf unter dem Namen Meles, sagt aber nichts davon, als daß er furchtsam sey und durch Aufblähen der Haut die Schläge der Menschen und die Bisse der Hunde abhalte. VIII. Cap. 38. Kein Reisender in Aegypten, Syrien und Arabien hat etwas von ihnen gehört.

b) Der americanische Dachs (Ursus labradorius)

ist kaum davon zu unterscheiden. Er ist zwar etwas kleiner und leichter, die Schnauze weniger spitz, der Schwanz kürzer und die Färbung etwas verschieden. Der europäische ist unten ganz schwarz, auch Kiefer und Kehle, auf dem Kopf hat er 3 breite Bänder, eines oben und eines an jeder Seite, und dazwischen laufen 2 schwarze Bänder, welche Augen und Ohren einschließen. Beym americanischen ist der Oberleib mit langen, feinen, grauen und helleren Haaren bedeckt; auch die untern Theile sind heller, die Füße nur dunkelbraun, ebenso der Kopf; zwischen den Augen ein schmaler weißer Streifen gegen den Rücken; Kehle, Unterkiefer und zum Theil die Backen weiß; zwischen dem weißen Theil der Backen und der Ohren ein halbkreisförmiger brauner Flecken. Die weiße Zeichnung erstreckt sich in dreyeckiger Gestalt etwas über die Augen und in einer Linie unter denselben nach vorn gegen den Mund; das ganze Auge liegt aber in der dunkelbraunen Farbe des Kopfes, welche Farbe mit einem scharfen Winkel am Auge in das Weiße übergeht. Länge 2 Schuh, Schwanz 3 Zoll.

Er findet sich häufig in ganz Nordamerica, besonders in den inneren Theilen, baut sich Höhlen, wie der in Europa, und

hat die gleiche Lebensart. Es kommen nur wenig Felle in den Handel. **Franklins Polar-Sea. 1823. 4. 649.**

Am meisten gibt es in Labrador, an der Hudsons-Bay und von da bis in die Sandebenen des Rockygebirges unter 58°. Sind sehr furchtsam und langsam, graben sich aber schnell ein und leben vorzüglich von Fleisch. **Richardson, Fauna I. Nro. 12. tab. 2.**

Buffon führt dieß Thier unter dem Namen **Carcajou** auf, sagt aber selbst, daß er ihm mit Unrecht beygelegt werde; allerdings kann ein Thier, welches Biber raubt, von Bäumen auf Hirsche springt, kein Dachs seyn. **Buffon, Suppl. III. 142. tab. 49. Schreber III. 520. T. 142. B. Fr. Cuvier, M. 1824. Sarrazin, Mém. Acad. 1713. p. 14.**

14. Zunft. Springer oder Hund-artige Thiere.

Hoch- oder geradbeinige Zehentreter, mit kurzen Klauen, spitzigen Ohren und einem ziemlich langen Schwanz; Gestalt der Zähne sehr verschieden, überall 6 Schneidzähne, große Eckzähne, 2—3 Lückenzähne, ein großer zackiger Reißzahn und ein kleiner Mahl- oder Querzahn, manchmal mit einem Kornzahn.

Dieses sind die eigentlichen Raubthiere, welche durch Laufen und Springen ihre Beute ergreifen und mit großer Gewalt zerfleischen, höchst selten an ein Aas gehen und noch seltener Obst, Beeren u. dergl. verzehren. Sie sind durch den Geschmackssinn, eine stark entwickelte, sehr bewegliche Zunge und das manchfaltigste Gebiß characterisiert. Das ist auch ohne Zweifel der Grund, warum sie die einzigen sind, bey welchen die Wuth vorkommt.

Sie sind meistens von bedeutender Größe und mit kurzen, oft geschäckten Haaren bedeckt; sie leben in allen Zonen, von den Polen bis zum Aequator, die größten und blutgierigsten in der heißen; weniger auf der südlichen Erdhälfte.

Man kann sie in 2 Abtheilungen bringen. Die einen haben ein ganz vollständiges Gebiß mit allen Zahnarten, nehmlich auch

einen Kornzahn hinter dem Mahlzahn, welcher den andern fehlt. Sie folgen übrigens in ihrer Entwickelung den Sinnorganen.

A. Kornzahn.

1. Zibeththiere, durch den Gefühlsinn characterisiert.

2. Hunde, durch den Geschmacksinn, daher die Wuth.

B. Kein Kornzahn.

3. Erdwölfe, durch die Nase und ein verkümmertes Gebiß.

4. Hyänen, durch die langen Ohren.

5. Katzen, durch die leuchtenden Augen.

A. Geradbeinige Zehentreter mit allen 6 Zahnarten,

nehmlich jederseits 3 Schneidzähne, 1 Eckzahn, 2—3 Lückenzähne, 1 zackiger großer Reißzahn, 1 viel kleiner Querzahn und 1 noch viel kleinerer Kornzahn.

Die einen sind schlank und noch ziemlich nieder auf den Beinen, nebst einem langen hängenden Schwanz, fast wie bey den Mardern; so die Zibeththiere. Die andern haben lange senkrechte Beine mit einem mäßigen Schwanz: Hunde.

1. Kurzbeinige, schlanke, marderartige Zehentreter finden sich nur in heißen Ländern.

1. G. Die Zibeththiere (Viverra)

haben eine schlanke Gestalt, eine rauhe Zunge und ziemlich kurze Füße mit etwas zurückziehbaren Klauen, fast wie die Katzen; aber die Schnauze ist spitzig, die Ohren stumpf, Zahl der Seitenzähne oben und unten 6, und endlich haben sie hinten einen Drüsensack.

Die einen haben einen dünnen Leib, der unmittelbar in den langen Schwanz übergeht, und kurze Beine, wie die Wiesel: Pharaonsratten.

Bey den andern sind die Beine höher und der Schwanz mehr abgesetzt, wie bey den Katzen: die eigentlichen Zibeththiere.

a. Die Pharaonsratten

unterscheiden sich vorzüglich durch grauliche Färbung, welche von hellen und dunkeln Ringeln der Haare herkommt, und durch

einen Drüsensack, der sich innwendig öffnet. Ichneumon, Herpestes.

1) Die ägyptische (V. ichneumon)

hat ziemlich die Größe und Gestalt des Marders, ist gemengt grau mit einer dunkeln Schwanzquaste. Schreber III. 427. T. 115. B. Buffon, Suppl. III. tab. 26. Fr. Cuvier, M. Livr. XXIX. 1821.

Findet sich an der ganzen Nordküste von Africa, vorzüglich in Aegypten, wo sie Nems (Frett) heißt.

Dieses Thier ist seit den ältesten Zeiten berühmt, und wurde von den Aegyptern für heilig gehalten. Schon Herodot sagt, daß man die Ichneumone in jeder Stadt an heiligen Orten einbalsamiert und begraben habe (II. 67.). Passalacqua hat indessen weder Mumien noch Bilder aus Aegypten gebracht. Catal. des Antiquités. 1826. 20. 229.

Man hat von ihm allerley Fabeln erzählt; es sey ein Zwitter, krieche dem Crocodill durch den offenen Rachen in den Bauch, fresse die Därme auf und tödte dasselbe. Der Nutzen, den es in dieser Hinsicht leistet, beschränkt sich auf das Verzehren der Crocodill-Eyer, wodurch er allerdings groß genug wird und die Schonung erklärt, welche dem Thier zu Theil geworden ist.

Der Leib 1 Schuh lang und der Schwanz etwas mehr; das Haar ist lang, ziemlich grob und trocken, fahl und braun geringelt mit fahler Spitze, wodurch die grauliche Färbung entsteht; die Pfoten braun, wie die Schwanzquaste. Sie haben zwischen den Zehen eine halbe Spannhaut, gehen, wie die Marder, auf den Zehenspitzen, und setzen die Ferse nur auf, um zu ruhen oder sich auf die Hinterfüße zu stellen, wenn sie beobachten wollen, was um sie vorgeht; sie haben eine Nickhaut und lange, scharfe Wärzchen auf der Zunge. Sie setzen sich gern und drücken den Hintern an kalte Gegenstände, wahrscheinlich, um sich abzukühlen.

Gegenwärtig begegnet man in Aegypten diesem Thier ziemlich selten, und es ist sehr schwer ihm nahe zu kommen. Es gibt kaum ein furchtsameres, vorsichtigeres und mißtrauischeres Thier. Es wagt sich nicht aufs freye Feld, sondern geht immer

in den Wässerungsgräben mit der größten Vorsicht, wobey es immer den Boden beriecht und daher einen schwankenden, unsichern Gang hat. Es geht nie an einen Ort, wo es noch nicht gewesen, ohne große Besorgniß zu zeigen, immer die Naslöcher zu bewegen und zu schnaufen, wie ein keuchendes Thier; daran ist ohne Zweifel sein schwaches Gesicht schuld. Will es an den Nil, um zu saufen, so guckt es furchtsam aus der Furche hervor, kriecht auf dem Bauche weiter und schrickt bey jedem Schritt etwas zurück, beschnuppert alle Gegenstände und macht dann einen plötzlichen Sprung ins Wasser; eben so auf seinen Raub. Es mordet ohne Noth, saugt bloß das Blut aus und frißt das Hirn. Seine Nahrung besteht in Mäusen, Schlangen, Vögeln und Eyern. Bey der Ueberschwemmung rettet es sich in die Dörfer, wo es sich über die Hühner und Tauben her macht, aber an den Füchsen und Schakalen, welche eben dahin flüchten müssen, große Feinde findet; eben so an der großen Nil-Eidechse, die auch in den Furchen herumschnuppert und wegen ihrer größern Behendigkeit leicht meister wird.

Es läßt sich leicht zähmen, wird sanft, unterscheidet die Stimme seines Herrn, folgt ihm wie ein Hund und läßt mit sich spielen; es ist nie in Ruhe, schnuppert allenthalben herum, und wenn es in einem Loch eine Beute wittert, so wendet es alles an, um sie zu erlangen. In kurzer Zeit ist das ganze Haus von Mäusen und Ratten gereinigt. Es läuft mit allem, was es bekommt, in einen dunkeln Winkel, und vertheidigt daselbst seine Beute mit Grunzen und Beißen, auch wenn es sie nicht fressen kann. Beym Harnen hebt es ein Hinterbein auf, wie die Hunde, schlappt auch beym Saufen und stößt sodann das Gefäß um, daß ihm das Wasser über den Leib läuft. Man hatte in Paris ein Männchen, zu dem man später ein Weibchen brachte. Anfangs entstand ein gewaltiger Streit, wobey das Männchen den Kürzern zog und bey der geringsten Drohung in einen Winkel flüchtete, auch erst das zu fressen wagte, was das Weibchen übrig gelassen hatte. Zur Paarungszeit aber, im Jänner, änderte sich das ganze Verhältniß, und es zeigte sich, daß das Weibchen seine Oberherrschaft nur der Sanftmuth des

Männchens zu danken hatte. Ohngeachtet dieser Veränderung gegen das Weibchen blieb es doch immer sanft gegen die Menschen, und ließ sich sogar von demselben wegnehmen.

Von den Erzählungen der Alten über die Lebensart dieses Thiers ist das Wenigste wahr. Es zerstört allerdings eine Menge Crocodill-Eyer, wagt es aber nie das Thier selbst anzufallen; auch frißt es diese Eyer nicht aus einer besondern Antipathie, sondern weil ihm alle Eyer lieb sind. Nach Aristoteles (IX. Cap. 6.) und Strabo soll es nur in Aegypten vorkommen, nie große Schlangen angreifen, ohne einige Cameraden zu Hilfe zu rufen. Nach Hor Apollo diente sein Bild in der Hieroglyphensprache zur Bezeichnung eines schwachen Menschen, der den Beystand seiner Mitmenschen nicht entbehren kann; nach Aelian dagegen gehe es allein auf die Schlangenjagd, jedoch mit aller List und Vorsicht, wälze sich in Schlamm, lasse denselben an der Sonne trocknen, um auf diese Art gepanzert vor seinem Feind zu erscheinen; es sey aber sehr bedacht seinen Schwanz über die Schnauze zu schlagen, um dieselbe vor Bissen zu schützen. Nach Plinius (VIII. Cap. 24.) soll es nicht über 6 Jahr leben; allein es braucht 2 Jahr zu seinem Wachsthum. Geoffroy St. Hilaire, descript. de l'Egypte. Hist. nat. II. 137. tab. 6. Suppl. tab. 1. (Isis 1818. 1072. T. 14.) Idem in Ménagrie du Muséum Fig.

Schon Belon erzählt, daß die Einwohner von Alexandrien dieses Thier in ihren Häusern halten, so zahm wie Katze oder Hund. Die Bauern bringen die Jungen auf den Markt, wo sie gern gekauft werden, weil sie die Mäuse fangen, wie die Wiesel. Die Europäer nennen es Pharaonsratte. Observat. 1555. 4. cap. 22. p. 95. Fig. Portraits 106.

Prosper Alpinus hatte ein Männchen mehrere Monate lang in seinem Zimmer, wo es mit ihm schlief wie eine Katze, und spielte wie ein Hund; es gieng nur aus, um seine Nahrung zu suchen, und kam gesättigt wieder zurück. Es ist sehr reinlich, schlau und muthig. Obschon kleiner als eine Katze, so wagt es sich doch an große Hunde, tödtet Katzen, Wiesel und Mäuse, frißt aber lieber Hühner und andere Vögel; es zernagt jedoch

alle Dinge, und selbst die Bücher. Rerum aegyptiar. 1735. 4. 234. Fig. Nach Ehrenberg hat es 6 Zitzen. In Dongola hat er ein ähnliches Thier entdeckt mit weißem Schwanz (H. leucurus). Es wohnt in selbstgemachten Gängen, frißt Käfer u. dergl. Symbolae II. 1830. Fol. h. tab. 12.

2) Die indische (V. mungos)

ist kleiner, nur 10 Zoll lang, mit einem kleinern Schwanz ohne Quaste; Färbung grau, der Rücken mit etwa 30 Querbändern, braun und schwärzlich, der Schwanz dunkelbraun.

Buffon XIII. 150. T. 19. Mangouste. Schreber III. 430. T. 116. b. Edwards T. 199. (Seeligmann VI. T. 94.) Seba, Thes. I. tab. 41. fig. 1. Buffon, Suppl. III. 147. tab. 27. Nems. Vosmaer, Ichneumon indien. 1772. 4. Horsfield, Research. V. Fig. Ichn. javanicus. Fr. Cuvier, Mammif. livr. V. 1819. Ichn. malaccensis.

Dieses ist ein in Indien sehr berühmtes Thierchen wegen seiner Kämpfe mit den Schlangen. Es ist der bitterste Feind der Brillenschlange, und sein Grimm gegen dieselbe ist nicht zu beschreiben. Obschon es klein ist und in der Größe nicht mit ihr verglichen werden kann; so wird es doch ihrer meister, indem es sich auf die Hinterbeine stellt und sie todt beißt. Wird es von ihr gebissen, so gräbt es eine sehr bittere Wurzel, mit Namen Mungo (Ophiorrhiza mungos), aus, frißt dieselbe, wird sogleich hergestellt und kehrt wieder in den Kampf zurück. Auf diese Weise haben die Indier von diesem Thierchen gelernt, dieselbe Schlangenwurzel sowohl gegen Thier- als Pflanzengift anzuwenden. Kämpfer läßt die Sache dahin gestellt seyn; gewiß sey aber, daß das gebissene oder ermattete Thierchen vom Kampfplatze ins Feld laufe, Kräuterwurzeln fresse und dadurch gestärkt den Feind aufs Neue aufsuche. Es hat die Gestalt eines Eichhörnchens, ist jedoch etwas größer und langsamer, hat grauliche Haare, welche am Schwanz etwas länger und zierlich schwarz gedüpfelt sind. Es läßt sich leicht zähmen, schläft mit den Menschen und geht mit durch Stadt und Feld. Es findet sich in den Feldern des ganzen heißen Asiens bis an den Ganges,

auch in Gegenden, wo die Schlangenwurzel nicht wächst. Kaempfer, Amoenit. exot. 1712. 4. III. 573.

Es benimmt sich ungemein listig, wenn es Hühner fangen will; es streckt sich aus und stellt sich todt, bis sie so nahe sind, daß es sie haschen kann. Beym Fressen knurrt es wie eine Katze, und ist ein Hund in der Nähe, so macht es ein Geprassel, als wenn ein Feuer brennte. Ist es eingesperrt, so zeigt es die langen Eckzähne wie ein bissiger Hund, wenn man sich dem Gitter nähert. Auf Java und Amboina findet es sich nicht, sondern wird von Ceylon dahin gebracht. Rumph, Herbar. amboin. app. 69. tab. 26. Valentyn, Amboina III. 395. Mongkos; Garcias ab Horto, Aromata. I. cap. 44. p. 214. Quil s. Quirpelé.

Man hat sie in der neuern Zeit in mehrere Gattungen getheilt, die wenig von einander abweichen. Z. B. die javanische (Ichn. javanicus). Horsfield, Res. V. Fig. Rumph, Herb. amb. app. 69. tab. 62. fig. 2. 3. Fr. Cuvier, M. Livr. 25. — Die malackische (Ich. malaccensis). Fr. Cuvier, M. Livr. V. — Die madagascarische (V. galera). Buffon XIII. 167. T. 21. Vansire; Schreber T. 135. — Die graue oder capische (Ichn. griseus, cafer). Buffon, Suppl. III. 174. tab. 27. Nems; Schreber Taf. 116. B. Vosmaer, Ichneumon indicus. 1772. 4.

3) Am Vorgebirg der guten Hoffnung gibt es ein ganz ähnliches Thier mit Namen Maushund (Ryzaena, Viverra tetradactyla),

dem aber hinten und vorn der Daumen fehlt, fast 1 Schuh lang, der Schwanz 7; Färbung gelblichbraun mit dunkelbraunen Querstreifen.

Es findet sich in den Gebirgen, entfernt von der Capstadt, hat starke Klauen, womit es sich Höhlen scharren soll, lebt von Mäusen und frißt besonders gern die Küchenschaben, weßwegen es hin und wieder zahm in Häusern gehalten wird, wo es jedoch den Hühnern und ihren Eyern nachstellt, aber niemanden beißt, mit den Katzen spielt, sich gern streicheln läßt und dabey schnurrt wie die Katzen. Buffon XIII. 72. T. 8; Suricate. Schre-

der III. 434. T. 117 und 117. B. Sonnerat, Voyage 145. tab. 92. Zenik.

b. Die anderen oder dickeren sehen ziemlich aus wie Katzen, haben längere Beine, meist einen gefleckten Pelz und einen nach außen geöffneten Drüsensack.

Darunter gibt es wieder einige mit einem senkrechten Sehloch, vollkommen zurückziehbaren Klauen und einem sehr kleinen Drüsensack, in welchem fast gar keine Schmiere abgesondert wird.

4) Der Palmenmarder (Paradoxurus typus)

ist fast so groß als ein Marder, braun mit dunkleren Flecken, einer weißen Schnauze und zween weißen Flecken am Auge; hat eine Spannhaut zwischen den Zehen und kann den Schwanz etwas aufrollen. Buffon, Suppl. III. 236. tab. 23. Genette de France VII. tab. 58. Marsdens 118. T. 12. F. 2. Fr. Cuvier, M. Livr. 24. 1821; Pougouné, Marte de Palmiers de Pondichéry.

Ueber seine Lebensart hat man zuerst etwas von Horsfield erfahren. Er heißt auf Java Musanga und Luwack, ist 22 Zoll lang, der Schwanz 18, und sieht ziemlich aus wie die Ginsterkatze. Sie haben ein besonderes Gelüst nach den Früchten aller Art in den Gärten, besonders den Ananas, welche sehr viel von ihnen leiden; auch stellen sie den Caffeepflanzungen nach, fressen die Beeren in Menge und geben die Bohnen unverdaut wieder von sich, woran man ihren Besuch erkennt. Indessen ersetzt er diesen Schaden wieder dadurch, daß die Innwohner die Bohnen sammeln und dabey das Ausleifeln ersparen; auch werden durch seine Näschereyen diese Pflanzen in alle Theile der Wälder verschleppt und verpflanzt. Diese wilden Bäume auf den abschüssigen Hügeln geben den Eingeborenen eine beträchtliche Aernte, und erfreuen besonders den Reisenden, wenn er dieselben in den entferntesten Theilen der Insel antrifft. Jung gefangen werden sie bald zahm und fressen alles, was man ihnen gibt: Reiß, Bataten, Eyer, Fische u.s.w. Zool. Rep. I. 1821. 4. tab. (Isis 1822. 569. T. 5.)

5) Die Ginsterkatze (V. genetta)

ist schlank, 1½ Schuh lang, Schwanz 1; Färbung grau

mit schwarzen vollen Flecken, in ungefähr 5 Längsreihen jederseits; am Schwanz 9 Ringel, am Hals 3 Querstreifen, unter den Augen ein weißer Flecken, auf dem Rücken ein kaum merklicher Kamm; 4 Zitzen. Buffon IX. 343. T. 36—40. Suppl. VII. tab. 58. Schreber III. 423. Taf. 113. Ridingers Thiere Taf. Q. Spanische Katze. Sonnerat, Voyage tab. 89. Vosmaer, Chat-Bizaam. 1771. V. tigrina.

Ihr eigentliches Vaterland ist Africa, von der Barbarey an durch Senegal bis zum Cap; ferner Kleinasien, Syrien und Sumatra (Raffles, Linn. Trans. XIII. 252.); sie kommt jedoch auch selten im südlichsten Europa vor, namentlich in Spanien und selbst im südlichen Frankreich, gewöhnlich in der Nachbarschaft der Bäche.

Es ist merkwürdig, daß die Alten nichts von diesem Thier sagen, wenn es nicht etwa Oppian unter seinen kleinen geschäckten Panthern versteht, welche er unter den schwachen reißenden Thieren aufführt, den wilden Katzen und Schlafratzen, was sehr wahrscheinlich ist. (De Venatione II. 570.)

Erst Isidor von Sevilla, Albertus M. und Vincentius von Beauvais erwähnen derselben; schon zu ihrer Zeit wurde der Pelz geschätzt, was bey uns nicht mehr so der Fall ist, weil man leicht gefärbte Caninchenfelle dafür bekommt. Geßner hat zuerst eine Abbildung gegeben, aber bloß vom Balg. Quadrup. 1551. 619. 1102. Fig. Belon gibt die erste Abbildung vom Thier; er hat es in Constantinopel gesehen, wo man sie ganz zahm, wie Katzen, in den Häusern herumlaufen ließ. Observat. 1555. 73. Fig.

Nach dem Sieg C. Martels über die Sarracenen 726 bey Tours erbeutete man eine solche Menge Kleider mit diesen Pelzen verbrämt, daß er einen Orden der Ginsterkatze gestiftet haben soll, wovon die ersten Fürsten Mitglieder waren. Pennant, Quadrup. 1793. II. 74. tab. 68. A. Fossane. Woher diese sonderbare Nachricht stammt, weiß ich nicht.

c. Die ächten Zibeththiere haben hinten einen sehr großen doppelten Beutel, worinn sehr viel stark riechende Schmiere ab-

gesondert wird; ein rundes Sehloch und nur halbzurückziehbare Klauen.

Sie leben bloß im heißern Africa, Arabien und Indien, meistens in dürren Sandwüsten, wo sie sehr scheu und wild sind, beym geringsten fremden Gegenstand stutzig werden, die Haare sträuben und überhaupt gegen kleine Thiere sehr mörderisch sind, aber jung aufgezogen sehr zahm werden. In diesem Zustand nimmt man ihnen den Zibeth mit einem Löffel aus der Oeffnung ihres Drüsensacks, und drückt sodann denselben zusammen, wodurch noch mehr aus den vielen Drüsengängen, in Gestalt von Nudeln, gewonnen wird. Die ganze Masse beträgt auf einmal etwa so viel als eine Nuß. Vor Zeiten wurde er sehr häufig gebraucht in der Medicin und bey Wohlgerüchen, selbst in den Kleidern getragen, was aber jetzt nicht mehr Sitte ist. Er kam vorzüglich aus Alexandrien über Venedig.

6) Die orientalische Zibethkatze (V. zibetha)

ist gegen 2 Schuh lang, Schwanz 14 Zoll, Höhe 13, Haare gleich lang, ohne Rückenkamm; Färbung grau, voll schwarzer, meist wellenförmiger Flecken, Rückgrath schwarz, Schwanz schwarz und weiß geringelt, Hals weiß, mit einigen schwarzen Längsstreifen; 6 Zitzen. **Gesner, Quadrupedes. 1551. p. 948. Fig. Buffon IX. 299. T. 31—33. Schreber III. 420. T. 112. Fr. Cuvier, Mammif. 1820.**

Diese Gattung findet sich im ganzen Osten, namentlich in Syrien, Arabien, Indien, Malacca, Bengalen, Siam, auf Madagascar, den Molucken und Philippinen, und wird sehr häufig zahm gehalten, um des Zibeths willen, den man ihr wöchentlich zweymal mit einem silbernen Löffelchen aus dem Drüsensack nimmt; man bekommt jedesmal ungefähr eine Drachme. Es ist sehr merkwürdig, daß die Alten nichts davon reden; es müßte denn unter ihren kleinen Panthern begriffen seyn. Auf keinen Fall hatten sie das so stark riechende Arzneymittel.

Das Thier ist länger als eine Katze, aber nicht so dick, der Schwanz schleppend; der Pelz ebenfalls wie bey der Katze, gleich lang, dunkelgrau, auf der Schulter und dem Kopf mehr schwarz und an den Seiten voll wellenartiger schwarzer Streifen und

Flecken, unten weiß, am Hals 2—3 schwarze Querstreifen, wie Halsbänder; der Schwanz mit grauen und schwarzen Halbringeln. Die Schnauze ist viel spitziger als bey der Katze, und mehr wie beym Fuchs, nackt; sie zischen auch wie die Katzen, knurren aber wie die Hunde, und sind im Stande in einer Nacht ein Brett durchzunagen. Der Zibethbeutel findet sich bey beiden Geschlechtern, und ragt weit hervor, wie zween Wülste. Sie drücken in der Wildniß den Zibeth an Bäumen heraus. In Ostindien bindet man den gezähmten, welche man übrigens in einem Stall hält, einen Strick um den Leib, zieht denselben nach vorn, den Schwanz nach hinten, stülpt mit den Fingern den Beutel sacht um, und drückt den Zibeth aus den vielen Ausführungsgängen, welche sich wie Schweißlöcher öffnen. Dann streicht man ihn mit einem Löffelchen oder Bambusspahn ab und beschmiert die Theile mit Cocosnußmilch, um den Schmerz zu stillen. Dieser Zibeth sieht frisch aus wie Eiter, ist mit Haaren gemengt und riecht so stark, daß manchen übel dabey wird. Die Männchen geben den besten, aber weniger. Um denselben zu reinigen, streicht man ihn sehr dünn auf Siriblätter (Betelpfeffer), zieht die Härchen aus, spühlt ihn mit Meerwasser ab, wäscht ihn mit dem Saft von sauren Limonen, trocknet ihn an der Sonne und bewahrt ihn in zinnernen oder bleyernen Flaschen.

Der bengalische ist nicht so gut als der javanische, und meist mit Oel und Sand vermengt; der beste aber findet sich auf der Insel Buro, welches die eigentliche Heimath des Zibeththiers, in Bezug auf die Molucken, ist; von dort wurden sie anderswohin gebracht, z. B. nach Amboina, wo sie verwildert sind.

Die Zibethkatzen in Guinea sind größer als die amboinischen und lassen sich leichter zähmen; auch wird ihr Zibeth noch höher geschätzt. Die siamischen sind ebenfalls größer.

Die Lebensart dieser Thiere stimmt mehr mit der der Katzen überein; sie klettern leicht auf Bäume, stecken auch oft den Hintern ins Wasser, werfen Garneelen, die sich an den Schwanz hängen, schnell heraus und fressen sie auf. Zu Hause füttert man sie mit Geflügel, mit der stark riechenden Frucht des Du-

rianbaums (Durio), des Sursacks (Brodbaum) und des Pisangbaums. Valentyn, Ostindien III. 270.

Daß sich dieses Thier wirklich in Ostindien findet, und zwar auf Sumatra, wo es Tangalum heißt, wird endlich durch den Gouverneur Raffles bestätigt. Die Eingeborenen halten es ebenfalls, um die wohlriechende Schmiere zu gewinnen, welche bey ihnen Tibet und Dades heißt. Es ist über 2 Schuh lang, der Schwanz kürzer als der Leib und geringelt; ein schwarzer Streifen auf dem Rückgrath, mehrere Längsstreifen auf dem Nacken und ein breites Band um die Kehle; die Seiten des Leibes gefleckt und diese Flecken wellenförmig auf Schultern und Lenden; das Haar ziemlich kurz und anliegend.

7) Die africanische (V. civetta)

ist ziemlich von derselben Größe, aber etwas dicker, 1 Schuh 9 Zoll lang, Schwanz 1 Schuh 4 Zoll, Höhe 1 Schuh 3 Zoll; Färbung grau; schwarz sind 3 Rückenstreifen, ein Band unter den Augen, 3 um den Hals und 5 am Anfang des Schwanzes; Querstreifen auf den Schultern und Lenden, Ringel oder Aepfel in den Weichen; auf dem Rücken eine Art Kamm. Perrault, Mém. Acad. I. 157. tab. 23. Buffon IX. 299. T. 34. 35. Schreber III. 418. Taf. 111. Fr. Cuvier, Mammif. Livr. 26. 1821.

Ihre eigentliche Heimath ist das mittlere Africa, von wo sie bisweilen nach Aegypten kommen; häufiger sind sie aber in Guinea. Man hatte eines zu Paris 5 Jahr lang, und war dann 7 Jahr alt; es fraß nichts als Fleisch, täglich 2 Pfund, und soff 2 Glas Wasser. Sein Unrath war hart und sah aus wie Caffeebohnen. Es roch beständig nach Bisam, aber stärker wenn es gereizt wurde, und dann fielen ihm kleine Stückchen Zibeth aus dem Beutel, sonst nur alle 14—20 Tage. Es schlief fast Tag und Nacht zusammengerollt, den Kopf zwischen den Beinen; man mußte es erst schlagen, wenn es aufstehen sollte. Cuvier, Menagérie Fig.

Der florentinische Gesandte hatte in Alexandrien ein so zahmes Zibeththier, daß es mit den Menschen spielte, dieselben in Nase, Ohren und Lippen kneipte, ohne sie zu beißen. Das

ist eine große Seltenheit: allein es wurde ganz jung mit Muttermilch aufgezogen. Die Alten scheinen es unter dem Namen der wohlriechenden Hyäne verstanden zu haben. Es ist ziemlich plump, wie ein Dachs, aber noch dicker. Auf dem Rückgrath hat es schwarze Borsten, welche es im Zorn sträubt, wie ein Schwein. Die Schnauze spitziger als bey einer Katze, die Augen roth und ein schwarzer Flecken darunter; die Ohren rund, wie beym Dachs; Färbung weißlich mit schwarzen Flecken, die Füße schwarz, wie beym Ichneumon; Schwanz lang, schwarz mit einigen weißen Flecken darunter. Seine Nahrung besteht in Fleisch. Man hält sie jetzt in Pferchen und zieht großen Nutzen von ihnen. **Bélon, Observ. 1555. 93. II. cap. 20. Fig.**

Prosper Alpinus hat in Cairo mehrere dieser Thiere, welche bey den Arabern **Zebet**, nicht **Civet**, heißen, in eisernen Käfigen bey vielen Juden und Mohren gesehen. Man gibt ihnen viel Fleisch, damit sie viele Schmiere liefern, die sehr theuer verkauft wird. Er mußte für eine Drachme, welche in seiner Gegenwart ausgedrückt wurde, 4 Ducaten bezahlen. Der Geruch ist so heftig, daß man ihn nicht in dem Zimmer, wo diese Thiere sind, ohne starkes Kopfweh ertragen kann. Zuerst ist sie wie ein weißer Schaum, dann wird sie braun und der unangenehme Geruch geht in einen mildern über. Es wird alle verfälscht. Das Thier steht aus wie ein Wolf, ist aber kleiner, hat eine spitzige Schnauze mit weißlichen Haaren, wie ein Bart, längliche Ohren und der ganze Leib ist mit vielen dunkeln, nicht runden, Flecken bedeckt. Es ist, nach der Versicherung aller, sehr wild und man muß sich daher wundern, daß Belon ein so zahmes gesehen hat, daß man mit ihm spielen konnte. **Rer. aegyptiae. 1735. 4. 239.** Anatomiert von Peyronnie in **Mém. ac. 1731. 443. tab. 24—27.**

2. Langbeinige.

2. G. Die Hunde (**Canis**), **Chien; Dog**,

sind hoch- und geradbeinig mit einem mäßigen Schwanz; Zunge lang und weich, hinten nur 4 Zehen, aber alle Zahnarten, auch der Kornzahn; der Reißzahn groß, der Quer- und Mahl-

zahn mäßig, oben 3, unten 4 Lückenzähne, nach der gewöhnlichen Art zu zählen.

Sie sind vorzüglich durch die Zunge characterisiert, und darauf gründet sich wahrscheinlich die Wuth, welche bey diesen Thieren allein von selbst sich entwickelt, so viel man weiß.

Es gibt ziemlich viel Gattungen von Hunden, welche alle ziemlich muthig und reißend sind, gern in Gesellschaft jagen, und sich, mit Ausnahme einer einzigen, nehmlich dem gemeinen Hund, nicht zähmen lassen.

Man kann sie füglich in lang- und kurzschwänzige theilen, oder in Nacht- und Taghunde.

1. Nachthunde oder Füchse: mit spaltförmigem Sehloch und einem langen schleppenden Schwanz.

a. Zibeththier-artige Hunde.

1) Der großöhrige Fuchs (C. megalotis), **Megalotis**, etwas kleiner als unser Fuchs, gelblichgrau, unten weißlich, Füße, Schwanz und Rückgrath dunkler; Ohren unverhältnißmäßig groß, aufrecht und schwankend.

Dieses sonderbare Thier wurde zuerst von Skiöldebrand, schwedischem Consul in Algier, bekannt gemacht. Es lebt in der Wüste Sahara, südlich vom Atlas, und heißt bey den Mohren **Zerda**. Es ist aber selten und flüchtig. Er bekam, ungeachtet aller Versprechungen, doch nur ein einziges Stück, welches in seiner Höhle im Sand gefangen wurde. Er besaß es mehrere Wochen, ernährte es mit Brod und gekochtem Fleisch, soll aber im Freyen von kleinen Thieren, Heuschrecken und anderen Insecten leben. Es saß gern aufrecht wie ein Hund, bellte schwach, besonders gegen die Nacht, war aufmerksam und wachsam, blieb aber scheu und traurig, wahrscheinlich wegen der Gefangenschaft; endlich nagte es sich durch und entkam; das Haar ist strohfarben, der Bauch weißlich, die Augen schwarz, die langen Ohren rosenroth mit sehr engem Gange. Schwed. Abhandl. XXXIX. 1777. 248. Taf. 6.

Bruce hat dasselbe Thier beobachtet und abgebildet. Er kaufte es von einem Soldaten, welcher sagte, es lebe nicht selten im Süden der Provinz Constantine, wo es viele Datteln gibt,

und heiße Fennec. Man jage es daselbst um der Pelze willen, welche mit den Caravanen nach Mecca geführt und nach Indien verkauft würden. Es soll keineswegs in die Erde graben, sondern im Gegentheil auf Bäume klettern und von Datteln leben. Das gefangene aber fraß gierig Vögel und Eyer, bey Hunger auch Brod, besonders gern mit Honig und Zucker, wurde ängstlich bey Annäherung einer Katze, schlief bey Tage und lief bey Nacht herum; es ließ nie einen Laut hören. Die Länge 10 Zoll, Schwanz 5¼, Ohren 3½. Das Fell rahmfarben, unten weißer, Ohren innwendig weiß, Schwanzspitze schwarz. Reisen 1763—68. V. 1791. S. 135. T. 28. **Buffon**, Suppl. III. 148. tab. 19. Animal anonyme.

Diese abweichende Lebensart, welche **Bruce** angibt, machte die Naturforscher so irre, daß sie nicht mehr wußten, in welches Geschlecht dieses Thier zu stellen sey. Man brachte es daher bald zu den Zibeththieren, bald machte man ein eigenes Geschlecht daraus, unter dem Namen Großohr (Megalotis).

Sparrmann verfolgte auch eines in der Capcolonie zwischen den Fischflüssen, es rettete sich aber in einen unterirdischen Gang; es soll daselbst ziemlich häufig seyn. Reise 1784. 485. Dieses Vorkommen hat sich nachher bestätigt durch **De Lalande**, welcher solche Thiere nach Paris gebracht hat. Sie weichen etwas ab durch schwarze Füße, Schwanz und einen solchen Rückgrath. **Desmarest**, Dict. class. IV. p. 18. Fig. **Cuvier**, Règne animal. 1829. I. 153.

Endlich hat **Rüppell** das Thier wieder in Nubien entdeckt und 3 davon nach Frankfurt geschickt, wo **Leuckart** zuerst Gelegenheit hatte, das früher unbekannte Gebiß zu untersuchen. Es stimmt vollkommen mit dem des Hundes überein, eben so die Zahl der Zehen. Die Länge ist 13 Zoll, Schwanz 9, Ohren 3, Höhe 7½. Isis 1825. 211.

Bald nachher wurde dieses Thier von **Cretzschmar** genauer beschrieben und abgebildet. Sie kamen aus der Gegend von Ambukol und aus der Wüste von Korti in Nubien, und sollen sich nördlich bis Aegypten erstrecken. Das Thier heißt daselbst Fennec, lebt keineswegs auf Bäumen, sondern in selbst aus-

gegrabenen Erdhöhlen. Rüppells Atlas I. 1826. S. 5. Taf. 2.

Der Major Denham hat es auch in der Mitte von Africa entdeckt. Es verhält sich in allen Theilen wie die vorigen; Backenzähne ebenfalls unten 6, oben 7, wie bey allen Hunden. Travels 1826. 4. App. 183.

b. Eigentliche Füchse.

2) Der gelbe Fuchs (C. corsac)

ist etwas kleiner als der unserige, gelblichgrau, Kiefer weiß, Schwanzwurzel und Spitze schwarz.

Dieser kleine Fuchs findet sich in den Steppen zwischen dem Uralfluß und dem Irtisch, von der Wolga und dem caspischen Meer durch ganz Mittelasien bis zum Baikalsee, und geht wahrscheinlich noch viel südlicher; gegen Norden aber bleibt er in der gemäßigten Zone. Er gräbt Höhlen mit 3 und mehr Ausgängen, worinn er untertags schläft, des Nachts Vögel und Mäuse, besonders Springmäuse aufsucht und den Ueberfluß in seine Höhle schleppt. Er ist ein sehr bissiges und schwer zu zähmendes Thier, welches wenig säuft, was ihm in seinen dürren Steppen sehr zu Statten kommt. Ein gefangener soff in ½ Jahr nichts als Milch, fraß Fische sehr gern, lebendige Vögel und Mäuse, und war so scheu und wild, daß man ihn kaum berühren durfte; knurrte, bleckte die Zähne, biß um sich, und wenn er nichts ausrichten konnte, fieng er an zu zittern und seine Nothdurft zu lassen. Bey Nacht bemühte er sich zu entkommen, und ließ dann einen kläglichen Laut hören. Unter sich leben sie gesellig und haben 3—5 Junge im April. Im Winter werden sie grau. Die Tataren dießseits des Urals fangen dieselben und treiben mit den Bälgen großen Handel; jährlich kommen 40—50,000 nach Orenburg. Man jagt sie mit Hunden, fängt sie mit Fallen und treibt Rauch in ein Loch hinein, damit sie zum andern hinaus müssen. Länge 1 Schuh 7 Zoll, Schwanz 11, Ohren 2¼. Hablizl in Astrachan in den neuen nordischen Beyträgen von Pallas I. 181. S. 29. Pallas, Zoogr. ross. I. 1811. 41. T. 4. Schreber III. 359. T. 91. B. Buffon, Suppl. III. 113. tab. 17. Adive.

Einerley soll mit ihm seyn der Blaßfuchs (C. pallidus) aus Nubien. Rüppell V. 1827. 23. T. 11. Er hat noch mehr solche fuchsartige Hunde in jenen Ländern entdeckt.

3) Der Eisfuchs (C. lagopus, Isatis)

ist kleiner und niederer als der gemeine, aschgrau am ganzen Leibe, des Winters meist weiß. Schreber III. 362. T. 93.

Er lebt in den nördlichsten Ländern der alten Welt bis ans Eismeer, auch auf Island, Grönland und Spitzbergen. Olaus M. ist der erste, welcher von ihm redet. Es gibt in den nördlichen Wäldern schwarze, weiße, rothe, himmelblaue und Kreuzfüchse, welche alle gleich listig und boshaft sind. Die Pelze der schwarzen werden am meisten geschätzt, weil sie die moscowitischen Fürsten am häufigsten tragen; indessen stehen sie immer im Verdacht, daß sie mit Ruß geschwärzt werden. Dann folgen die Pelze, welche ein schwarzes Kreuz auf dem Rücken haben, wegen der größeren Zierde und der Größe der Felle; denn sie bekommen es erst im höhern Alter. Die weißen und blauen Felle sind weniger geschätzt, weil es viele gibt und ihre Haare leichter ausfallen. Manche nehmen jedoch verschiedene Pelze zu ihren Kleidern und auch zu den Betten, weil sie leicht sind und sehr warm halten. Die rothen sind die häufigsten und werden leicht im Schnee von den Hunden aufgespürt und gefangen. De gent. septent. 1562. libr. 18. cap. 30.

Die ausführlichsten Nachrichten davon hat Georg Gmelin, der sich lang zu Jakutzk in Sibirien aufgehalten, gegeben. Er heißt bey den Russen Pessez (Hündlein). Seine Länge beträgt 22 Zoll, der Schwanz 12, die Ohren 2. Der Pelz ist viel linder als beym Fuchs, meist weiß und nur bisweilen aschgrau oder blau, wie man es nennt; er schreyt wie die Füchse, aber rauher, und heult bisweilen wie die Hunde. Man unterscheidet 2 Arten, den weißen und den aschgrauen, welchen Olaus M. den himmelblauen nennt. Dieser Unterschied wird besonders im Handel gemacht, wo die blauen Pelze theurer sind als die weißen, und noch theurer, wenn sie ins Schwarze fallen. Man findet zu gleicher Zeit weiße und graue, ohne irgend einen andern Unterschied. Die Jäger sehen oft blaue und weiße Junge einer weißen

Mutter folgen, wobey jedoch die weißen viel zahlreicher sind und oft unter 20 nur 1 graues, aber nie lauter graue, woraus folgt, daß die letzteren nur als Abart betrachtet werden müssen.

Ihr eigentlicher Aufenthalt ist die Küste des Eismeers und die Ufer aller Flüsse, soweit sie nicht mit Wald bedeckt sind, namentlich am Kolyma, Indigirska, Lena, Jenisey, meist nördlich vom 69.°, obschon sich hin und wieder einzelne nach Süden verirren.

Ihre Ranzzeit fällt gegen Ende März, und dauert 2 bis 3 Wochen, während welcher sie beständig im Freyen bleiben, nachher aber sich in ihre Höhlen begeben, welche 4—5 Klafter lang sind und fast so eng, daß kein Hund hinein kann. Sie haben 6—10 Ausgänge und einen Kessel mit Moos, worinn sie sich meistens nur paarweise aufhalten. Nach 9 Wochen werfen die weißen am Ende May 6—8, ja bis 25 gelbliche Junge, die grauen aber schwärzliche, welche 5—6 Wochen in der Höhle bleiben und in der Mitte Augusts anfangen herum zu schwärmen. Die Haare sind dann kaum ½ Zoll lang, meist weiß mit einem gelblichen Streifen auf dem Rücken; die der grauen aber ganz schwarz, und so bleiben sie bis zum Winter, wo jene ganz weiß werden, aber ein schwarzes Kreuz bekommen. Im October sind die Haare 1 Zoll lang und der schwarze Querstreifen zwischen den Schultern verschwindet, Ende Octobers auch der Rückenstreifen; am Anfang des Decembers haben die Haare ihre volle Größe erreicht; sie fallen aus vom 20. May bis zum 20. Juny.

Ihre Hauptnahrung besteht in einer kurzschwänzigen Maus [dem Lemming]; sie stellen aber auch den wilden Gänsen und Enten sehr nach. Die Jäger erzählen, die Mutter gehe mit den Jungen an die Seen, lasse dieselben verborgen im Grase liegen, schwimme hinein und greife das Geflügel an. Die alten Gänse und Enten wendeten sich, um ihre noch nicht flüggen Jungen zu vertheidigen, gegen dieselbe; sie aber kehre um gegen das Ufer und falle dann plötzlich sammt ihren Jungen über die Vögel her, so daß bisweilen 15—20 auf einmal gefangen werden. Des Winters fressen sie Schneehähner und Hasen. Seine Feinde sind der Vielfraß und der Uhu.

Sie bleiben selten das ganze Jahr an einem Ort, weil sie den Zügen der Mäuse folgen, was gewöhnlich zur Zeit geschieht, wenn die Sonne nicht mehr aufgeht. Den Zügen der Eisfüchse dagegen folgen die Samojeden, um dieselben zu fangen. Es ist merkwürdig, daß die am Jenisey lebenden größer sind als die anderen; das gilt auch von den Eisbären, den Hasen, Wölfen und dem Uhu. Novi Comment. petrop. V. 1754. 358.

Pallas läßt den Eisfuchs südlich bis zum 60.° streifen, im Osten bis Kamtschatka, und gibt ihm eine Fruchtbarkeit von 12 und mehr Jungen. Sie kommen auf Eisschollen nach der Beringsinsel und den Aleuten, sind aber dann so hungerig und keck, daß sie den Schlafenden alle Eßwaaren, selbst die Schuhe fortschleppen und sich kaum mit Schlägen abhalten lassen. Sie fressen auch Fische, wenn sie nichts anderes haben. Den Vorrath graben sie in die Erde, welche sie mit den Vorderfüßen aufscharren und mit der Schnauze wieder zuwerfen. Im Sommer sind alle blaßbraun, auch diejenigen, welche im Winter weiß werden. Zu dieser Zeit graben die Samojeden und Ostiaken dieselben mit Schaufeln aus Rennthierhörnern aus, ergreifen sie am Schwanz und zerschlagen ihnen den Kopf auf der Erde. Zuerst horchen sie vor dem Loch, und wenn sie nichts hören, so scharren sie den Schnee weg, wodurch die Thiere aufgeweckt werden und sich durch Niesen verrathen. Man stellt dann Fallen. Die weiße Winterart ist die häufigste und hat den längsten Pelz. Aus der einzigen Stadt Mangasea am Jenisey, nördlich von Tobolsk, werden in manchen Jahren 40,000 ausgeführet; in den Jahren aber, wo sie auswandern, kaum 3000. Auf den Aleuten werden jährlich viele Tausend mit Stöcken erschlagen, und dennoch sind sie immer gleich zahlreich. Daselbst kommt auch die theurere bläulichbraune Art häufiger vor. Dort leben sie von Fischen und gestrandeten Walen. Ihr Unrath stinkt sehr stark. Die Farbenänderung hängt nicht allein von der Kälte ab, denn sie geht auch im warmen Zimmer vor sich. Nicht leicht hat ein Wild einen dichtern Pelz, der wärmer hält und so electrisch ist, daß er von einem einzigen Striche Funken sprüht; dagegen ist die Haut sehr dünn und zart. Zoogr. ross. I. 51. tab. 5.

Thienemann, welcher einige Jahre auf Island zugebracht hat, bestätigt im Ganzen die früheren Beobachtungen, und sagt ausdrücklich, daß die bläuliche oder weiße Farbe nur eine zufällige Abänderung sey, indem man beide sowohl im Sommer als im Winter antreffe. Länge 2 Schuh, Schwanz 1, immer mit einer anders gefärbten Spitze, als der Leib. Er ist auf ganz Island verbreitet, und daselbst das einzige Raubthier. Des Winters frißt er, was er bekommen kann, selbst ausgeworfene Fische, Krebse und Schnecken; des Sommers Vögel und Eyer, gräbt auch bisweilen die Angelicawurzel aus. Man sucht ihn auf alle mögliche Art auszurotten, weil er dem Geflügel und den jungen Schafen nachstellt. Gewöhnlich wird er aus einer Erdhütte geschossen, nachdem man ihn angeködert hat. Reise 1824. S. 1.

Findet sich auch im kalten America, und ist nicht vom europäischen verschieden. Er wird in Fallen gefangen, aber nicht so hoch geachtet, wie der rothe Fuchs. Franklin, Polar-Sea. 1823. 658. Richardson, Fauna I. Nro. 25.

4) Der Griesfuchs (C. cinereo-argenteus)

gleicht ziemlich dem Corsac, 22 Zoll lang, Schwanz 12; oben grau von braunen, schwarzen und weißen Haarspitzen, unten weiß, an den Seiten des Halses fuchsroth. Schreber III. 360. Taf. 92. A. Fréder. Cuvier, Mammif. livr. 23. 1820. Renard tricolor.

Es ist der kleinste Fuchs in Nordamerica, und findet sich häufig in den sandigen Ebenen am Saskatschewan, Missuri, Columbia und in Canada, wo er Chien des prairies heißt, bey der Hudsonsbay-Compagnie Kitt-Fox. Franklin, Polar-Sea. 1823. 658. Richardson, Fauna I. Nro. 29.

b) Dieses soll der schnelle oder grabende Fuchs (C. velox),

östlich vom Rockygebirge seyn, welcher außerordentlich schnell läuft, wie ein Vogel auf der Erde hinschwebt; er rennt mit einer Antilope in die Wette, gräbt Höhlen in baum- und buschlosen Gegenden. Lewis and Clarke II. 351. Burrowing

fox; Say in Longs Expedit. 1823. III. cap. 6. (Isis. 1824. 209.)

c) Endlich ist auch der brasilische Fuchs (C. azarae) sehr wenig verschieden, und fällt eigentlich nur mehr ins Blasse. Länge 21 Zoll, Schwanz 13; Färbung grau, Seiten des Halses röthlich, Rückgrath schwarz.

Er findet sich in ganz Südamerica östlich den Anden, namentlich in Brasilien und Paraguay, sowohl in Wäldern als offenen Gegenden, und hat völlig die Lebensart des gemeinen Fuchses, außer daß er keine Höhlen gräbt, sondern bloß im Gebüsch und unter Baumwurzeln sich ein Lager macht, oder in die Höhle eines Gürtelthiers, Viscache und dergl. kriecht, und daselbst im dortigen Frühjahr, d. h. im October, 3—5 Junge wirft. Des Nachts streift er herum und nähert sich auch den Häusern, um Geflügel zu rauben, wodurch er schädlich wird, so wie durch das Abbeißen des Zuckerrohrs, nach dessen Saft er sehr lecker ist. Das ist der einzige Grund, warum man ihn verfolgt, weil der Balg selten benutzt wird. Er läßt sich übrigens, jung aufgezogen, leicht zähmen und sogar zum Aufspüren des Wildes gebrauchen. Rengger, Paraguay. 1830. 143. Azara I. 317. Aguarachay (krauser Fuchs). Wied, Beytr. II. 1826. 338. Abbild. Hft. IV.

5) Der Graufuchs (C. cinereus, virginianus)

ist 22 Zoll lang, Schwanz 9; weißgrau und etwas roth um die Ohren.

Ist die gemeinste Gattung in den südlichern americanischen Staaten, gräbt sich keine Höhlen, sondern versteckt sich in hohle Bäume, ist daher leicht zu fangen, indem man ihn mit Rauch heraus treibt. Er schadet dem Geflügel; aus dem Balg aber macht man Muffe und Futter unter die Kleider. Catesby, Carolina II. T. 78. Grey fox. Schreber III. 361. T. 92 B.

6) Der Rothfuchs (C. fulvus)

ist 2 Schuh 9 Zoll lang, Schwanz 1 Schuh 6 Zoll; gleicht sehr dem europäischen, ist aber schlanker und höher, glänzend roth, Hals und Brust weiß, Bauch blaßroth, Füße und Ohren schwarz.

Er ist häufig in allen Waldgegenden von Nordamerica. Die Hudsonscompagnie liefert jährlich 8000 Bälge nach England, wo jeder 15 Schilling gilt. **Franklin**, Polar-Sea. 1823. 656. Red fox. **Richardson**, Fauna I. Nro. 26.

b) Es gibt davon eine Abart, den **Kreuz-Rothfuchs** (C. fulvus decussatus),

dessen Pelz noch vor wenigen Jahren 4—5 Guineen kostete. **Richardson**, Fauna I. Nro. 26.

c) Endlich hält man auch den **schwarzen** oder **Silberfuchs** (C. argentatus)

für eine Abart, obschon er schwarze Haare mit weißen Spitzen hat, Ohren aber, Schulter und Schwanz ganz schwarz, Spitze weiß; Länge 2 Schuh, Schwanz 14 Zoll. **Geoffroy** St. H., Cat. d. Mamm. **Fr. Cuvier**, Mammif. livr. V. 1819.

Er ist selten, und auf einem Pelzposten werden jährlich kaum 4—5 gefangen; daher kostet der zwar linde aber kurze Pelz sechsmal mehr als irgend ein anderer. Zu **Lahontans** Zeiten, also vor etwas mehr als 100 Jahren, wog man ihn mit Gold auf. **Richardson**, Fauna I. Nro. 26. **Franklin**, Polar-Sea. 657. **Charlevoix**, Nouv. France V. 196. Renard noir.

7) Der **gemeine Fuchs** (C. vulpes)

ist gegen 2 Schuh lang, Schwanz 1, Höhe 1; Färbung gelbroth mit weißer Brust und Schwanzspitze, Füße schwarz. **Buffon** VII. 75. Taf. 6. **Schreber** III. 345. Taf. 90. 91. **Ridingers** wilde Thiere T. 23.

Findet sich auf der ganzen nördlichen Erdhälfte, Europa, Asien und America, von der Küste der Barbarey an bis zum höchsten Norden, in Feldern und Wäldern, wo er sehr lange und tiefe Höhlen gräbt mit mehreren Ausgängen, Kammern und Kesseln, meistens an kleinen Anhöhen und unter Gebüsch versteckt. Seine Raubsucht und List ist bekannt. Er stellt allen kleineren Thieren nach, besonders Feld- und Waldhühnern und ihren Eyern, Hasen, jungen Rehen, Feldmäusen, frißt im Nothfall aber auch Nattern, Frösche, Heuschrecken, Krebse, Schnecken, Regenwürmer, schleppt den Ueberfluß fort in seinen Bau, oder

vergräbt ihn auch in die Erde. Er liebt auch den Honig und die Maden der Hummeln und Wespen, endlich Trauben und Obst; des Winters schleicht er sich in die Hühnerhöfe, nimmt aber auch mit Aas fürlieb, und soll sich selbst mit Menschenkoth sättigen.

Er lebt paarweise und die Ranzzeit fällt in den Hornung, wobey sie eine Art von heiserem Bellen hören lassen. Er wirft nach 9 Wochen, im Anfang des Mays, 3—9 blinde Junge in ein mit Moos ausgefüttertes Nest in seinem Bau. Nach einem Monat tragen ihnen Vater und Mutter Nahrung herbey, führen sie heraus, um sich zu sonnen, mit einander und mit dem Raube zu spielen. Bey Gefahr trägt sie die Mutter mit dem Maul fort. Anfangs sind die Jungen dick, wollig und grau, werden nach und nach gelblich und springen im dritten Monat den Heuschrecken und Mäusen nach. Im Herbst müssen sie ausziehen und leere Höhlen aufsuchen oder graben. Im 15. Monat sind sie reif. Sie werden 14 Jahr alt. Sie lassen sich zwar zähmen, werden sehr possierlich, jedoch ist ihnen nie zu trauen. Mit dem Spitzhund gibt es fruchtbare Bastarde. Sie bekommen leicht die Krätze und auch die Wuth, wie die Hunde; auch sind sie sehr von Flöhen geplagt. Wegen ihres Schadens, besonders in Hinsicht des Wildes, werden sie überall verfolgt, mit Hunden gefangen, in Netzen, Eisen, geschossen und aufgegraben. Sie haben indessen auch ihren Nutzen, besonders durch Vertilgung der Feldmäuse. Die Sommerhaare braucht der Hutmacher, die Winterbälge der Kürschner zu Unterfutter, Aufschlägen, Verbrämungen, Muffen und Mützen; mit den Schwänzen bestreicht man den Electrophor.

Es gibt zuweilen ganz weiße, gelbe und schwarze; Kreuzfüchse (V. crucigera) mit einem schwarzen Kreuz auf dem Rücken, und Brandfüchse (C. alopex) mit einer schwarzen Schwanzspitze. Bechstein I. 1801. 624.

Er findet sich häufig in ganz Rußland, am schönsten in den kälteren und östlichen Gegenden, besonders die röthlichen in Kamtschatka, welche man Feuerpelze nennt, und die noch seltneren und geschätzteren silbergrauen, deren Haarspitzen weiß sind; übri-

gens bekommen alle im Alter auf dem Rücken graue Haare. Auch ganz weiße und schwarze, sogar geschäckte kommen vor, beide letztere besonders auf den Fuchsinseln zwischen Asien und America. Die im Caucasus und in der Krimm sind blaß und schlecht. Ehe die Russen Sibirien und Kamtschatka bekamen, waren die Füchse so häufig, daß sie fast alles um die Hütten wegstahlen. Am besten sind die Felle im November und December, im tiefern Winter gar zu dicht. Die jüngern bekommen im 8. Monat ihren vollen Pelz; sie leuchten, an einander geschlagen, im Finstern. Die Pelzhändler zerschneiden dieselben in 8 Stücke, und nähen eben so viel gleicher Art zu Decken zusammen; die theuersten aus den Nackenstücken, dem tiefen Rücken, vom Bauch, von der Kehle, welch letztere sehr leicht und daher bey Türken und Polen beliebt; die Lendenstücke nicht geschätzt. Die schwarzen sind ungeheuer theuer.

Im äußersten Sibirien und in Kamtschatka wandern sie in manchen Jahren aus oder ein, je nachdem die wandernden Mäuse gehen oder kommen. Das Fleisch wird so wenig gegessen als von anderen Raubthieren. **Pallas, Zoogr. ross. I. 1811. 45.**

Sie leben in ganz Schweden, Norwegen und in Lappland, wo auch weiße vorkommen, wie unter den Eisfüchsen; es sind aber Albinos. **Nilsson, Fauna I. 1820. 76.** Auf Grönland kommen sie nicht vor. **Fabricius, Fauna 1718.**

Auch im ganzen nördlichen America kommen sie vor, sollen jedoch auf Eisschollen aus Sibirien eingewandert seyn; sie sind aber jetzt dort so gemein wie bey uns, gehen jedoch nicht nördlicher als Canada, so daß die genannte Einwanderungsart sehr zweifelhaft ist. Nach anderen soll sie ein leidenschaftlicher Jäger nach Neu-England verpflanzt haben. **Godman, Nat. Hist. I. 256. Franklin, Polar-Sea. 1823. 655. Richardson, Fauna I. Nro. 28.**

In der Barbarey hat sie Shaw angetroffen; sie heißen im Arabischen **Taleb (Voyages 1743. I. 322.)**; in Aegypten Forskal **(Descript. anim. 1775. 4. III.).**

Im heiligen Land hat sie Hasselquist in großer Menge

gefunden. Sie schaden daselbst den Geißheerden und fressen ganze Weinberge auf. Reise 1762. 271. Russell, Aleppo II. 1798. 62.

In Indien gibt es keine (Raffles, Linn. Trans. XIII. 1821. 249. Hodgson, Zool. Proceed. 1834. 97.); auch nicht im heißen Africa und am Cap (Smuts, Mamm. cap. 1832. 14.); überhaupt nicht auf der südlichen Erdhälfte.

Die vielen Mährchen, welche vom Fuchs im Volke herumgehen, schreiben sich schon von den Alten her; daß er, ehe er über das Eis gehe, zuerst das Ohr daran halte, um dessen Dicke zu errathen, von Plinius (VIII. cap. 28.); daß er mit dem Schwanz Fische fange, von Aelian (VI. cap. 24.); den Igel dadurch zum Aufrollen zwinge, daß er ihm den Harn auf den Kopf läßt, von demselben (VI. cap. 64.); daß er sich auf den Rücken lege und sich todt stelle, um Vögel zu fangen, von Oppian (De Piscatione II. 86. 279. ed Schneid. 1776.); daß er, um die Flöhe los zu werden, ein Büschel Heu in das Maul nehme, sich allmählich mit dem Schwanz ins Wasser lasse, damit sie vorwärts und endlich in das Heu laufen, welches er sodann fallen lasse, von Albertus M. Olaus M. erzählt diese Späße nach, und noch mehrere andere; er komme nehmlich des Winters vor die Häuser, belle wie ein Hund, damit die Hausthiere ohne Scheu herausgiengen, ziehe dem verfolgenden Hund den Schwanz durch das Maul u.s.w.; er selbst habe gesehen, wie ein Fuchs Krebse am Schwanze herausgezogen und gefressen habe. De Gent. sept. 1562. XVIII. cap. 30. Bey C. Geßner kann man es ebenfalls finden. I. 1551. 1084.

2. Taghunde: mit rundem Sehloch und ziemlich kurzem Schwanz.

a. Erdwolfartige Hunde, Wölfe,

haben einen mäßigen hängenden und kurz behaarten Schwanz, Sehloch rund.

8) Der Schackal (C. aureus), Chacal,

gleicht ziemlich dem Fuchs, ist aber etwas größer, gegen 2 Schuh lang, Höhe 1½, der Schwanz reicht nicht bis auf den

Boden, Kopf kürzer, Sehloch rund; der Pelz ziemlich lang, schmutzig braungelb mit schwarz untermischt, unten gelblichweiß, die Beine fahl, die Ohren röthlich. Schreber III. 365. T. 94. Buffon XIII. 255.; Chacal, Adive. Tilesius, Leopold. Verhandl. XI. 2. 1823. 389. Taf. 48. Fr. Cuvier, Mammif. Livr. XVII. 1820 et 1830. du Sénégal, C. anthus. Cretzschmar in Rüppells Atlas 44. T. 17.

Dieses schon in der Bibel unter dem Namen der Füchse der Philister bemerkte Thier, bewohnt alle wärmeren Gegenden von Asien, erstreckt sich aber auch ins östliche Europa bis Griechenland und Dalmatien, und in Africa bis in die Barbarey und von da bis nach Guinea; in Asien vom Caucasus, Kur- und caspischen Meer bis nach Indien, fast überall in ziemlicher Menge. Sie leben gesellig, nicht in eigenen Bauen, sondern in allerley Schlupfwinkeln, in Wäldern nicht weit von Gebirgen, und streifen des Nachts unter lautem Geheul herum, um ihren Raub zu suchen, den sie gemeinschaftlich anfallen, ohne Scheu vor dem Menschen, welchen sie selten etwas thun. Anfangs gehen sie langsam bis sie etwas spüren, und dann rennen sie schneller als der Wolf. Sie nähern sich auch den Herrden und den Höfen, um Geflügel, Schafe u. dergl. zu fangen, wagen sich selbst in die Zelte und Stuben und schleppen Eß- und Lederwaaren fort, selbst Brod, Käse u. dergl.; sie fressen übrigens auch Obst und werden deßhalb im Herbste sehr fett; sind überhaupt sehr frech, und deßhalb schwer abzuhalten. Ihr Geschrey bey Nacht ist abscheulich und beschwerlich, ein entsetzliches Geheul, welches oft mit Bellen unterbrochen wird und die Menschen am Schlafe hindert. Sie ranzen im Frühling und sollen schon nach 4 Wochen 5—8 Junge werfen, was eine große Ausnahme bey einem hundartigen Thier wäre. Sie haben 8 Zitzen. S. Gmelin, Reise durch Rußland. 1774. III. 80. Taf. 13. Güldenstaedt, Novi comment. petrop. XX. 1775. 449. tab. 10. Pallas, Zoogr. ross. I. 39. tab. 3.

In Kleinasien sind sie besonders häufig, und stehlen alles denjenigen weg, welche im Freyen schlafen, selbst die Kleider. Er ist ein Mittelding zwischen Hund und Wolf, und wahr-

scheinlich der Goldwolf (Lupus aureus) der Alten. Er ist so unverschämt, daß er den Leuten während des Schlafs Schuhe, Stiefel, Hüte und Zäume fortschleppt. Er geht nie allein, sondern immer in Gesellschaft, bisweilen zu 200, besonders in Cilicien; und dann bellt einer nach dem andern die ganze Nacht hindurch, und wären die Hunde nicht, so würden sie in die Dörfer kommen. Er hat einen sehr schönen gelben Pelz, den man theuer verkauft und zu Kleidern verarbeitet. Bélon, Observat. 1555. II. cap. 108. 163.

Hasselquist hat sie in Menge im heiligen Land, besonders bey Jaffa, Gaza und in Galiläa, angetroffen. Sie heißen im Türkischen Chical. Reise 271.

Kämpfer sagt dasselbe von ihnen. Er traf sie in der persischen Provinz Laar, wo es die vielen Bezoarziegen gibt, in ganzen Schaaren auf dem Raub herumlaufen; am caspischen Meer stahlen sie ihnen alles Lederwerk aus den Zelten. Ihr nächtliches Geheul ist abscheulich und hat Aehnlichkeit mit dem menschlichen, bisweilen durch Gebell unterbrochen. Schreyt einer in der Ferne, so fallen alle ein. Er heißt auf Persisch Sjechaal, woraus unser Schackal geworden ist. Amoen. 1712. 4. fasc. II. cap. 5. 413.

In Aleppo hört man an stillen Sommerabenden zuweilen ihr Geheul auf den Terrassen der Stadt so stark, daß ein Fremder leicht glauben könnte, sie wären eben im Begriff in die Häuser einzubrechen, was sie auch wirklich in den Vorstädten manchmal thun. Um die Gärten herum sind sie im Ueberfluß, heulen alle Abend wie eine Kuppel Hunde und rauben das Federvieh; ja man hat sogar Beyspiele, daß sie Kinder aufgefressen haben. Untertags sind sie still und zeigen sich nur einzeln in den Gärten, laufen aber sogleich erschrocken davon, wenn sie jemanden sehen. Uebrigens kann man ihre Farbe keineswegs glänzend gelb nennen. Russell, Aleppo 1798. II. 61.

Vor einigen Jahren erscholl plötzlich in Oesterreich die Sage, daß auf einigen Inseln an Dalmatien wilde Hunde vorkämen, namentlich auf Guipana und Corzola, nie aber auf dem vesten Lande. Sie bewohnten schmale, tiefe und verborgen liegende

Felsspalten und Höhlen, lebten gesellig und kämen nur des Nachts heraus, um ihre Nahrung zu suchen, welche sowohl in Fleisch als in Früchten bestände. Sie stellten besonders unbewachten Schafen nach, vergrüben das Fleisch, um es erst beym Eintritt der Fäulniß zu verzehren; sie machten jedoch auch Jagd auf Hausgeflügel, Wachteln u. dergl., und richteten außerdem großen Schaden an unter den Trauben, Oliven und Feigen; des Winters aber nähmen sie mit Blumenkohl und selbst mit Knochen aus Dunghaufen fürlieb. Beym Sirocco und beym Glockengeläute stimmten sie ein klägliches und widerliches Geheul an. Sie seyen übrigens scheu und flüchtig, besonders vor dem Schäferhund und dem Menschen; seyen übrigens nicht häufig und werden daher selten gefangen. Partsch, Detonationsphänomen von Meleda. 1826. S. 14.

Diese Erkundigungen von Partsch haben sich wirklich bestätigt. Auf Betreiben des Directors des Naturaliencabinets von Wien, Hrn. v. Schreibers, schickte der Botaniker Neymeyer zu Ragusa einen Schädel, und endlich der Kreishauptmann v. Schaller im Jahr 1829 ein lebendiges Thier. Es findet sich mithin nicht bloß bis zum 35. Grad, wie man bisher glaubte, sondern erstreckt sich bis zum 43. Grad. Fitzinger, Isis 1830. 372.

Uebrigens kommt der Schackal noch in Griechenland vor; wir haben Exemplare daher in Zürich erhalten.

Findet sich auch in Bengalen (Fréder. Cuvier, Mammif. Livr. II. 1819. Fig.) und in Nepal (Hodgson, Zool. Proceed. 1834. 17.).

In Paris paarte sich am 26. December 1821 ein bengalisches Männchen mit einem senegalischen Weibchen, welches am 1. März 1822, also nach 62 Tagen, mithin 9 Wochen wie beym Hund, 5 Junge warf. Fr. Cuvier, M. Livr. XXV. 1821. Fig.

Man glaubt nicht ohne Grund, daß der Thos der Alten (Aelian, Hist. anim. I. cap. 7.) nichts anderes als der Schackal sey, weil er sich gern an den Menschen anschließt.

Endlich hielt man den Schackal für den Stammvater unseres

Hundes, vielleicht durch Verpaarung mit dem Wolf, wogegen nicht viel einzuwenden wäre; indessen hält es Fr. Cuvier, wegen seines unerträglichen Gestankes, für unwahrscheinlich.

Man hält jetzt den capischen Schackal (C. mesomelas) für verschieden, weil er schwarz ist auf der Mitte des Rückens; ein wenig erheblicher Unterschied, da ohnehin der ächte auch Schwarzes hat und sowohl in der Nähe des Aequators als jenseits vorkommt, wie am Senegal und in Bengalen.

Schon Kolbe redet von ihnen unter dem Namen Jackhals, bey den Hottentotten Tenlie, und vergleicht sie mit den Kreuzfüchsen. Vorgebirg. 1719. 150. Schreber III. 370. Taf. 95. Thunberg, Mém. de Pétersbourg III. 1810. 302.

Schreber macht ihn größer, Thunberg kleiner als den Fuchs.

9) Der rothe Wolf (C. jubatus)

in Südamerica, sieht aus wie ein Fanghund, hat aber ungeheure, 5 Zoll lange Ohren; zimmetroth mit einem schwarzen Kamm auf dem Rückgrath.

Sie heißen in Paraguay und Brasilien Aguara (Wasserhund), bey den Spaniern Zorro-grande (großer Fuchs), halten sich in den Wäldern in der Nähe der Ufer auf, stellen den kleineren Thieren nach, fürchten sich und fliehen sogleich vor den Menschen. Ihr Pelz ist fein, zottig, dunkelgelb und wird auf die Sättel gelegt, auch um den Leib gegen Gicht u. dergl. Dobritzhofer, Abiponier I. 1783. 404.

Sie sollen 2—3 Junge werfen, fressen Mäuse, kleine Vögel, Schnecken, Krebse, Zuckerrohr und Pomeranzen, und bringen den Heerden keinen Schaden. Er schwärmt des Nachts allein umher und schwimmt sehr gut. Die Länge beträgt 5 Schuh 8 Zoll, die Höhe 2½ Schuh, Schwanz 15 Zoll. Azara I. 307. Aguara-guazu. Wied, Beytr. II. 334.

Jung aufgezogen wird er zahm, duldet andere Hausthiere, zeigt sich aber immer scheu, gleichgültig und unlustig. Rengger, Paraguay 138.

10) Der mexicanische Wolf (C. mexicanus)

ist ziemlich so groß wie der gemeine, mit sehr langen Ohren,

röthlichgrau, um die Schnauze und Füße weißlich. **Hernandez**, Nova Hisp. cap. 23. 479. L. indicus. Lichtenstein, Berl. Acad. 1826. 112. Buffon XV. 149. Schreber III. 352.

Er beträgt sich in Mexico ganz wie der Wolf in Europa, und greift auch das Rindvieh an. Es gibt ganz weiße darunter.

11) Der gemeine Wolf (C. lupus), Loup,

ist größer als ein Windhund, $3\frac{1}{2}$ Schuh lang, $2\frac{1}{2}$ hoch, Schwanz $1\frac{1}{2}$, mit einer spitzigen Schnauze; Färbung fahlgrau und Kopf fast grau, ein Streifen auf den Vorderfüßen und die Schwanzspitze meistens schwarz.

Er findet sich in den gemäßigten und nördlichsten Gegenden unserer ganzen Erdhälfte, nehmlich in Europa, Asien und America, von den Pyrenäen und Alpen bis nach Lappland, und vom Caucasus bis zu den Samojeden, in America von Canada, unter dem 30.°, bis in den höchsten Norden, südlich in den höchsten Gebirgswäldern, nördlich in den Steppen; im eigentlichen Deutschland indessen ganz ausgerottet, kommt nur bisweilen in strengen Wintern aus dem Wasgau an den Rhein, aus Illyrien in die Alpen und aus Polen nach Schlesien. In Ostpreußen sind sie indessen noch ziemlich häufig, so daß nicht leicht jemand über Land reist, ohne eine Flinte mitzunehmen. Häufig sind sie noch in Frankreich, vorzüglich aber in Polen und Rußland.

Sie graben nicht, sondern halten sich untertags in dem dichtesten Gebüsch auf und streifen des Nachts in kleinen Rudeln meilenweit dem Raube nach, packen die Viehheerden an, selbst Menschen, und wagen sich sogar in die Dörfer; vorzüglich wird ihnen das Wild zur Beute, welches sie mit fürchterlichem Geheul anfallen, und alles niederreißen, was ihnen vorkommt. Des Winters folgt er den Gebirgszügen vielleicht 100 Stunden weit, und verschmäht dann selbst Aas nicht. Die Ranzzeit fällt in den Jänner, und nach 11 Wochen wirft das Weibchen 3—9 blinde Junge in einem Fuchsbau oder selbstgegrabenem Loch unter Baumwurzeln, Ufern u. dergl. Sie sind nach 2 Jahren ausgewachsen. Man hat schon oft Junge aufgezogen und zu zähmen gesucht, allein sie bleiben immer wild und mißtrauisch.

Man hat viele Beyspiele von Bastarden mit den Hunden. Wiegmann, Isis 1828. 924.

Wo sich ein Wolf blicken läßt, wird er von allen Seiten verfolgt und entgeht selten seinem Schicksal. Der Pelz kostet 5—6 Thaler und wird zu Wildschuren, Mützen, Muffen, Pferddecken u. dergl. gebraucht.

In der Noth graben sie selbst Leichen aus, und solche hat man Wärwölfe genannt (Loup-garou).

Im Norden und in America gibt es nicht selten weiße, hin und wieder auch schwarze, selbst in den Pyrenäen. Bechstein I. 1801. 608. Geßner I. 1551. 716. Fig. Buffon VII. 39. Taf. 1—3. Ridinger, jagdbare Thiere Taf. 8. Meyers Thiere I. T. 35. Schreber III. 346. T. 81. 88. F. Cuvier, Mamm. Livr. XXIV. 1821. Franklin, Polar-Sea 1823. 654. Richardson, Fauna I. 1829. Nro. 22.

Der schwarze (C. lycaon) ist abgebildet bey Buffon IX. 362. Taf. 41. Schreber III. 353. Taf. 89. Fr. Cuvier, Mammif. 1830.

In Sibirien tödtet man sie durch Sublimat oder Brechnuß in Butterkugeln oder Würsten. Die Tschuktschen haben eine sonderbare Art sie zu tödten; sie wickeln spitzige Riemen spiralförmig zusammen, lassen Eis darum gefrieren, beschmieren sie mit Butter und legen sie hin, wo sie der Wolf finden kann; beym Aufthauen spreizen sich die Riemen aus einander, bohren in die Haut des Magens und verursachen dem Thiere so heftige Schmerzen, daß es nicht fliehen kann. Die Kosaken in Kamtschatka hängen Angeln mit Köder an ihre Häuser, nach welchen der Wolf springt und hängen bleibt. Pallas, neue nordische Beytr. V. Zoogr. ross. I. 36.

d. Hyänenartige Hunde.

12) Der geschäckte (C. pictus, venaticus)

ist ein großes schlankes Thier, über 4 Schuh lang, fast 2 hoch, Schwanz 14 Zoll, hat sehr lange Ohren und überall nur 4 Klauen; Färbung rothgelb, aber geschäckt mit vielen schwarzen und weißen Flecken am Leibe, Gesicht schwarz, unten und Schwanzende weiß.

Dieses Thier lebt am Vorgebirg der guten Hoffnung, selbst in der Nachbarschaft der Capstadt, heißt daselbst wilder Hund und wurde früher für eine Hyäne gehalten.

Schon der Capuciner Zucchelli scheint dieses Thier in Congo gefunden zu haben. Es wird nicht undienlich seyn, sagt er, hier etwas derjenigen Thiere zu gedenken, welche einen natürlichen Haß gegen alle anderen Thiere im Walde haben, dieselben verfolgen und jagen, nehmlich die Mebbien. Diese Mebbia ist eine Art wilder Hunde, welche jagen, aber doch von den Wölfen sehr verschieden sind; sie scheinen vielmehr die Eigenschaft der Spürhunde zu haben und von der Natur erschaffen zu seyn, die anderen Thiere wegzuschaffen. Befinden sie sich in einem Walde, so darf sich kein Reisender vor reißenden Thieren fürchten. Als einst einer von unserer Mission zu Bamba durch die Wüste reisen wollte, besprach er sich vorher mit dem Fürsten, ob er es vor den Löwen oder Panthern wagen dürfte, worauf ihm dieser antwortete, daß er es ohne Gefahr thun könne, indem er vor etlichen Tagen in dieser Gegend die Mebbien gesehen habe, welche den Weg vor allen grimmigen Thieren sicher machen würden. Sie vertreiben also die wilden Thiere, obschon sie selbst welche sind, und dennoch sind sie den Menschen überaus zugethan, und fügen ihnen nicht den geringsten Schaden zu; deßhalb läßt man sie ohne Scheu in die Dörfer, und sogar bis in die Höfe kommen. Man sieht sie nie allein, sondern immer in Haufen von 30—40.

Ihre Antipathie gegen andere wilde Thiere ist so groß, daß sie die grausamsten Bestien, wie Löwen und Panther, anfallen, und, ungeachtet deren Stärke, durch ihre Menge überwältigen und niederreißen. Was sie des Tags über Beute gemacht haben, das theilen sie des Abends unter einander, und wenn etwas übrig geblieben ist, so schleppen sie es bis in die Dörfer hinein, damit auch die Menschen etwas davon zu genießen bekommen. Also fahren sie einen Tag und eine Woche nach der andern fort, bis die Gegend von allen Thieren gereinigt ist, dann gehen sie an einen andern Ort und suchen ihre

Jagd auf dieselbe Weise fort. Missions- und Reisebeschreibung nach Congo. 1715. 4. 293.

Nachher hat Kolbe dieselben Thiere am Vorgebirg der guten Hoffnung bemerkt, wo sie wilde Hunde heißen, ebenfalls in die Dörfer der Hottentotten und die Häuser der Europäer laufen, wahrscheinlich, weil diese ihnen den Raub abnehmen und selbst gern verzehren. Sie thun übrigens den Menschen nichts, richten aber unter den Schafen großen Schaden an, wenn sie der Hirt nicht schnell fortjagt. Sie reißen oft 60, 70—100 Stück nieder, beißen ihnen den Bauch auf, fressen die Eingeweide und laufen wieder davon. Die Eigenthümer schaffen sie dann nach Hause. Vorgebirg. 1719. Fol. 152.

Es ist merkwürdig, daß kein späterer Reisender mehr, bis auf Barrow, von diesem Thiere spricht: es sey unter dem Namen Wolf bekannt, so groß als ein neufundländer Hund, und finde sich nur noch in den entfernteren Theilen der Colonie. Färbung blaß, Haar an Hals und Rücken lang und dicht, Schwanz kurz und gerad; Brust, Schenkel und Füße mit großen, unregelmäßigen, schwarzen Flecken gezeichnet, an den Vorderfüßen nur 4 Zehen, wie bey der Hyäne. Reisen 1801. 276.

Thunberg nennt das Thier ebenfalls wilden Hund, scheint es aber für einen Schackal angesehen zu haben, weil er ihm den lateinischen Namen Canis aureus beysetzt. Er jage rudelweise des Abends und Nachts sehr listig reißende und harmlose Thiere, besonders kleinere Gemsen und Strauße, und stehle die Eyer der Colonisten. Seine Beute eigne sich aber nicht selten der Löwe zu, und lasse der Jägerschaar nur die Ueberbleibsel. Wegen seiner Schlauheit könne man ihn selten schießen. Habe die Größe eines großen Hunds, ein ähnliches Gebell und einen gelb und schwarz gefleckten Leib. Mém. Pétersb. III. 1811. 302.

Endlich hat Burchell diesen den Schafheerden so schädlichen wilden Hund wieder zwischen dem Ky Gariep und Klaarwaater entdeckt, und ihn als eigene Gattung aufgestellt unter dem Namen Jagdhyäne, und sogar ein Stück lebendig nach England gebracht. Travels I. 1822. cap. 17. 456. II. 222. Fig. (Isis 1823. Lit. Anz. 163.)

Temminck hat dieses Thier gesehen, und ein anderes, das von Mosambik gekommen war, selbst erworben. Beide waren einander vollkommen gleich. Er nannte sie geschäckte Hyäne (Hyaena picta), weil sie überall nur 4 Zehen hatten und einen Drüsensack, bemerkt jedoch, daß sie mehr wie ein Hund aussehen, auch eine Art von Gebell und keinen Rückenkamm haben. Endlich leben sie immer, nach der Angabe von Burchell, in zahlreichen Rudeln, und verfolgen gemeinschaftlich ihren Raub bey Tag, während die Hyänen nur bey Nacht, wie feige Diebe, herumschleichen. Annal. gén. des sciences physiq. par Bory etc. Bruxelles. 1820. III. 46. tab. 35.

Fr. Cuvier hat sodann Gelegenheit gehabt, das Gebiß zu untersuchen, und es ganz mit dem der Hunde übereinstimmend gefunden. Dictionnaire des sciences naturelles XXII. p. 299.

Rüppell hat nicht weniger als 7 Stück aus der Wüste von Cordofan und Corti nach Frankfurt geschickt, also aus einer Gegend nördlich vom Aequator, und im Osten von Africa, wo man ihren Aufenthalt bisher nicht kannte. Sie leben ebenfalls daselbst in Rudeln und jagen gemeinschaftlich, legen sich in der Nähe der Brunnen in Hinterhalt, um auf Gemsen und kleinere Haarthiere zu lauern. Sie greifen übrigens dort den Menschen an und sind daher von den Arabern gefürchtet. Sie verabscheuen ihr Fleisch, obschon sie es von keinem andern Thier verschmähen. Ihr Name ist Simir. Die Farbe des Leibes ändert sehr ab, nur die ochergelbe Farbe auf Kopf und Nacken, getheilt durch einen schwarzen Strich, ist beständig. Cretzschmar in Rüppells Atlas V. 1827. S. 35. T. 12.

e. Katzen-artige.

13) Der gemeine Hund (C. familiaris)

ist von allen Größen und Farben, unterscheidet sich aber durch einen mäßigen, meist aufgerollten Schwanz, und durch sein eigenthümliches Gebell.

Der Hund ist seit den ersten Zeiten des Menschengeschlechts gezähmt, und mit demselben in alle Climate gewandert, aber auch so ausgeartet, daß es von keinem andern Thiere so viele und beständige Verschiedenheiten gibt.

Die Lebensart und die Eigenschaften der Hunde sind so allgemein bekannt, daß wir nicht lange dabey verweilen wollen. Sie fressen bekanntlich alles, was der Mensch verzehrt, roh und gekocht, Fleisch und Gemüse, Brod und Obst, saufen schlappend, sitzen auf den Hinterfüßen, liegen auf dem Bauch, mit dem Kopf zwischen den vorwärts-gestreckten Vorderfüßen, auch auf der Seite mit ausgestreckten Beinen wenn es heiß ist; zusammengerollt, mit der Schnauze zwischen den Hinterbeinen wenn es kalt ist. Sie träumen, brummen und bellen oft im Schlaf, was bey wenig Thieren der Fall zu seyn scheint. Sie werden zweymal läufig, meistens im Hornung und im Sommer, und werfen nach 9 Wochen mehrere blinde Junge, gewöhnlich 3—6, welche schon nach einem Jahr reif, 12 Jahr kräftig sind und 15—20 leben, aber dann grau, elend, blind und taub werden. Zehn Zitzen.

Kein Thier ist dem Menschen so zugethan wie der Hund; er gehorcht demselben, folgt ihm, bezeigt seine Freude, wenn er ihn begleiten darf, und beym Wiedersehen durch Springen und Bellen, liebkost und leckt ihn, selbst wenn er geschlagen worden ist. Er beschützt das Haus und den Wagen, begleitet und hütet die Heerden, trägt das Verlorene herbey, geht mit auf die Jagd, auf Reisen und zeigt geschehenes Unglück an; in kältern Ländern spannt man ihn vor den Schlitten.

Die vielen Zwecke, zu welchen er verwendet wird, haben ihm eine sehr verschiedene Größe, Gestalt, Farbe und besondere geistige Eigenschaften gegeben, wozu indessen bastardartige Mischungen auch das ihrige beygetragen haben mögen. Sie werden von vielen Flöhen, Zecken, Eingeweidwürmern geplagt, und auch von den Stechfliegen. Sie bekommen eine Menge Krankheiten, besonders Lähmung, Räude und die Wuth, welche aber in wärmern Ländern, besonders wo sie frey herumlaufen, fast nie beobachtet wird. Man soll sie dagegen durch Einimpfung der Räude bewahren können; vielleicht könnte man die Kuhpocken versuchen.

In gebildeten Ländern wird das Fleisch nicht gegessen, das Fett aber als Arzneymittel gebraucht, die Haut zu Handschuhen, in kältern Ländern zu Kleidern.

Es ist unmöglich, hier alle Hundsarten aufzuführen und ihre Kennzeichen anzugeben.

Man hält den Schäferhund für denjenigen, welcher dem wilden Zustand am nächsten steht; dann kommt der Spitz und endlich die andern Ausartungen. Die vornehmsten sind folgende:

A. Haushunde.

a. Hofhunde.

1. Schäferhund (C. f. domesticus), Chien des bergers. Buffon V. 241. T. 28.
2. Der Spitz oder Pommer (C. f. pomeranus), Chien loup. Buffon V. 242. T. 29. Fr. Cuv., Mammif. 1824. Einen ähnlichen hat man bey den Esquimalen gefunden. Ibid 1818.
3. Der Metzgerhund (C. f. laniarius), Mâtin. Buffon V. 239. T. 35.
4. Der Saufinder (C. f. aprinus). Ridingers Hunde Taf. 9.
5. Der Saurüden (C. f. suillus). Ridingers Thiere Taf. 12.
6. Der Bullenbeißer (C. f. molossus), Dogue. Buffon V. 249. T. 43. Ridingers Thiere T. 3.
7. Die Dogge (C. f. anglicus). Buffon V. 252. T. 45. Dogue de forte raçe. Ridingers Thiere T. 1. Fr. Cuvier, Mammif. 1820.

b. Stubenhunde.

1. Mops (C. f. fricator), Doguin. Buffon V. 252. Taf. 48.
2. Bastardmops (C. f. hybridus), Roquet. Buffon V. 253. T. 41.
3. Der Pudel (C. f. aquaticus), Barbet. Buffon V. 246. T. 37. F. 2. Ridingers Thiere T. 18.
4. Der Seidenhund (C. f. extrarius), Espagneul Buffon V. 246. T. 38. F. 1.

c. Schooshunde.

1. Der Bologneser (C. f. melitaeus), Bichon. Buffon V. 257. T. 40. F. 1.

2. Der Löwenhund (C. f. leoninus), Chien lion. Buffon V. 251. T. 40. F. 2.
3. Der Harlekin (C. f. variegatus), Petit Danois. Buffon V. 247. T. 41. F. 1.
4. Der nackte oder türkische Hund (C. f. aegypticus), Chien turc. Buffon V. 248. T. 42. F. 1.

B. Jagdhunde.

a. Gewöhnliche.

1. Der gemeine (C. f. sagax). Ridingers Thiere T. 5. Hunde T. 10.
2. Der französische oder Parforcehund (C. f. gallicus), Chien courant. Buffon V. 243. Taf. 32. Ridingers Hunde T. 8.
3. Der Spür- oder Leithund (C. f. venaticus). Ridingers Thiere T. 4.
4. Der Schweiß- oder Pürschhund (C. f. scoticus sive sanguinarius). Ridingers Thiere T. 10.
5. Der Hühner- oder Vorstehhund (C. f. avicularius), Braque. Buffon V. 245. T. 33. 34. Ridingers Thiere T. 14. Diezel, Isis 1830. 699.
6. Der Dachshund (C. f. vertagus), Basset. Buffon V. 245. T. 35. F. 1. 2.

b. Windspiele.

1. Das gemeine (C. f. grajus), Levrier; Greyhound. Buffon V. 240. T. 27. Ridingers Thiere T. 7. Fr. Cuvier, Mammif. 1820.
2. Das kleine (C. f. italicus), Levron. Buffon V. 241. Ridingers Thiere T. 15.
3. Das große (C. f. hibernicus). Ridingers Thiere T. 8. Lambert in Linn. Transact. III. tab. 3.
4. Der Hetzhund (C. f. cursorius). Ridingers Thiere Taf. 13.

Bechstein, Naturg. 1801. I. 548. Buffon V. 185. Taf. 25—52. Schreber III. 317. Taf. 87. Ridingers Thiere und Hunde.

Außerdem hat man in verschiedenen Ländern halbzahme Hunde gefunden, mit einem gestreckten Schwanz.

Vergleichen ist:

1. Der Neufundländer (C. f. terrae novae), wie ein Schäferhund, mit einer Art Schwimmhaut. Blumenbachs Abbildungen I. Taf. 6. Fr. Cuvier, Mammif. 1820.
2. Der Dingo (C. dingo) in Neuholland. Shaw, gen. Zool. tab. 76. Fr. Cuvier, Mammif. 1825.
3. Der sumatranische (C. sumatrensis). Hardwicke in Linn. Transact. XIII. 238. tab. 23.

Ueber die Stamm-Eltern des Hundes war man nie im Reinen. Man findet zwar Hunde in Wäldern im heißen Africa, wo sie Dhole heißen, auf Ceylon (Vosmaer, Chien sauvage de Ceylon) und in America; man hält sie aber nicht ohne Grund für verwilderte. Manche nehmen verschiedene Stamm-Eltern an, für die kleinern Hundsarten den Schackal, für die größern den Wolf, für die mittlern Bastarde aus beiden. Durch die Vermischung aller dieser Thiere sind wieder andere Arten entstanden. Man hat aber kein Beyspiel, daß ein Schackal wirklich zahm geworden wäre, wenn man auch annehmen wollte, daß er seinen Gestank verlöre; noch weniger lassen sich die Wölfe zähmen. Ob es Bastarde zwischen Wölfen und Schackalen gibt, weiß man nicht, wohl aber gibt es zwischen Hunden und Wölfen, von denen man aber noch keine Nachzucht erhalten hat.

Vor einigen Jahren hat nun der Oberst Sykes in den Wäldern von Deccan einen Hund entdeckt, welcher Colsun heißt (C. dukhunensis),

und den er für den Stammvater des Haushundes hält. Er hat Aehnlichkeit mit dem Windspiel und keine mit dem Schackal, Fuchs und Wolf, ist 33 Zoll lang, 16 hoch, Schwanz 8½; Färbung braunroth, unten blässer, der Schwanz hängend und ziemlich behaart, das Sehloch rund. Sie leben in den westlichen Ghats in Rudeln und fliehen vor den Menschen. Er greift Gemsen, Hirsche und Schweine an, selbst Chita und Tiger.

Er findet sich auch in den Gebirgen Nilagiri, im District Balaghad, und zwar sehr zahlreich, so wie in Hyderabad und im Osten der Küste von Coromandel. Er wird zuerst erwähnt in Williamsons Oriental Field-Sports. — Sykes in Zool. Proceedings. 1830. 100. 1832. 15. 1833. 133. Transact. of the asiat. Society. 4. III. 2. 1833. 405. tab. 14.

Hodgson hat denselben Hund in Nepal entdeckt und ihn geradezu Stammhund (C. primaevus) genannt. Er heißt daselbst Buansu. Er hat im Unterkiefer nur 6 Seitenzähne, indem der Kornzahn fehlt, jagt bey Tag und bey Nacht in Rudeln von 6—10 Stück, folgt dem Wild mehr durch den Geruch als das Gesicht, bellt wie der Hund, doch etwas verschieden. Die Jungen werden ziemlich zahm, lassen sich schmeicheln und erkennen ihren Herrn. Zool. Proceedings. 1833. 111.

3. G. Die Erdwölfe (Proteles)

sehen ganz aus wie eine Hyäne, haben aber vorn 5, hinten 4 Zehen, das Gebiß weicht auffallend ab und hat außer den gewöhnlichen Schneid- und Eckzähnen keine anderen als einfache Lückenzähne, oben 4, unten 3, ohne andere Zähne dahinter.

1) Der gemeine (Pr. cristata, lalandii)

gleicht in der Färbung, dem gewölbten Rücken und dem Kamm desselben vollkommen der gestreiften Hyäne, ist aber kleiner und nur wie ein Fuchs, hat größere Ohren und einen kürzeren Schwanz.

Dieses auf eine so ungewöhnliche Art durch sein Gebiß abweichende Thier wurde erst vor wenigen Jahren von dem Reisenden de Lalande von der Gränze der Cafferey nach Europa gebracht. Fr. Cuvier hat zuerst eine kurze Nachricht davon gegeben in Desmarests Werk über die Säugthiere (Mammalogie 1820. 538.); ebenso G. Cuvier. Er hat es hyänenartige Ginsterkatze (Genette hyénoide) genannt. Man hielt es noch für jung. Das Haar ist am Grunde wollartig, besonders an den Seiten des Halses, die Rückenhaare aber sind gerad, 6 Zoll lang, jedoch biegsam. Die Färbung ist hell aschgrau, etwas ins Gelblichbraune, Schnauze schwarz, fast nackt,

mit einigen langen Schnurrhaaren, Stirn und Backen bräunlichgrau, Hals an den Seiten gelblichgrau, unten hellgrau; an jeder Seite des Nackens eine Reihe bräunlicher Flecken; an den Seiten des Leibes 8—10 ungleiche, schwarze Querbänder und ähnliche auf den Füßen; die Enden aber schwarz. Die Kammhaare auf dem Rücken grau mit 2 breiten, schwarzen Ringeln am Ende, Ohren schwärzlich; statt eines Drüsensacks scheint nur eine Furche vorhanden zu seyn. Leib 2 Schuh 4 Zoll lang, Schwanz 11 Zoll, Widerrist 18. Das Thier scheint nur abgenutzte Milchzähne zu haben. Ossemens fossiles IV. 1823. 88.

Bald darauf hat Isidor Geoffroy dieses Thier genauer beschrieben, besonders das Skelet, und gezeigt, daß es ein eigenes Geschlecht bilde, in der Nachbarschaft der Hyänen, und es unter dem Namen Proteles aufgestellt. Nach den Beobachtungen von Verreaux, welcher de Lalande begleitete, ist es ein nächtliches Thier, welches sehr leicht Höhlen gräbt, wie die Füchse, mit mehreren Ausgängen, schnell läuft und gereizt den Rückenkamm vom Schwanz bis zum Nacken sträubt. Die 3 getödteten Exemplare waren in einer Höhle, kamen aber aus verschiedenen Löchern heraus, als man den Hund hinein ließ. Sie flohen sehr schnell mit gesträubtem Kamm, hängenden Ohren und Schwanz. Einer suchte wieder in der Eile sich einzugraben. Sie sind selbst in der Cafferey so selten, daß sie die Innwohner nicht einmal kennen. Mém. du Muséum XI. 1824. 354. t. 20.

Kürzlich haben die Brüder Verreaux noch mehr dergleichen Thiere nach Paris gebracht, woraus sich ergab, daß das Gebiß auch bey ausgewachsenen Thieren unvollständig ist, weil man selbst ein säugendes Weibchen bekommen hatte. Isidor Geoffroy fand bey den meisten, außer den Schneid- und Eckzähnen, nichts weiter als 4 ganz einfache Lückenzähne im Ober- und Unterkiefer, so klein, daß immer einige im Zahnfleisch stecken bleiben. Es fehlt ihnen also wirklich der ächte Reißzahn, so wie der Mahl- und Kornzahn, und die Thiere können nicht kauen. Nach den Beobachtungen von Verreaux leben sie zum Theil von Lämmern, und vorzüglich von den Fettklumpen um den Schwanz der afrikanischen Schafe, wozu sie mithin kein

reißendes Gebiß brauchen; dennoch müssen diese Thiere in dieser Zunft stehen bleiben.

Der Schiffslieutenant de Joannis hat in Nubien ein todtes gefunden, welches dem vom Cap ganz gleich zu seyn scheint und dasselbe Gebiß hat. l'Institut Nr. 221. 1837, 372.

Man hält dieses Thier noch für völlig unbeobachtet; ich aber glaube es bey Sparrmann unter dem Namen des grauen Schackals (Viverra cristata) gefunden zu haben. So nennen die Bauern bey Hinter-Bruyntjes-Höhe ein Thier, das 1½ Schuh hoch und in Gestalt des Leibes und des Kopfes dem gemeinen Schackal ähnlich ist, aber nach den Zähnen mit den Zibeththieren übereinzukommen scheint. Die Farbe der Haare eines gefangenen Exemplars war durchgehens eine Mischung von hellgrau und schwarz, so daß sie zusammengenommen überall eine etwas dunkle aschgraue Farbe zu haben schienen, die Spitze des Schwanzes ausgenommen, welche 3 Zoll lang ganz schwarz war. Der Schwanz war übrigens ziemlich haarreich, struppig und reichte bis an die Fersen. Die Haare waren zwar am ganzen Leib ziemlich lang und weich; auf dem Rücken aber ungefähr dreymal so lang, so daß sie gleichsam eine Bürste oder einen Kamm bildeten. Leider hatten die Jagdhunde das ausgestopfte Fell aus dem Wagen gestohlen, ehe eine genauere Beschreibung aufgesetzt werden konnte. Der Magen war mit Holzläusen (Termes) angefüllt. Reise 1784. 478. Ich finde es auch bey Levaillant deutlich angezeigt. Im Lande der Namaken sah er Mäntel von einem Pelz, wozu er das Thier sich vergebens zu verschaffen suchte. Seine bläulichgraue Farbe und das lange Haar auf dem Rückgrath waren wie bey der Hyäne, aber viel kleiner. Die Wilden versicherten, das Thier verberge sich unter der Erde und ernähre daselbst seine Jungen. Der Pelz ist übrigens fein, sehr schön und er kaufte mehrere davon. Später bemerkte er unter dem Geschrey der Tigerwölfe und Schackale, die um sein Lager schwärmten, auch den Laut dieses Thiers, welches seine Begleiter Erdwolf nannten. Second Voyage II. an 3. 187. 360. Ed. in 4. I. an 4. 237. II. 84.

4. G. Die Hyänen (Hyaena)

haben Aehnlichkeit mit den Wölfen, aber eine dickere, fast walzige Schnauze und einen gebogenen Rücken, meist mit einem Borstenkamm, einen mäßigen Schwanz, nur 4 Zehen an allen Füßen und einen Drüsensack am Hinterleibe; 3 dicke Lückenzähne oben und unten, ein großer, zackiger Reißzahn und oben ein kleiner Querzahn, ohne Kornzahn.

Diese widerlichen, stinkenden, grimmigen und doch feigen Thiere, welche selbst das Aas nicht verschmähen, finden sich bloß in den heißen Ländern der alten Welt, wo sie des Nachts herum streifen, um ihren Raub zu suchen, und selbst Leichen ausgraben. Sie sind außerordentlich stark, und werden leicht der größten Hunde meister. Ihre Kiefer sind so dick und musculös, daß sie damit einen Menschen fortzutragen im Stande seyn sollen. Dabey haben sie eine Gefräßigkeit, größer als die, welche man dem Vielfraß zuschreibt. Des Nachts schleichen sie sich in die Dörfer und Städte, um alles aufzufressen, was von geschlachteten Thieren oder Aas herum liegt, holen selbst Talg und Pelzwerk aus dem Hause, greifen die Heerden an, folgen den Caravanen, um alles, was fällt, zu erwischen und etwas entferntes Vieh niederzureißen. Haben sie sich einmal verbissen, so lassen sie sich eher todtschlagen, als daß sie los ließen.

Es gibt nur wenige Gattungen, wovon die meisten in Africa.

1) Die gemeine (H. striata)

hat die Größe eines Metzgerhundes, ist grau mit braunen Querstreifen und einem starken Borstenkamm auf dem Rückgrath. Bélon, Aquatil. 35. Fig. Lupus marinus. Schreber III. 371. Taf. 96. Buffon IX. 268. Taf. 25—30. Suppl. III. tab. 46. Fr. Cuvier, M. 1819. Ridingers Thiere T. 37.

Sie findet sich im ganzen nördlichen Africa, vom Aequator an, in Kleinasien, in der ganzen asiatischen Türkey bis zum Caucasus, in Arabien, Persien bis zum Altai. (Pallas, Zoogr. I. 33.)

Sie findet sich nicht in Indien (Raffles, Linn. Transact. XIII. 1821. 249. Hodgson, Zool. Proceed. 1834.

96.); zwar sagt Porphyrius (de Abstinentia ab esu carnium), die Hyäne heiße bey den Indiern Crocuta; woraus man auf ihr Vorkommen in Ostindien schließen wollte: allein zu seiner Zeit nannte man auch Aethiopien Indien, und Gillius sagt ausdrücklich, daß die Crocuta in Aethiopien lebe (Aeliani hist. 1533. 4. V. cap. 29. p. 143.); auch nicht am Vorgebirg der guten Hoffnung (A. Smith. Zool. Proceed. 1833. 45.); indessen hat Le Vaillant bey dem Häuptling einer Horde der Namaken einen Mantel aus 4 Schackalhäuten gesehen, verbrämt mit dem Pelze dieser Hyäne, welche er nie innerhalb der Gränzen der Colonie angetroffen habe, wohl aber nördlich dem Lande der großen Namaken, gegen den Wendekreis. Sec. Voy. III. an 3. 72.

Es werden jetzt häufig Hyänen herumgeführt, welche sich immer grimmig und wüthend betragen, allein sie werden dazu von den Führern offenbar gereizt und überhaupt schlecht behandelt, bloß in der Absicht, das Thier dem Publicum interessanter zu machen.

Die Hyäne kommt schon in der Bibel vor unter dem Namen Tseboa, Jeremias (XII. 9.), bey Aristoteles (VI. Cap. 32. VIII. Cap. 5.), bey Plinius (VIII. Cap. 30.), Aelian, Oppian und vielen andern, besonders den Arabern. Obschon Aristoteles die Sage von der Zwitterschaft dieses Thiers für eine Fabel erklärt hat, so haben sie doch seine Nachfolger, nebst vielen andern Abgeschmacktheiten, fast bis in die neuere Zeit fortgepflanzt. Er erzählt auch von ihr, daß sie dem Menschen nachstelle und ihn fange, die Hunde durch Nachahmung des Erbrechens der Menschen, auch scharre sie Gräber auf, um Menschenfleisch zu bekommen. Sie hat ziemlich die Färbung des Wolfs, ist jedoch struppiger und hat eine Mähne über den ganzen Rücken.

Kämpfer vergleicht sie mit einem großen Schwein, welches fast spannenlange Borsten auf dem Rücken hat, eine schwarze Schnauze, rollende Augen, nackte, braune und zugespitzte Ohren, einen langbehaarten, schwarz geringelten Schwanz und eben solche Füße; vom Rücken zum Bauche einige wenige breite und

ungleiche Bänder, abwechselnd braun und schwarz. Sie heißt in Persien Kaftaar, welches schweinartiger Fuchs bedeutet. In Kopf, Schwanz und Füßen, so wie in Raubsucht und Schnelligkeit, gleicht sie dem Fuchs, im Graben dem Dachs, und auch einigermaaßen in der Behaarung. Untertags versteckt sie sich in selbstgegrabenen Höhlen, und geht bey Nacht heraus, um zu rauben und selbst die Leichen auf den Kirchhöfen auszugraben. Eine zu Ispahan eingesperrte verjagte 2 Löwen, welche man zu ihr gelassen hatte; sie ließ bisweilen, wenn man sie reizte, einen Laut hören, wie das Geblöke der Kälber. Amoenit. exot. 1712. 411. tab. 4. fig. 4.

Im Arabischen, und namentlich in der Barbarey heißen sie Dubbah, sind von der Größe des Wolfs, aber mehr zusammengedrückt und hinken mit dem rechten Hinterfuß, laufen aber doch schneller als ein wildes Schwein. Ihr Hals ist so steif [weil oft einige Wirbel verwachsen, daher auch die Alten sagten, sie hätten nur ein einziges Bein statt der Halswirbel *], daß sie sich ganz umkehren muß, wie die Schweine, Dachse und Crocodille, wenn sie etwas hinter ihr sehen will. Die Färbung ist braun, etwas ins Röthliche, mit einigen dunkleren braunen Streifen; das Haar auf dem Nacken fast spannelang, aber nicht so steif wie die Schweinsborsten. Mit den großen und bewaffneten Füßen scharren sie in der Barbarey aus der Erde die Schößlinge der Palmen, andere Wurzeln und selbst todte Leiber, weil sie die Beduinen nicht auf einem eigenen, von einer Mauer umgebenen Todtenacker begraben. Wenn die Araber eine fangen, so vergraben sie sorgfältig den Kopf, weil sie glauben, schlechte Menschen könnten denselben zur Zauberey brauchen. Nach dem Löwen und Panther ist sie das wildeste und grausamste Thier in diesem Lande. Shaw, Voyages I. 1743. 319.

Bey Aleppo ist die Hyäne (Dsuba) häufiger als der Wolf, und man fängt sie bisweilen gar auf den Hügeln um die Stadt,

*) Hyaenam quoque mittit Africa, cui, cum spina riget, collum continua unitate flecti nequit, nisi toto corpore circumacto. Solinus cap. 40.

fürchtet sie auch ungemein; obschon vielleicht viel von dem Unglück, das man ihr zuschreibt, von den Wölfen, Schackalen und Füchsen angerichtet wird. Man kann sie schon in einer beträchtlichen Entfernung daran unterscheiden, daß sie geht als wenn sie lahm wäre; sie fliehet vor dem Menschen, und greift ihn nur an, wenn sie sehr gereizt wird oder Hunger hat. Sie stiehlt hauptsächlich nur bey Nacht, und wagt sich bisweilen auf die Kirchhöfe der Dörfer. Die Bauern versichern, daß ein Mann sie lebendig fangen könne, wenn er in die Höhle krieche, dieselbe mit seiner Kutte bedecke, um sich vor ihren Bissen sicher zu stellen, und ihr sodann einen Strick um die Beine binde, was das Thier ohne den mindesten Widerstand gestatte. Russell, Aleppo 99. 2. 65.

In Abyssinien findet sie sich, nach Skiöldebrand (N. act. upsal. I. 77.), in Dongola nach Rüppell, wo sie in Schlingen gefangen, und deren Fett von den Arabern gern gegessen wird, wie das von den Leoparden und Luchsen. Reisen 1829. 70.

In Aegypten lebt sie in den entlegensten Gegenden, an der Gränze der Wüste, in den tiefen Nebenthälern des Nils und auch im Delta, wo sie in dem zerrissenen Sandboden Schlupfwinkel findet. Geoffroy St. Hilaire traf daselbst eine mit ihrem Jungen, welches sie gar nicht vertheidigte, sondern entfloh und ihm überließ. Es mochte 12 Tage alt gewesen seyn, hatte eine feine, dichte, aschgraue Bedeckung mit einem schwärzlichen Streifen auf dem Rücken, von dem jederseits 5 Querstreifen ausgiengen, zwischen denen noch einige zerstreute Flecken. Sie verbreiten in Aegypten bey weitem nicht den Schrecken, wie der Luchs in Europa, greifen fast nur die Heerden der Beduinen an, und selbst das mit außerordentlicher Vorsicht. Descript. de l'Egypte. Hist. nat. II. 240. (Isis 1818. 1080.)

Eine, die man in Paris lebendig hatte, maß $3\frac{1}{4}$ Schuh; es gibt aber viel größere. Obschon die Hinterfüße keineswegs kürzer sind als die vordern, so scheint sie doch hinten viel niedriger zu stehen, weil sie dieselben sehr biegt und daher einen schwankenden Gang bekommt, als wenn sie hinkte. Sie war

nicht zu bändigen und gerieth sogar in Wuth, wenn sie ihren Wärter nur sah; indessen hat man früher schon mehrere gehabt, die so zahm waren, daß man sie sogar ins Zimmer nehmen konnte.

Sie fraß täglich nicht mehr als 5—6 Pfund Fleisch, gieng bey Tag umher und schlief die ganze Nacht, also umgekehrt vom freyen Zustande; ließ das Wasser nicht, wie die Hunde, mit aufgehobenem Bein. Sie haben nur 4 Zitzen, und werfen daher ohne Zweifel nur wenig Junge. Cuvier, Ménag. 1801. Fig.

Sie findet sich auch in Indien, und zwar häufig in Deccan, wo sie Taruus heißt und sich zähmen läßt, wie der Hund. Sykes, Zool. Proceed. 1830. 102.

Diejenige, welche man sonst am Cap dafür hielt, ist die folgende. A. Smith, Zool. Proc. 1833. 45.

Bruce entdeckte eine Abart in Abyssinien, welche er 5 Schuh 9 Zoll lang macht, Schwanz 1 Schuh 9 Zoll, das Gewicht 112 Pfund; gelblichbraun, mit schwarzen Streifen und kurzer Mähne; die Augen leuchten im Dunkeln. Sie sey eine Landplage in Städten, Dörfern und Feldern, falle des Nachts Esel und Maulthiere an, und selbst den Menschen, weil sie überall Leichen finde, und daher ein Gelüste nach Menschenfleisch habe. Sie werde so stark, daß sie einen Menschen im Maul mit Leichtigkeit $^1/_4$ Stunde weit trage, — wenn man es glauben will. Der Mann hat oft bloß aus dem Gedächtniß geschrieben. Reise V. 115. 288. T. 26.

2) Der Strauchwolf (H. brunnea, villosa)

kommt der gemeinen am nächsten, hat aber längere Haare, ist bräunlichgrau mit schwachen Seitenstreifen, am Kopfe meliert aus schwarz, weiß und rostfarben, hinter den Augen 2 schwarze Flecken; Seiten des Halses und Unterleib schmutzig gelb, Füße weißlich und schwarz geringelt.

Sparrmann bekam davon nur eine Haut, welche 5 Schuh lang und 2 breit war; der Schwanz 15 Zoll, von der Schnauze bis zu den Ohren 11, die letzteren 6, und fast ganz nackt. Am Kopf die Haare kurz und aschgrau, am übrigen Leibe stark und straff, auf dem Rücken über 1 Schuh lang, besonders hinten,

am Schwanz 6 Zoll, an den Seiten und dem Bauche 4—5, Schnurrbart 5, noch einmal so dick als Schweinsborsten; Färbung dunkelbraun, an den Seiten und am Bauche mausfahl, von dunkleren Seitenstreifen kaum eine Spur. Reise 1784. 159.

Sie hält sich vorzüglich am Strande des Meers und an den Ufern der Flüsse auf. Uebrigens ist sie noch wenig bekannt. **Thunberg**, Svensk Handlingar. 1820. I. 2. A. **Smith**, Linn. Transact. XV. 1827. 461. tab. 19.

3) **Die gefleckte oder der Tigerwolf** (H. crocuta) unterscheidet sich durch eine schmutzig gelbe oder bräunliche Färbung mit dunkelbraunen oder schwarzen Flecken. **Geßner** 1551. 624. Fig. **Pennant** I. 283. T. 32. F. 1. **Schreber** III. 274. T. 96. B. Fr. **Cuvier**, Mammif. 1819. **Zauschner**, Hundesart Crocuta. 1788. 4. T. 1.

Sie findet sich in der ganzen Capcolonie und von da bis zum Aequator, und selbst noch mehrere Grade nördlich; ist ein sehr schädliches Thier, welches Pferde und Rinder angreift. Es wird gegen 3 Schuh hoch.

Nach **Kolbe** ist sie größer als ein Schäferhund, hat einen breiten Kopf, wie ein Bullenbeißer, einen weiten Rachen und große Augen und Ohren, zottige, pantherartig gefleckte Haare, an den großen Füßen lange und starke Klauen, welche nach Art der Katzen eingezogen werden könnten. Ihr Aufenthalt ist jedoch nicht auf den Bäumen, sondern in tiefen Höhlen und Steinklüften, woselbst sie sich den ganzen Tag verbirgt und erst des Nachts auf den Raub geht, welcher vorzüglich aus Schafen besteht. Wenn es ihr gelingt in einen Stall zu kommen, so frißt sie eines, zwey, höchstens 3, je nachdem sie Zeit hat; und dann nimmt sie noch eines mit auf den Weg und trägt es in ihre Höhle. Indessen verräth sie ihre Annäherung meist selbst durch ihre unangenehme, laute und heulende Stimme, und wird daher von den Hunden verjagt oder von den Löwen und Leoparden zerrissen. Sie gräbt auch die kaum 1 Schuh tief in die Erde versenkten Leichen der Hottentotten aus. Vorgebirg. 1719. Fol. 171. T. 4. F. 5.

Sparrmann traf schon auf dem Tafelberg Leoparden und

Tigerwölfe an, und zwar die letzteren in großer Menge, so daß man alle Abend ihr Heulen hörte. Sie richteten vielen Schaden an auf den Höfen unter den Bergen. Sie haben ihn auf seiner ganzen Reise nach dem Osten der Colonie, wegen seiner Zugochsen in beständiger Unruhe erhalten, indem sie alle Nacht bald einzeln, bald in Heerden herumstreiften, sich aber immer verriethen durch einen heulenden Laut, wie ein Ton der Verzweiflung, den sie in der Zwischenzeit von einigen Minuten wiederholten. Sie sollen die Stimmen anderer Thiere nachahmen, und dadurch Kälber, Fohlen und Lämmer anlocken. Sie wurden einmal in einer wüsten Gegend von einem großen Haufen solcher Hyänen beunruhigt, welche durch Nachahmung aller möglichen Thierstimmen abergläubische Hirten in der alten Zeit leicht hätten überreden können, alle Fabeln von Behexung der Heerden durch menschliche Stimmen, welche diese Thiere annehmen, zu glauben. Das wiederholte Geheul muß eine natürliche Folge des Hungers seyn, wie das Gähnen beym Menschen; sonst würden sie gewiß vermeiden die Aufmerksamkeit der Hunde auf sich zu ziehen, wenn sie die Höfe besuchen, um sich zu sättigen. Die Landleute versichern, sie wären sehr listig: eine beschäftige die Hunde bald durch wehren, bald durch fliehen, bis sie dieselben einige Büchsenschüsse weit gebracht habe und ihre Cameraden Zeit bekommen, sich aus dem Hinterhalt hervorzumachen und die Beute fortzuschleppen.

Sie wagt es jedoch nicht, ungeachtet ihrer Größe und Stärke, ernstlich mit den Hunden zu kämpfen, oder Kühe und Pferde anzugreifen, wenn sie nur die mindeste Anstalt zur Gegenwehr machen. Dagegen springt sie mit großem Geheul plötzlich hervor, erschreckt das Thier, daß es zu laufen anfängt, und verfolgt es, bis sie Gelegenheit hat, ihm durch einen Biß den Bauch aufzureißen. Daher ist der Landmann genöthigt, sein Vieh jeden Abend von der Waide zu holen, mit Ausnahme der größeren Heerden von Zugochsen, welche die List der Hyäne kennen und sich vertheidigen; Reisende verlieren oft einen Ochsen, besonders wenn er noch jung ist und leicht scheu wird. Sie sollen jedoch nur im freyen Felde dreist angreifen,

sich aber aus Furcht vor Hinterhalt nicht in ein Gebüsch wagen, wenn zufällig das Vieh dahin seine Zuflucht nimmt. Ehemals sollen sie sogar den Hottentotten die Kinder aus den Hütten fortgeschleppt haben; die Schießgewehre haben sie aber seitdem gelehrt, sich vor den Menschen zu fürchten. Man erzählte ihm, man habe einmal einen betrunkenen Trompeter des Nachts vor die Thür getragen, um seinen Rausch auszuschlafen. Eine Hyäne habe ihn gepackt, auf den Rücken geworfen und gegen den Tafelberg wie ein todtes Thier fortgetragen. Er aber sey zur Besinnung gekommen und habe in die Trompete gestoßen, wodurch das Raubthier so außer Fassung gebracht worden sey, daß es seine Beute habe fahren lassen. Uebrigens kommen sie fast in jeder Nacht vor die Fleischbank in der Capstadt, um das Weggeworfene abzuholen, wobey man sie auch gar nicht stört. Auf dieselbe Weise schaffen sie alles Aas in der Gegend auf die Seite. Obschon sie indessen unglaublich viel fressen können, so sind sie auch im Stande außerordentlich lange zu hungern. Sparrmann behauptet, diese Gattung habe keinen Drüsensack. Reise 1784. 36. 153.

Le Vaillant wurde von ihnen an verschiedenen Orten beunruhigt, namentlich am Flusse Gamatoos und am Löwenfluß im Lande der Namaken, wo sie nebst Schackalen durch den Geruch des geschossenen Wildprezts ins Lager gelockt wurden. Sie kamen so nahe, daß man sie beym Leuchten des Feuers sehen und eine schießen konnte, während sie sich auf ein Schaf stürzte. Ihre Cameraden ließen sich aber dadurch nicht vertreiben, sondern schlichen die ganze Nacht um das Lager herum, so daß man wach bleiben mußte, wobey noch zufällig ein Schackal getödtet wurde, weil man von Zeit zu Zeit ins Blaue schoß. Dieses ist diejenige Hyäne am Cap, welche man am meisten wegen der Heerden fürchtet. Sec. Voyage an 3. II. 8. 359. tab. 9. III. 72.

Auf Lichtensteins Reise drangen die Hyänen, östlich dem Sonntagsfluß, 500 Stunden von der Capstadt, wirklich des Nachts in das Lager ein, zerstreuten ihre Schafheerde, fraßen 3 auf und einem vierten den Fettschwanz ab. Einige Zeit nach-

her bissen die Hunde in der Nähe einer Schafheerde eine todt; es blieben aber auch ihrer 2 davon auf dem Platze und mehrere andere waren verwundet. Sie heißt jetzt schlechtweg der Wolf, ist das häufigste und schädlichste Raubthier, das auch jetzt noch in den Schluchten des Tafelbergs vorkommt und sich bisweilen in die Stadt wagt. Des Winters bleiben sie auf den Berghöhen, des Sommers aber legen sie sich in die ausgetrockneten sumpfigen Stellen der Ebenen, um den Zibeththieren, Hasen und Springhasen aufzulauern. Man jagt sie fast jährlich, indem man das Schilf mit Hunden umstellt und anzündet, wodurch sie gezwungen werden zu fliehen und mit den Hunden zu kämpfen, was den Jägern zur Belustigung dient. Uebrigens wagen sie sich in der Capstadt gegenwärtig kaum an ein Schaf und nützen sogar, indem sie die Zahl der diebischen Paviane und der listigen Ginsterkatzen verringern. Sie werfen 2 blinde Junge. Fast bey jeder Pächterey hat man ein sogenanntes Wolfshaus oder Wolfsfalle, von Steinen gebaut, 6—8 Schuh hoch und breit, und ganz wie eine Mausfalle eingerichtet, jedoch oben offen, weil diese Thiere weder klettern noch springen können. An andern Orten legt man ihnen auch Selbstschüsse, und am Elephantenfluß, an der Westküste, werden sie mit vergiftetem Fleisch von einer nußartigen Frucht getödtet. Reisen 1811. I. 571. II. 21.

5. G. Die Katzen (Felis), Chat,

sind hochbeinige, meist langschwänzige und kurzköpfige Thiere, mit mäßigen spitzigen Ohren und zurückziehbaren Klauen, vorn 5, hinten 4; Zunge rauh, kein Drüsensack; überall 2 Lückenzähne, einen sehr großen zackigen Reißzahn und nur oben ein kümmerlicher Querzahn.

Die katzenartigen Thiere sind die eigentlichen Raubthiere, sowohl wegen ihres Muthes, schleichenden Ganges, ihres plötzlichen Springens, Haltens und Zerreißens mit Klauen und Zähnen, als wegen ihres Naturells, welches bloß lebendiges Fleisch und Blut verlangt und das Aas verschmäht. Sie graben nicht, sondern liegen versteckt im Gebüsch, oder klettern auf einen Baum, um daselbst auf die vorübergehende Beute zu lauern. Obschon die meisten 8 Zitzen haben,

so werfen sie doch gewöhnlich nur 2—4 blinde Junge, und füttern dieselben in der Folge mit Mäusen und kleinen Vögeln. Es sind durchaus schmucke, schöngestaltete, gezeichnete und gefärbte Thiere, munter und lustig, zum Spielen und Schmeicheln geneigt, welche leicht zahm werden, auf den Ruf kommen, sich gern liebkosen lassen; aber den Menschen nicht begleiten, nicht für ihn wachen und sorgen, sondern vielmehr immer falsch bleiben. Ihr Geschrey ist unangenehm, bey den kleineren wie das der zornigen Kinder, bey den größeren wie ein drohendes Brüllen. Eigenthümlich ist ihnen das Fauchen oder plötzliche Hauchen, wenn sie unangenehm überrascht werden, so wie das Schnurren der Männchen, wenn man sie streichelt, wodurch sie ihre Zufriedenheit kund geben.

Sie finden sich zwar in allen Welttheilen, mit Ausnahme Australiens, und in allen Climaten, bey weitem die meisten jedoch und die größten in der heißen Zone, und nur wenige kleinere in der gemäßigten und kalten. Ihre Unterschiede, Namen und Abbildungen hat G. Cuvier sehr gründlich aus einander gesetzt, Oss. foss. IV. 1823. 407.; ihre Charactere aber vorzüglich Temminck, Monogr. de Mammalogie Nro. IV. 1825. 4., mit Abbildungen der Schädel.

Sie zerfallen zunächst in Tag- und Nachtkatzen. Nach ihren Entwickelungsstuffen gibt es:

1. Zibeththier-artige: gewöhnliche Katzen.
2. Hund-artige: Luchse.
3. Erdwolf-artige: Panther.
4. Hyänen-artige: Tiger.
5. Eigentliche Katzen: Löwen.

Wie die kleineren mehr Junge zur Welt bringen, so scheinen sie auch in mehrere Gattungen zu zerfallen.

A. Nachtkatzen. Das Sehloch schmal oder spaltförmig.

a. Zibeththierartige. Kopf und Schwanz lang und stark behaart, die Ohren ohne Pinsel; Sehspalt; der Aufenthalt gewöhnlich auf Bäumen. — Gewöhnliche Katzen.

1) Die gemeine Katze (Felis catus)

ist etwa 1½ Schuh lang, der Schwanz etwas über 1,

geringelt, der Rücken meist dunkel längs gestreift, die Seiten nach der Quere.

Es gibt wilde und zahme.

a) Jene sind bedeutend größer, meist röthlichgrau mit dunkleren Querstreifen, auf dem Schwanz einige Ringel und das Ende schwarz.

Sie finden sich noch in ganz Europa, mit Ausnahme von Skandinavien und Rußland, in Großbritannien nur in Schottland; ferner im Caucasus, von seinen Vorgebirgen an bis zum Flusse Kuma; und endlich mit aller Sicherheit in Indien, und zwar in Nepal (Hodgson, Zool. Proceed. 1832. 12.). Ungewiß ist aber ihr Vorkommen in Africa, Aegypten, Syrien und Arabien; wenigstens weiß ich keinen Gewährsmann dafür, und es schweigt darüber der reisende Dr. Shaw, Hasselquist, Forskal, Niebuhr, Geoffroy St. Hilaire. Ihr Aufenthalt sind die dicksten Wälder, ihre Wohnungen Felsspalten, hohle Bäume, leere Dachs- und Fuchslöcher, des Winters auch Schilf und Uferlöcher, jedoch überall so selten, daß viele Menschen in ihrem Leben keine zu sehen bekommen, außer etwa höchstens in einem Naturaliencabinet. Sie kommen manchmal 2½ Schuh lang, 14 Zoll hoch vor, der Schwanz 12, das Gewicht 16 Pfund. Sie schaden vorzüglich den Wald- und Feldhühnern, den Hasen und jungen Rehen, den Wasservögeln und selbst den Fischen, und sind sehr geschickt, Mäuse und Maulwürfe zu fangen. Sie rammeln im Hornung, und werfen nach 9 Wochen 4—6 blinde Junge in ihren Höhlen. Die Jungen leben fast immer auf den Bäumen, und drücken sich bey Gefahr auf die Aeste. Sie wehren sich heftig gegen die Hunde, werden in Fallen gefangen und geschossen.

Der Balg gibt gutes Unterfutter, Verbrämungen u. dergl. Die meisten kommen aus Spanien, Frankreich, Polen, Moscau, wohin sie wahrscheinlich vom Caucasus und aus Persien geschafft werden. Geßner 1551. 353. Bechstein, Naturg. I. 670. Buffon VI. 3. Taf. 1. Schreber III. 397. T. 107. A. a. Ridingers wilde Thiere T. 24.

Nicht selten verwildern auch zahme Katzen und paaren sich

mit den wilden, wie man glaubt. Pallas erklärt die wilden Katzen in Rußland, von denen viele Pelze in den Handel kommen, für bloß verwilderte, und behauptet, daß sie sich in den Wäldern nicht fortpflanzen. Zoogr. I. tab. 6.

b) Mit der Abstammung der zahmen Katze geht es wie mit der des Hundes. Es ist sehr zweifelhaft, ob sie von der wilden abstammt, weil sie wahrscheinlich südlichen Ursprungs ist. Man findet sie schon einbalsamiert unter den ägyptischen Mumien. Geoffroy in Passalacqua, Antiq. 1826. 233.

Die zahme wird kaum 1½ Schuh lang, 10 Zoll hoch, der Schwanz über 1 Schuh; die Färbung ist sehr verschieden, gewöhnlich jedoch hellgrau mit schwarzen Streifen, fast wie die wilde; es gibt aber auch kohlschwarze, schneeweiße und geschäckte, meist mit schwarz, weiß und gelb. Dreyfarbige Kater will man noch nicht gesehen haben. Geßner 345. Fig. Buffon VI. Taf. 2. Schreber III. 397. T. 107. B. F. 1. Vosmaer, Chat du Japon tab. 13.

Die selteneren und feineren Katzen sind:

a) Die Cypperkatze (F. c. striatus)
hat einen hellen Balg mit schwarzen Streifen.

b) Die spanische (F. c. hispanicus)
hat einen kurzen, linden, hochgelben Balg mit weißen und schwarzen Flecken. Buffon VI. 1756. 4. 22. Taf. 3.

c) Die Carthäuserkatze (F. c. caeruleus)
hat einen bläulichgrauen, wolligen Balg. Buffon VI. 23. T. 4.

d) Die angorische (F. c. angorensis),
mit langen, seidenartigen, weißen, gelblichen oder grauen Haaren. Sie stammt aus Angora in Syrien, woher auch die langhaarigen Ziegen kommen; ist häufig in Persien, selten in Europa. Buffon VI. 1756. 4. 22. T. 5. Schreber T. 107. B. F. 2.

Die Katze findet sich überall, wo die Menschen einen vesten Wohnsitz gegründet haben, mit Ausnahme der kältesten Länder, wie Lappland, Grönland u. dergl. Sie ist nur ein Hausthier,

und weder ein Unterthan noch ein Begleiter des Menschen. Sie kommt zwar auf den Ruf, aber nur um gefüttert und geschmeichelt zu werden, wobey sie ihre Zufriedenheit durch Anstreichen und Schnurren an den Tag legt; aber ehe man sich versieht, die Tatze gibt und davon läuft. Sie begleitet ihren Herrn keineswegs, wie der Hund, sondern streicht nur im Hause, auf den Dächern oder im Felde umher, um Vögel und Mäuse zu suchen, oder mit ihres Gleichen zu spielen, was aber in der Regel ebenfalls mit Tätzengeben endet. Zieht eine Familie aus, so bleibt sie meistens im Hause und gewöhnt sich bald wieder an die neuen Menschen, welche sie überhaupt kaum kennen lernt und nur in sofern berücksichtigt, als sie von ihnen zu fressen bekommt. Man hat Beyspiele, daß 2—3 Stunden weit fortgetragene Katzen sich wieder zurückgefunden haben. Ihre liebste Nahrung besteht in Mäusen und kleinen Vögeln, welche sie aus den Nestern holen oder auch manchmal durch einen Sprung erfassen. Sie schaden auf der Jagd, indem sie die jungen Hasen fangen, und daher müssen ihnen in manchen Ländern die Ohren gestutzt oder geschlitzt werden, weil ihnen dann das daran schlagende Gras Schmerzen verursacht. Sie schleichen langsam und gedrückt nach ihrem Raube, wedeln mit dem Schwanz und springen dann plötzlich mit den Klauen darauf. Uebrigens ist ihre Nahrung Menschenkost: Fleisch, Gemüse und Brod; das Getränk am liebsten Milch, welche sie schlappen wie die Hunde. Sie haben einen ungewöhnlichen Hang zum Stehlen, und holen oft die Tauben aus dem Schlage und das kochende Fleisch aus den Töpfen, obschon sie jedesmal dabey bestraft werden. Sie haben eine unwiderstehliche Vorliebe für manche stark riechende Kräuter, wie die Katzenmünze, Baldrian und besonders das Katzenkraut (Teucrium marum), wälzen sich darauf mit Wollust, scharren es aus und zerbeißen es; dagegen verabscheuen sie den Geruch der Raute.

Man hält sie zu keinem andern Zweck als zum Wegfangen der Mäuse, obschon die meisten schon so verwöhnt sind, daß sie sich nicht viel um ihr Geschäft bekümmern. Sie thun es eigentlich bloß zum Vergnügen, um ihre Geschicklichkeit zu zeigen und

mit den Mäusen zu spielen; daher sie dieselben auch gewöhnlich in die Stube bringen, um zu zeigen was sie gethan haben. Indessen reicht schon ihre Anwesenheit in einem Hause hin, die Mäuse zu vertreiben. Sie sitzt auf dem Hintern, wie die Hunde, geht sehr still mit eingezogenen Krallen, klettert sehr geschickt und fällt von großen Höhen herunter immer auf die Beine, weil sie sich zusammenbiegt und den Schwanz wie eine Schwimmstange in die Höhe hält. Sie schläft zusammengerollt auf der Seite, in der Sonne mit ausgestreckten Beinen, sehr leise und kurz, wegen ihres feinen Gehörs. Ihre Augen leuchten bey Nacht, und daher kann sie auch ihren Raub erkennen: denn mit ihrem schlechten Geruch spürt sie nichts aus. Sie lebt mit den Hunden in geschworner Feindschaft, macht einen Buckel, sobald sie einen erblickt, faucht und schlägt ihm mit den Klauen in die Augen, daß er sich zurückzieht, so groß er auch seyn mag. Bey den meisten gibt der Pelz, wenn man ihn streicht, electrische Funken.

Sie rammeln im Hornung und wieder im Sommer, nur bey Nacht, meistens auf den Dächern, mit abscheulichem Geschrey, und werfen nach 9 Wochen ungefähr ½ Dutzend blinde Junge an einem verborgenen Orte, meist auf Heu, abgesonderten Betten u. dergl. Wird die Mutter gestört, so trägt sie die Jungen an einen andern Platz. Nicht selten werden sie vom Kater aufgefressen. Sie sind in 1½ Jahre ausgewachsen; ihr Alter erstreckt sich über 12 Jahr. Zur Zucht muß man diejenigen wählen, welche im May fallen. Sie bekommen nicht selten die Katzensucht, wobey sie sich erbrechen, traurig werden und an Auszehrung sterben. Diese Krankheit erstreckt sich manchmal über ganze Länder.

So nothwendig die Katzen sind, so gefährlich werden sie doch bisweilen. Man hat Beyspiele, daß sie Säuglinge, auf die sie sich gelegt, erstickt haben, auch die Augen ausgekratzt, ja sogar getödtet. Sie legen sich gern auf den Herd, und verschleppen bisweilen glühende Kohlen ins Stroh oder Heu. Sie werden auch manchmal toll und verursachen die Wuth durch ihren Biß. Zum Zeitvertreib muß man daher keine Katzen

halten, am allerwenigsten mehrere, weil sie durch ihren Harn das Haus verstänkern und durch das Wetzen der Klauen die Stühle zerreißen. Ihr Balg, besonders der schwarze, wird als Pelzwerk benutzt. Bechstein, Naturg. 1801. I. 651. Buffon IV. 1. Taf. 2. Schreber III. 397. T. 107. B. F. 1. Versuch einer Katzengeschichte. 1772.

In Nubien entdeckte Rüppell eine kleine Katze, welche manchen Hauskatzen so außerordentlich ähnlich ist, daß man sie für den Stamm derselben hält. Cretzschmar hat Folgendes von ihr bekannt gemacht:

2) Die nubische Katze (F. maniculata)

ist nur 20 Zoll lang, Schwanz 9, Höhe 10, also wie eine mittlere Hauskatze; schmutzig graulichgelb, Backen und Kehle weiß mit 2 gelben Streifen umgeben; Fußenden hinten schwarz; Schwanzspitze mit 2 Ringeln.

Sie lebt in felsigen buschigen Gegenden und verdient in dieser Hinsicht die Aufmerksamkeit der Naturforscher, da sie mit den Mumien der Hauskatze (Egypte II. tab. 45. fig. 14. tab. 51. fig. 3. tab. 54. fig. 7.) auffallend übereinstimmt, und die Hauskatzen vielleicht, wenigstens eine Art derselben, sich wahrscheinlich von Aegypten aus weiter verbreitet haben. Es gibt auch ähnliche in Deutschland, von weißgrauer Farbe und mit übereinstimmenden Zeichnungen. Es gibt indessen auch Hauskatzen, welche mit der wilden Aehnlichkeit haben. Atlas Hft. I. 1826. S. 1. T. 1. Temminck, Monogr. IV. 128.

b. Hundartige Katzen — Luchse.

Sind größer als die wilden Katzen, haben auch einen Sehspalt, aber einen sehr kurzen Schwanz, Pinsel an den spitzigen Ohren und einen gefleckten Balg.

3) Der gemeine oder nördliche Luchs (F. lynx)

ist 3 Schuh lang, Schwanz 9 Zoll; röthlichgrau mit schwarzen oder braunen Flecken.

Diese Thiere finden sich im Norden aller Welttheile und liefern ein vortreffliches Pelzwerk, welches jedoch nach den Gegenden verschieden ist. Temminck unterscheidet demnach vier Arten:

a) Der europäische Luchs

ist röthlich mit braunen Flecken, Ohren grau mit einem schwarzen Pinsel, Schwanzspitze schwarz und eben so 4 wellenförmige Striche auf den Backen; Länge über 3 Schuh, Schwanz 8 Zoll, Höhe 16.

Findet sich noch in ganz Europa, in dem gemäßigten jedoch sehr selten, und nur in großen Gebirgswäldern, in denen er des Winters, gleich dem Wolfe, viele Tagreisen weit wandert; häufiger in Ungarn, Polen, ganz Rußland und in Schweden, nicht mehr in England. Sie leben paarweise in Felsenhöhlen und in Schilf, und klettern nicht selten auf Bäume, von denen sie auf das Wild, ja sogar auf Menschen herunter springen. Nach Deutschland kommen sie nur des Winters aus dem Osten, Illyrien, Ungarn und Polen, wohin sie des Sommers zurückkehren, wenn sie nicht geschossen werden, was jedoch gewöhnlich geschieht, indem alles Jagd auf sie macht, wenn man von einem hört. Am meisten schaden sie den Rehen und Hirschen, im Osten den Elennthieren, im Norden den Rennthieren, indem sie sich ins Gebüsch oder Gras verstecken, dann plötzlich mit 3—4 ungeheuren Sprüngen sich ihnen auf den Rücken setzen und das Genick zerbeißen. Sie saugen das Blut aus, fressen einige Pfund Fleisch und sollen das Uebrige verscharren, um am folgenden Tag wieder zu kommen, wenn sie nicht frisches erobert haben. Ihre Hauptnahrung besteht jedoch in Hasen und Waldhühnern, denen sie den Pelz und die Federn abrupfen, eh sie sie fressen, und sehr dabey Acht geben, daß sie sich nicht mit dem Blute beschmutzen. Bisweilen wagt er sich auch an Heerden, und reißt in einer Nacht mehrere Ziegen, Schafe und Kälber nieder. Sie rammeln im Hornung und sollen nach 9 Wochen 2—4 blinde, anfangs weiße Junge werfen in Klüften oder Büschen, welche nie zahm werden.

Der Balg gehört zu den schönsten und theuersten Pelzwerken, und wird zu Muffen, Futter und Verbrämungen gebraucht. Es ist besonders weich und warm, aber die Haare sind spröd. Ein Balg kostet 20—30 Gulden. Die meisten kommen aus Spanien, Kleinasien, Polen, Schweden, und

besonders von Archangel. Bechstein, Naturgeschichte I. 678. Geßner 769. Fig. Buffon IX. 231. T. 21—23. Schreber III. 408. T. 109.

Die schönsten finden sich am Kolyma in Sibirien, und werden selbst an Ort und Stelle mit 6—8 Rubel bezahlt, weil die reicheren Jacuten sehr gern damit ihre Kleider verzieren. Sie halten auch das Fleisch für das beste nach dem Roßfleisch. Er kann 60 Pfund schwer werden. Der Winterpelz ist bräunlichgelb mit braunen Wellenstrichen, besonders auf dem mehr rostrothen Rücken; unten weiß mit schwarzen Flecken und Dupfen. Die caucasischen Pelze sind oben braunroth und weiß meliert mit schwarzen Flecken und 3 Streifen auf dem Kreuze, wie auch bey den jüngern sibirischen. Pallas, Zoogr. I. 28.

In Schweden heißt er Lo, Warg-Lo, jung Räf-Lo, in Norwegen Gaupe. Er findet sich in allen waldreichen Gegenden der ganzen Halbinsel, besonders in Smoland, Wermeland, Helsingland, Dalekarlien und Norwegen; wird vorzüglich mit Hunden gejagt und geschossen. Nilsson, Fauna I. 8.

b) An den südlichsten Gränzen von Europa, namentlich in Portugall und vielleicht in Sardinien, Sicilien, der Barbarey und Türkey, gibt es eine etwas verschiedene Art (F. pardina),

welche kleiner ist, einen längern Schwanz hat, große Ohrpinsel und Backenbärte, und ganz mit schwarzen Schmitzen bedeckt auf Leib und Schwanz. Die Pelze kommen in geringer Menge aus Portugall und der Levante, sind aber wegen des kurzen Haares wohlfeil, und kosten nur 3—6 Gulden. Perrault, Mém. acad. III. 1. 125. tab. 17. 18. Loup-cervier. Temminck, Monogr. IV. 116.

c) Die russische Art (F. cervaria)

ist die größte, fast wie ein Wolf, 3½ Schuh lang, 2½ hoch, Schwanz 8 Zoll; Pelz lang, dicht und fein, röthlichsilbergrau mit schwarzen Flecken.

Die Pelze kommen in großer Menge aus Moscau, wo sie aus Sibirien bezogen werden. Das Stück kommt bey uns auf 40—60 Gulden. Es sind vielleicht diejenigen, von denen Pal-

las unter dem gemeinen Luchs redet. Der Pelz kostet dort 15 bis 20 Gulden. **Temminck**, Monogr. IV. 106.

d) Der Polarluchs (F. borealis, canadensis)

ist nur 2 Schuh 8 Zoll lang, Schwanz 5 Zoll; der Pelz grau mit braunen Wellenstrichen, aber ohne deutliche Flecken.

Findet sich im höchsten Norden beider Welten, und es kommen viele Pelze aus Schweden, der Hudsonsbay und den vereinigten Staaten. Sie sind nicht so theuer wie die vorigen. **Temminck**, Monogr. IV. 109. **Buffon**, Suppl. III. 229. tab. 44. Lynx du Canada.

Der Luchs in Canada

ist 2 Schuh 8 Zoll lang, Schwanz 4 Zoll, Höhe 16; röthlichgrau ohne Flecken, Ohrpinsel, Schwanzspitze und Fußenden schwarz. Er ist furchtsam, und läßt sich mit einem Schlage auf den Rücken tödten. Er lebt vorzüglich von Hasen. Die kurzen Pelze sind sehr schön und theuer, und die Hudsonsbay-Compagnie schickt jährlich gegen 9000 nach Europa. Das Fleisch wird gegessen und schmeckt fast wie Caninchen. **Franklin**, Polar-Sea. 1823. 659.

Dieß ist vielleicht der Katt-Lo (F. lyncula)

der Schweden, weil er kleiner als der gemeine ist und nur kleine schwarze Flecken hat. Er ist im höhern Norden häufiger. **Thunberg**, Svensk Handlingar. 1815. 80. Bayerische Denkschriften IX. 191. **Nilsson**, Fauna I. 14.

4) Der braune Luchs (F. rufa)

ist kleiner als der gemeine, hat einen kurzen, dünnen Schwanz, braun und schwarz geringelt, kurzen Backenbart und kleine Ohrpinsel; Pelz gewellt, röthlich im Sommer, graulichbraun im Winter.

Er heißt in den vereinigten Staaten von America Bay-Cat, und der Balg kommt zu Tausenden nach Europa, wo sie eben so theuer als die vorigen verkauft werden, und zwar auch unter dem Namen Chat cervier. **Temminck**, Monogr. IV. 141. **Pennant**, Quadrup. 1. 303. tab. 60. **Schreber** III. 412. Taf. 109. B.

5) Der Sumpfluchs (F. chaus)

ist nicht viel größer als die Katze, 26 Zoll lang, Schwanz 9, am Ende schwarz geringelt, Höhe 13; Färbung bräunlichgrau, Bauch und Füße fuchsroth, die letztern hinten schwärzlich.

Findet sich häufig in Schilf und in den Bergwäldern am caspischen und Aralsee, im Caucasus, in Persien und Aegypten, und lebt von Sumpfvögeln, Mäusen und Fischen. Im Caucasus wohnt er unter dem gemeinen Luchs, der wilden Katze und dem Leoparden, und führt ziemlich das Leben der Katze, ist sehr wild und kommt nicht in die Nähe der Wohnungen. Ein eingesperrter fraß 12 Tage lang nichts, sondern zerbiß einen Stock und seinen eigenen Vorderfuß, womit er im Eisen gefangen worden war; ein anderer dagegen lebte 3 Monate, fraß viele Fische, schäumte aber immer vor Zorn. Güldenstaedt, Novi comment. petrop. XX. 1775. 483. tab. 14. Schreber III. 414. T. 110. B. Pallas, Zoogr. ross. I. 1811. 23. tab. 2. Cretzschmar in Rüppells Atlas XIII. T. 4.

Man unterscheidet jetzt davon den gestiefelten Luchs (F. caligata),

welcher in der Barbarey, Libyen, Aegypten, Nubien, Abyssinien und am Vorgebirg der guten Hoffnung vorkommt, deßgleichen in Indien bey Pondichery. Er ist etwas größer als die wilde Katze, Schwanz länger und dünner, Ohrpinsel sehr kurz; Färbung bläulichgrau mit schwärzlichen Streifen; Ohren roth, Schwanz und Füße schwarz geringelt; das Weibchen überhaupt mehr gelblichroth. Lebensart ganz wie die der Katzen, besonders am Vorgebirg der guten Hoffnung, wo sie geradezu wilde oder graue Katzen heißen. Sie fressen vorzüglich Mäuse und Mullwürfe. Temminck, Monogr. IV. 123. Bruce, Reise V. 173. Taf. 30. Buffon, Suppl. III. 232. Olivier, Voyage en Egypte. II. tab. 41. Sparrmann, Reise 144. Thunberg, Mém. de Pétersb. III. 304. Frédr. Cuvier, Mammifères. 1826.

6) Der südliche oder der Luchs der Alten (F. caracal)

ist nicht größer als ein Fuchs, 2 Schuh lang, Schwanz

10 Zoll, Höhe 14, Ohrpinsel lang; Färbung gelblichroth, unten weiß, Brust röthlich mit braunen Flecken.

Dieser Luchs, welcher durch seinen langen Schwanz sehr an die Katzen erinnert, findet sich in der ganzen Barbarey, in der asiatischen Türkey, in Arabien und Persien, nicht in Indien: nur überhaupt in den Ländern, wo der Löwe vorkommt; daher man ihn auch den Löwenführer nennt, weil man von ihm sagt, er kundschafte für denselben die Beute aus, führe ihn dahin und bekomme dann auch seinen Theil: wenn er ihn rufe, so laute es, wie wenn ein Mensch den andern ruft, obschon die Stimme etwas heller sey. Wegen des schwarzen Ohrpinsels heißt er im Türkischen Kara-kulak, im Arabischen Gat el-khallah, im Persischen Siyah-gush, welches Katze mit schwarzen Ohren bedeutet. Thevenot, Reise 1693. II. 1. Cap. 13. 88., bey Bagdad.

Dieselbe Eigenschaft und denselben Titel legt man auch dem Schackal bey: allein die ganze Freundschaft beschränkt sich darauf, daß sie dem Löwen nachschleichen und die Ueberbleibsel seines Raubes verzehren, nachdem er sich des Morgens in sein Lager zurückgezogen hat; auch stimmt der Schackal gewöhnlich mit seinem Geheul in das Gebrüll des Löwen ein. Shaw, Voyage en Barbarie I. 320.

Es ist ein sehr böses und wüthendes Thier, welches in der Noth selbst große Hunde anpackt und zerfleischt, und sich nur jung zähmen läßt. Man sagt, man richte es zur Jagd kleiner Thiere ab, wie der Hasen, Caninchen und der größeren Vögel, wie der Kraniche, Pelikane u. dergl. Sie jagen in Rudeln, wie die Schackale, und zwar meistens bey Tag, suchen jedoch bey Nacht die Vögel zu überfallen. Am Vorgebirg der guten Hoffnung heißt er Roode Kat (rothe Katze), und man legt dem Balg sehr viele Heilkräfte bey in Gliederschmerzen, Podagra u. dergl. Es werden daher eine Menge Bälge eingehandelt, nach Europa geführt und als Unterfutter gebraucht. (Kolbe 1719. Fol. 133. Sparrmann, Reise 155.) Weder Raffles noch Hodgson führen ihn unter den indischen auf. Charleton, Exercitat. 1677. 21. Fig. Buffon IX. 262.

T. 24. Suppl. III. 232. tab. 45. Schreber III. 413. T. 110. Thunberg, Mém. de Pétersb. III. 1811. 304. F. Cuvier, Mammifères 1822.

c. Erdwolfartige Katzen: mit rundem Kopf und Sehloch; Schwanz lang.

Es gibt einfarbige, gedupfte und geringelte.

1. Zu den einfarbigen gehören die kleinen in Brasilien und Paraguay, Eyra (Azara I. 177. Wied II. 381.) und Jaguar-undi (Azara I. 171. Taf. 10. Wied II. 379.); ferner die große:

7) Der sogenannte rothe oder americanische Löwe (F. concolor, discolor), Couguar,

wird über 4 Schuh lang, Schwanz 2, Höhe über 2; Färbung fahlbraun mit kaum bemerkbaren dunkleren Flecken, Ohren und Schwanzspitze dunkelbraun. Buffon IX. 216. F. 19. 20. Suppl. III. tab. 41. 42. Pennant, Quadrup. 1793. I. 290. tab. 58. Black Tiger. Fr. Cuvier, Mamm. 1819. Lawson, Carolina 117. Catesby, Carolina, app. Garcilasso, Peru VIII. cap. 18. Schreber III. 394. Taf. 104. und 104. B.

Findet sich fast in ganz America, wenigstens von Canada durch Mexico bis Brasilien, Paraguay, Chili und Patagonien, und ist ein sowohl dem Wild als dem Vieh sehr gefährliches Thier, ungeachtet seiner Furcht vor dem Menschen. In Carolina heißt er Panther, in Mexico Miztli, in Peru Puma, in Chili Pagi, in Paraguay Guazu-ara.

Molina erzählt von dem Pagi in Chili schreckliche Dinge, so daß man glauben sollte, er mische die Eigenschaften des americanischen Tigers darunter. Die Länge sey ungefähr 5 Schuh, Höhe 26½ Zoll, Schwanz 25; Färbung aschgrau und gelb gesprenkelt, unten weißlich; soll an allen Füßen 5 Klauen haben; und nur 2 Zitzen, während Daubenton 6 gefunden hat. Er wohne im dicksten Gebüsch und auf den steilsten Gebirgen, von denen er herunter komme, um die Hausthiere, vorzüglich Pferde, zu tödten, welche er ins Gebüsch schleppe; die Kühe stellen sich gegen ihn um die Kälber in einen Kreis und stießen nach ihm;

eben so die Stuten, jedoch umgekehrt, indem sie hinten ausschlagen; dasselbe thue der Esel, und wenn er ihm auf den Rücken springe, so wälze er sich, um ihn zu erdrücken, oder laufe, den Kopf zwischen den Beinen, in einen Wald, um ihn an Bäumen abzustreifen. Und dennoch wage er sich nicht an den Menschen, sondern fliehe selbst vor Knaben und Mädchen. Vor den Hunden rette er sich auf Bäume. Chili 1786. 262.

Dobritzhofer spricht viel mäßiger von ihm. Wider Pferde, Ochsen und Menschen unternehme er nichts, sondern wage sich bloß an Kälber, Fohlen und Schafe, und auf ihn passe das Sprichwort: der Löwe ist nicht so grimmig, als man ihn malt. Das Fleisch schmecke wie Kalbfleisch, und werde von Spaniern wie Indianern gierig gegessen. Die Verwalter der Meyereyen steckten ihre Köpfe, so wie die der Tiger, auf die Zaunpfähle als Siegeszeichen und Denkmale ihrer Wachsamkeit. Das Fell sey goldgelb, der Knebelbart lang und steif und die Augen funkelten. Abiponer. 1783. I. 332.

Da er weniger gefährlich und leichter zu tödten ist, als der Jaguar-ete, so haben ihn die Portugiesen in Paraguay fast gänzlich vertilgt; häufiger ist er noch in den Pampas von Buenos-Ayres, wo er sich im Gebüsche verbirgt, nicht in Höhlen, wie der Jaguar-ete; wo es aber Bäume gibt, klettert er auf dieselben, und zwar in einem Zug, nicht langsam, wie die Katzen. Man hat nie gehört, daß sie einem Menschen, oder nur einem Kinde oder Hund Schaden gethan hätten, wenn sie dieselben auch schlafend angetroffen haben; vielmehr flieht er sogleich und versteckt sich sehr furchtsam. Da er nicht sehr schnell ist, so kann ihn ein Reiter einholen und ihm die Schlinge umwerfen. Er tödtet weder Pferde, noch Maulthiere, noch Kühe, und wagt sich nur an Schafe, Kälber und Fohlen. Er geht allein oder paarweise, ist grausam ohne Noth: denn er reißt bisweilen 50 Schafe nieder, um ihr Blut zu lecken. Er gleicht in seiner Gestalt, den Bewegungen, dem Schnauben, dem Stürzen auf seine Beute dem Jaguar-ete, ist aber leichter, zieht sich mehr nach bewohnten Gegenden als nach Flüssen, und bedeckt seine Nahrungsmittel mit Gras, um dieselben aufzusparen. Er wirft

2—3 Junge ungefähr im May. Jung aufgezogen läßt er sich zähmen und wird so folgsam wie ein Hund, spielt mit den Menschen, leckt dieselben, stößt kleine Dinge, wie Pomeranzen, fort und fängt sie wieder mit den Pfoten, wie eine Katze. Kratzte man ihn, so schnurrte er eben so; überflüssiges Fleisch bedeckte er mit Sand, wenn er kein Stroh hatte, und wusch es nachher, ehe er es fraß. Er stellt sehr den Hühnern nach und wedelt dabey mit dem Schwanz, wie die Katze. Einer sprang einmal über die Hofmauer, kam aber von selbst wieder.

Seine Länge beträgt 6 Schuh 2 Zoll, Schwanz 27 Zoll, Höhe 31, Umfang 25; vorn 5, hinten 4 Klauen, nur 1 Zoll lang und sehr gebogen, Ohren 3½, Kopf 11, Umfang 18, Schnurrbart 3½, weiß, das Haar 1 und sehr lind. Azara I. 1801. 131.

In Brasilien hat er den Namen Onça çuçuaranna und findet sich in allen großen Wäldern, wo er nicht selten von den Bäumen heruntergeschossen wird, auf welche er sogleich vor den Hunden flieht; man fängt ihn jedoch auch in Schlagfallen. Er ist dem jungen Vieh und den Rehen sehr gefährlich; man findet fast in allen Wohnungen Felle von ihm, die zu Pferdedecken gebraucht werden, aber weniger Werth haben, als von der gefleckten und schwarzen Unze. Neger und Indianer essen das Fleisch. Wied, Beyträge II. 1826. 358. Marcgrave 235. Çuçuarana.

Er bewohnt am liebsten den Saum der Wälder, kommt aber ins Freye, um zu jagen, und nimmt bey der Flucht immer die Richtung nach dem Walde. Er hat kein bestimmtes Lager, sondern schläft bald da, bald dort im Gebüsch oder Gras, geht des Nachts mehrere Stunden weit auf Raub, welcher in kleineren Thieren besteht, wie Aguti, Paca, Cuati, Pecari, Schafen, Affen u. dergl. Fehlt er seine Beute, so läßt er deßhalb nicht nach, sondern verfolgt sie in weiten Sprüngen, sogar die Affen, von Baum zu Baum, oft 15—20 Schuh weit. Den Thieren reißt er sogleich den Hals auf, leckt das Blut und frißt dann erst das Fleisch. Den Ueberrest holt er nur, wenn er keinen neuen Raub bekommt: denn Blut geht ihm vor allem Fleisch. Auf

einer Meyerey tödtete einer 18 Schafe, ohne einen Bissen zu fressen. Als er des andern Tages im Walde getödtet wurde, fand man den Magen strotzend von Blut. Hat er sich damit angefüllt, so geht er nicht weit, sondern überläßt sich sogleich dem Schlafe. Eine ähnliche Berauschung von Blut bemerkt man auch bey den Beutelthieren und Mardern, welche manchmal unter den getödteten Hühnern einschlafen. Faules Fleisch rührt er nicht an.

Er dehnt seine Streifereyen weit aus, geht aber nicht leicht über einen Fluß, obgleich er gut schwimmen kann. Einer, der von Hunden an einen starken Bach getrieben wurde, schwamm nicht hinüber, sondern kletterte auf einen Baum und sprang von einem Ast auf einen andern am gegenüberstehenden Ufer. Außer der Paarungszeit lebt er immer allein und läßt nie einen Laut hören. Sie sollen 3 Monate tragen, ins hohe Gras oder in einen hohlen Baum werfen, aber sich nicht viel um die Jungen bekümmern. Wird er von den Hunden plötzlich überfallen, so wehrt er sich wüthend; indessen sticht ihn der Jäger mit einer Lanze todt, und zwar ohne Gefahr, weil er nicht, wie der Jaguar, auf den Menschen losspringt. Rengger 1830. 181.

Das Exemplar, welches Buffon hatte, war nur 3½ Schuh lang, Schwanz 2 Schuh 3 Zoll, Gewicht 54 Pfund.

2. Die gedupften haben zerstreute dunkle Flecken, wie die Luchse.

8) Die Tigerbuschkatze (F. serval, capensis)

wird größer als ein Fuchs, gewöhnlich jedoch nur 2 Schuh lang, Schwanz 8 Zoll, Höhe 15; Pelz lang, röthlichgelb, unten weiß, überall schwarz gefleckt; auf dem Nacken 4 Streifen, Ohren groß, schwarz und weiß gestreift.

Findet sich ziemlich häufig überall am Vorgebirg der guten Hoffnung und im ganzen südlichen Africa bis an den Congo, nicht in Indien.

Sie sind unter allen wilden Katzen die größten, man spricht sogar von welchen, die 3 Schuh lang würden; halten sich meistens im Gebüsch auf und kommen selten auf Berge. Sie wer-

den leicht zahm und betragen sich ganz wie unsere Hauskatzen; halten sich an ihren Pfleger, folgen demselben, lassen sich gern streicheln und streichen selbst an den Kleidern her, schnurren auch und fressen rohes Fleisch. Im wilden Zustand sollen sie aber viele Hasen, Springhasen, junge Gemsen, Lämmer und Geflügel rauben. Kolbe 1719. 154. R. Forster, Philos. Transact. 71. 1781. I. tab. 1. Sparrmann, Reise 146 u. 534. Labat, Ethiopie I. 177. Pennant, Quadrup. I. 1793. 291. Müller, Cimelia phys. tab. 39. Perrault, Mém. acad. III. 1. 108. tab. 13. 14. Chat-Pard. Buffon XIII. 233. Taf. 35. Serval. Schreber III. 405. T. 108. F. Cuvier, M. 1818.

9) Der Jagdleopard (F. jubata, guttata)

gleicht ziemlich dem Leoparden, ist aber schlanker und höher, hat stumpfe, nicht einziehbare Krallen und eine Art Mähne auf dem Hals; der fahle Pelz voll schwarzer Tupfen, auf den Backen ein solcher Strich, der lange Schwanz am Ende geringelt. Länge über 3 Schuh, Schwanz 1½, Mähne 3 Zoll.

Diese Thiere finden sich vorzüglich in Arabien und Indien, wo sie Chittah heißen. Sie sehen aus wie ein großer Windhund; der Leib gestreckt mit sehr langen Beinen, wodurch ihnen die Jagd außerordentlich erleichtert wird. Sie werden daher in Ostindien allgemein gezähmt und völlig wie Hunde zur Jagd gebraucht, vorzüglich der schnelleren Thiere, wie der Gazellen und Schakale. Der Schach von Persien läßt sie aus Arabien kommen, und hält dieselben mit einer Menge Hunde in einem eigenen Haus. Sie heißen Ogious, sind so zahm, daß sie keinem Menschen ein Leid zufügen. Der Jäger setzt einen hinter sich auf das Pferd und hält ihn an einer Kette um den Hals und einer Kappe über den Augen. Erblickt man eine Gazelle, so nimmt man ihm beide ab und zeigt ihm dieselbe. Er springt herunter, kriecht ganz langsam auf dem Bauche hin, sich so viel als möglich hinter dem Gebüsche verbergend, und nachdem er nur noch etwa 60 Schritt entfernt ist, fängt er an so schnell zu springen, daß er dieselbe mit 3—4 Sätzen erreicht. Mißlingt ihm der Sprung, so geht er nicht weiter und schämt sich dergestalt, daß man ihn diesen Tag aber kaum wieder zum Jagen

bringen kann. Um ihn aber zu trösten und ihm wieder Muth zu machen, sprechen die Jäger ganz laut zu einander: er habe die Gazelle nicht gesehen, sonst würde ihm der Fang nicht gefehlt haben. Sie glauben, daß das Thier dieses Compliment sehr wohl verstehe. Thevenot, Reisen 1693. 4. II. 2. Cap. 11. 144.

Die Pelze kommen nach Europa und heißen bey den Kürschnern Guepard. Sie sehen ziemlich aus wie die der Luchse, es fehlen aber die Ohrpinsel, und die Zeichnung gleicht der des Leoparden; Färbung sehr blaß fahl, voll schwarzer Dupfen, aber näher beysammen und kleiner, höchstens 3—4 Linien breit; das Haar länger auf dem Halse und Widerrist, 4—5 Zoll, am Bauche 3—4, der Leib gegen 3½ Schuh lang, der Schwanz kürzer. Höhe 2. Buffon hat geglaubt, es sey Kolbes Tigerwolf, welcher aber die gefleckte Hyäne ist. Buffon XIII. 249. Suppl. III. 218. tab. 38. Jaguar. Schreber III. 393. T. 105 u. 105. B., F. guttata. Reißeißen, Isis 1826. 716. Pennant, Quadrup. 1793. I. 284. tab. 56.

Barrow ist der erste, welcher dieses Thier in der Nähe des Seekuhflusses am Vorgebirg der guten Hoffnung erwähnt. Die Pächter nennen es Leopard, und unterscheiden es von den sogenannten Berg- und Ebenen-Tigern, welches Panther sind. Es sey nicht so lang als die letzteren, aber dicker, höher und viel stärker; die Farbe aschgrau mit kleinen schwarzen Flecken; der Hals und die Schläfen mit langen krausen Haaren bedeckt, fast wie beym Löwen; der Schwanz 2 Schuh lang, die erste Hälfte gesprenkelt, die letzte geringelt; vom Auge bis zum Mundwinkel ein schwarzer Strich. Sie bekamen davon ein Junges, welches sogleich zahm wurde und spielte wie eine Katze. Reisen 1801. 327.

Auch Thunberg sagt, daß dieses Thier sich am Vorgebirg der guten Hoffnung finde; es sey aber so selten, daß es die Innwohner fast nicht kennten. Er verwechselt es nicht mit dem Tigerwolf, denn er führt diesen außerdem auf. Mém. de Petersb. III. 1811.

Lichtenstein bekam vom König im Lande der Beetjuanen, welcher einen großen Vorrath von Pantherhäuten hatte, einen

Balg von dieser erwähnten Gattung zum Geschenk, und bemerkt dabey, sie sey in der Nähe der Capstadt sehr selten. Reise II. 1812. 512.

Vor einigen Jahren kam einer vom Senegal nach Paris. Er war 3 Schuh 2 Zoll lang, Schwanz 2 Schuh, Höhe 2 Schuh 1 Zoll, während der 3 Schuh lange Cuguar nur 20 Zoll hoch ist; das Sehloch rund, die Klauen wie beym Hund, lassen sich nicht zurückziehen und nutzen sich daher beym Gehen ab. Er spielte ganz wie die Katzen, schlug mit den Tatzen und zog das Fleisch mit denselben zu sich; er kannte seinen Wärter, ließ sich gern schmeicheln und schnurrte wie die Katzen; spielte gern mit Hunden und Kindern, lief frey in einer Umzäunung umher und maute, wenn er etwas haben wollte oder wenn es ihn fror. F. Cuvier, Mamm. 1823. Temminck, Monogr. IV. 89.

Man hat geglaubt, dieses Thier könne ein besonderes Geschlecht bilden; allein Owen hat gezeigt, daß es in allen anatomischen Theilen mit den eigentlichen Katzen übereinstimme.

3. Die geringelten haben Dupfen so gestellt, daß sie Rosen oder Aepfel bilden.

10) Die Tigerkatze (F. pardalis), Ocelot,

ist ziemlich so groß als der Luchs, aber nicht so hoch, 4 Schuh lang, Schwanz 14 Zoll; weißlichgelb mit großen, länglichen, gelbrothen und schwarzgesäumten Flecken in Längsbändern auf den Seiten. Von der Nase bis zu den Ohren ein schwarzer Strich und dazwischen solche Flecken und noch einige Striche an Unterkiefer und Hals. Buffon XIII. 1765. 239. T. 35. 36. Ocelot. Schreber III. 390. T. 103.

Findet sich im ganzen heißen America diesseits der Anden, und ist in ihren Zeichnungen eine der schönsten Katzenarten, gleichsam ein kleiner americanischer Panther mit längsgezogenen Aepfeln. Sie hält sich in den mehr entfernteren Wäldern von Surinam auf, in Brasilien und Paraguay, wo sie Chibi-guazu heißt und Mbaracaya (beides große Katzen), und selbst um die Ortschaften so gemein ist, daß ein einzelner Jäger des Jahrs ein Dutzend bekommen kann, obschon sie sich untertags im dicksten Gebüsch versteckt, wo sie die Hunde nicht erreichen. Des Nachts

geht sie auf die Jagd, und wenn es recht finster und stürmisch ist, daß sie von den Hunden nicht bemerkt wird, schleicht sie sich selbst in die Höfe. Bey mondhellen Nächten bleibt sie fort und spürt den Jäger, ehe dieser ihre Annäherung bemerkt. Sie fliehet vor ihm eiligst, wie vor den Hunden. Sie klettert sehr gut auf Bäume, um die Hühner fortzuschleppen, und kommt bisweilen in einer Nacht sechsmal. Sie ist so gierig, daß sie sich mehreremal fangen läßt.

Jemand machte einen großen Käfig mit einer Fallthür, führte denselben auf 2 Rädern in den Wald und setzte einen weißen Hahn hinein in eine besondere Abtheilung. Auf diese Weise wurden viele gefangen, und einige, welche später entwischten, zum zweyten- und drittenmal. Man hatte sie an den Ohren gezeichnet. Die eingesperrten ließen ihren Unrath immer ins Wasser, selbst wenn man es ihnen in eine Tonne that. Sie schliefen den ganzen Tag zusammengerollt. Wenn man ihnen Stroh vor den Käfig legte, so zogen sie es mit den Pfoten hinein, bissen es zu Häckſel und legten sich darauf. Des Nachts liefen sie herum, wurden bös, wenn eine andere in die Nähe kam, zankten sich aber nicht, sondern gaben sich höchstens einige Tatzen. Sie fraßen täglich 3 Pfund Fleisch. Sie fraßen auch Schlangen, Frösche und Kröten, mußten sich aber dann erbrechen. Katzen und Hunde packten sie am Genick; waren die letztern aber größer, so thaten sie ihnen nichts: denn sie halfen einander nicht im Streit. Sie tödten nicht aus Lust; eine hatte einen Hahn 3 Tage bey sich, ehe sie ihn fraß. Ließ man sie in einen Hof, so versteckten sie sich in einen Winkel, um zu schlafen; wurden sie von Knaben gestört, so liefen sie nach dem Käfig. Sie betragen sich in jeder Hinsicht wie die Katzen, und werden so zahm, daß man sie frey kann laufen lassen, aber dann fressen sie die Hühner. Ihre Augen leuchten bey der Nacht. Ihr Gewicht ist 35 Pfund. Azara I. 152.

In Brasilien heißt sie kleine Unze, und findet sich in allen großen Wäldern, besonders in der Nachbarschaft der Flüsse, wo sie weit umher streift, um Aguti, Paca und Capybara aufzusuchen, ja selbst Rehe anzugreifen; vor Hunden flieht sie auf die

Bäume. Die Neger essen das Fleisch. Da die schönen Felle zu Satteldecken zu klein sind, so macht man daraus Regenkappen für die Gewehrschlösser. Wied II. 361. Rengger 1830. 191.

Man unterscheidet davon ohne Noth eine andere unter dem Namen Chati (F. mitis), weil ihre länglichen Flecken nicht bandartig zusammenhängen. F. Cuvier, M. 1820. Buffon, Suppl. tab. 39. Jaguar. Schreber III. Taf. 102. F. onca. Temminck, Monogr. IV. 149.

Noch eine wird unterschieden, weil sie kleiner ist, und zwar die kleinste in Brasilien, wo sie Maracaia (F. tigrina) heißt, mit mehr vollen Flecken. Temminck, Monogr. IV. 152. Marcgrave 233. Maracaia. Buffon XIII. 248. T. 37. Margay. Schreber III. T. 106.

Ferner die langschwänzige (F. macroura, wiedii), wegen des längern Schwanzes. Wied, Beytr. II. 371. Abb. I. 1822. Temminck, Monogr. IV. 147. Rengger 262.

Auf Java gibt es eine, welche kaum größer ist, als unsere Hauskatze (F. javanensis); ist die kleinste unter den gedüpfelten Katzen. Horsfield, Zool. Res. I. Fig.; F. sumatrana II. Fig. (Isis 1822. 333. Taf. 3. 1824. 262.) Temminck, Monogr. IV. 130.

11) Der Leopard (F. leopardus)

ist etwas kleiner als der Panther, hat aber einen längeren Schwanz, so lang als der ganze Leib; Färbung fahlgelb, voll von schwarzen Dupfen, wovon 3—6 an den Seiten in einen ununterbrochenen Kreis zusammentreten, ohne Mitteldupfen, und ungefähr 10 Längsreihen von Rosen bilden; unten weiß mit einfachen Dupfen, wovon etwa 8 eine Art Halsband bilden; nirgends Streifen, außer einem breiten unten am Ohr.

Findet sich in ganz Africa, Arabien und Indien. Es werden jetzt viele in Europa herumgeführt, meistens aus Ostindien; sehr zahm, munter und possierlich, wie Katzen; gewöhnlich gegen 3 Schuh lang, Schwanz eben so viel, Höhe 1½.

Prosper Alpinus unterscheidet in Aethiopien Parder und Panther; jener ist fast so groß wie der Löwe, hat aber keine Mähne und ein Gesicht wie eine Katze, schläft und niest

wie dieselbe, unterscheidet sich aber durch eine weißliche Farbe, welche ganz voll von schwarzen Ringeln ist mit einem gelbrothen Feld. Er hat nicht so viel Muth, wie der Löwe, und sucht seine Beute bloß durch List zu bekommen. In Alexandrien hat er 2 gesehen, so groß wie Löwen, bey einem Kaufmann, der damit Handel trieb, und manchmal für einen 500 Kronen löste. Sie waren so zahm, daß sie mit ihm schliefen auf seidenen Polstern, welche sie ihm ganz zerrissen; sie schnarchten wie Katzen und fraßen nichts als Fleisch. Er gieng oft mit ihnen auf die Gazellenjagd, und Prosper hat selbst ihren Kampf bewundert, besonders wie die Gazellen sich mit ihren Hörnern wehrten, aber endlich wegen Ermüdung unterlagen. Vom Panther sind sie nicht sehr verschieden, dieser ist aber größer, wilder und muthiger, und kämpft selbst mit dem Löwen. Rer. aegypt. 1735. 237.

Am Vorgebirg der guten Hoffnung lebt er untermischt mit dem Panther,* welcher hier Tiger heißt. Der Leopard ist viel kleiner als dieser Tiger, und seine Ringflecken sind nicht ganz geschlossen, sondern haben die Form eines Hufeisens, während die des sogenannten Tigers ganz geschlossen und rund sind, und ihr inneres Feld mit gelblichen Haaren angefüllt. Uebrigens kommen beide Thiere in ihren Eigenschaften überein, und keines gibt dem andern in List, Blutdurst und Grausamkeit etwas nach. Es lassen sich davon viele Exempel beybringen. Im Jahr 1708 sind zween Leoparden in einen Schafstall, unweit der Capstadt, gekommen, welche in kurzer Zeit 80—100 Stück erwürgt und von derselben Blut sich gesättigt haben. Nach verrichteter Mordthat haben sie ihren 3 Jungen, welche draußen vor dem Schafstall standen, von der Beute zugeschleppt, und jedes mit einem todten Stück fortgeschickt; sie selbst aber haben jedes eines genommen und sind damit durch den Garten gewandert. Da ein Preis auf ihren Kopf gesetzt ist, so haben die Sclaven Stellrohre gelegt, wodurch sich nach und nach alle diese Leoparden erschossen haben, mit Ausnahme des Männchens. Das Fleisch der Leoparden und Tiger ist überaus weich und lecker, weiß und gesund, so daß ich es lieber gegessen habe, als das beste Kalb-

oder Hühnerfleisch. Todte Thiere rühren sie nicht an, und noch weniger stinkendes Luder. Kolbe, Vorgebirg. 1719. Fol. 156.

In Ostindien sind sie sehr häufig, sowohl auf Java als in Bengalen u.s.w. In Deccan heißen sie Beebeea Baugh in der Sprache der Mahratten. Vom Jahr 1825—1829 wurden daselbst nicht weniger als 472 getödtet. Sie sind kleiner aber dicker als die Panther, dunkler gefärbt und die Rosenflecken stehen viel dichter beysammen. Sykes, Zool. Proceed. 1830. 102. F. pardus T.

Nach Hodgson finden sie sich häufiger in den nördlicheren Gegenden von Nepal, werden aber weniger gefürchtet als der Bär. Zool. Proceed. 1834. 97. Buffon IX. 168. 190. T. 14. Schreber III. 387. T. 101.

12) Der Panther (F. pardus)

ist größer als der Leopard und hat einen kürzeren Schwanz, nicht länger als der Rumpf (ohne den Kopf), ebenfalls voll schwarzer Dupfen, wovon an den Seiten 5—6 in einen Ring zusammentreten, aber wegen ihrer Größe nur 6—7 Längsreihen bilden; in jedem Ring meist einige schwarze Düpfel.

Diese Gattung findet sich in ganz Africa, in Arabien und Indien, geht aber viel nördlicher und kommt noch in Persien vor, im Caucasus, südlichen Altai und im nördlichen China.

Gegenwärtig sieht man hin und wieder bey den Thierführern lebendige Panther, jedoch ungleich weniger als Leoparden. Sie kommen fast alle aus dem nördlichen Africa, vorzüglich von Algier. In der Regel sind sie größer als die Leoparden, meistens gegen 3 Schuh lang, der Schwanz 2½, es gibt aber viel größere; Gewicht 1 Centner.

Nicht leicht hat über die genaue Bestimmung verwandter Thiere so viele Verwirrung geherrscht, als über die großen Katzen mit Ringflecken; und selbst in der neuern Zeit ist man noch nicht ganz damit im Reinen. Zwar ist man darinn einverstanden, daß die Leoparden die kleineren sind und die meisten Fleckenreihen haben, aber Cuvier setzt sie bloß nach Africa, während man gegenwärtig die meisten aus Ostindien bekommt. Der Jaguar in America ist der größte, selbst so groß als ein

Tiger und hat die wenigsten Fleckenreihen, etwa 4 auf jeder Seite, mit einem Dupfen in der Mitte. Der ächte Panther steht sowohl nach der Leibesgröße als nach der Zahl der Fleckenreihen, 6—7 jederseits, zwischen beiden. Man streitet sich aber darüber, ob innerhalb der Ringe noch schwarze Düpfel sind oder nicht, und manche halten alle Bälge mit Düpfeln für den Jaguar, was aber nach neueren Beobachtungen nicht richtig ist.

Die Griechen reden nur von einer Gattung, welche sie **Pardalis** nennen, und worunter sie wahrscheinlich den ächten Panther verstehen. Aristoteles spricht übrigens wenig davon: er sey, wie der Wolf, nie zahm, sondern immer wild (I. Cap. 1. §. 12.). Manche Thiere haben gespaltene Füße, wie das Schaf; andere viele Zehen, wie der Löwe, Pardel (II. 2. 8.). Der Pardel hat 4, der Löwe 2 Zitzen am Bauche. Manche Thiere haben sägenartige Zähne, wie der Löwe, Pardel und Hund, nehmlich solche, welche in einander greifen (II. 3. 9.). Das Chamäleon ändere seine Farbe und werde manchmal mit Schwarz geschäckt, wie der Parder (II. Cap. 7. §. 3.). In Europa gibt es in demjenigen Theile, welcher zwischen dem Achelous und dem Nessus liegt, mehr Löwen als in Asien: dagegen Pardel nur in Asien, keine in Europa. In der Regel haben die Weibchen weniger Muth, mit Ausnahme des Bären und Pardels; hier scheinen sie stärker zu seyn. Viele Thiere wissen sich selbst zu heilen. Die Pardel suchen, wenn sie sich mit dem Kraute **Pardalianches** vergiftet haben, Menschenkoth: denn er hilft ihnen. Es tödtet auch die Löwen. Daher hängen die Jäger Menschenkoth an einen Baum, damit das Thier nicht weit weg gehe. Springt es darnach in die Höhe, so geht es zu Grunde. Die Pardel soll es auch wissen, daß anderes Wild diesen Geruch liebt; sie verstecke sich daher, und wenn Hirsche kommen, so ergreife sie dieselben (IX. Cap. 7. §. 2.). Das ist alles, was Aristoteles davon sagt. An einer andern Stelle kommt das Wort Panther (**Panther**) vor: der Panther bringt blinde Junge hervor, wie der Wolf, aber nie mehr als 4 (VI. 29. 3. **Ed.**

Schneid.). — Man hält nicht ohne Grund dafür, daß die Alten unter dem Wort Panther das Zibeththier gemeynt haben.

Plinius weiß schon mehr davon: die Parder (Pardus), Panther (Panthera), Löwen u. dergl. können die Klauen in eine Scheide ziehen, damit sie nicht brechen und stumpf werden; sie strecken sie nur hervor, wenn sie etwas ergreifen wollen. Der Löwe riecht es, wenn ein Parder mit einer Löwinn zu thun hatte, und rächt sich (VIII. Cap. 15.). — Plinius unterscheidet also Parder von Panther, ohne Zweifel, weil er unter dem letztern ebenfalls das Zibeththier versteht, welches auch zurückziehbare Klauen hat. — Die Panther und Tiger sind fast die einzigen Thiere mit Flecken. Die Panther haben auf weißem Grund kurze Augenflecken. Sie sollen durch ihren Geruch alle vierfüßigen Thiere anlocken, aber durch ihren garstigen Kopf abschrecken. Daher verstecken sie denselben, um die durch den Wohlgeruch herangezogenen Thiere zu fangen. (Hier kann nicht wohl etwas anderes gemeynt seyn, als das Zibeththier oder etwa die Hyäne, von welcher er aber anderswo unter diesem Namen spricht). Diejenigen, welche mond- oder ringförmige Flecken haben, nennt man jetzt Variae und ihre Männchen Parder; sie sind am häufigsten in Africa und Syrien. Manche unterscheiden von ihnen die Panther bloß durch die weiße Farbe, und ich habe auch noch keinen andern Unterschied gefunden. Durch einen alten Senatsbeschluß war es verboten, die sogenannten africanischen Thiere (Africanas) nach Italien zu bringen. Dagegen hat der Tribun Aufidius einen Antrag ans Volk gebracht und die Erlaubniß ausgewirkt, daß sie zu den circensischen Spielen kommen dürfen (670. n. Erb. Roms). Aber Scaurus war der erste, welcher unter seiner Aedilitätswürde (696.) 150 geschäckte Thiere (Varias) geschickt hat; nachher Pompejus 410, Augustus 420 (VIII. Cap. 17.). Unter Pompejus wurde zu Rom ein Luchs aus Gallien gezeigt von der Gestalt des Wolfes, aber mit den Flecken des Parders (VIII. Cap. 19.). In Africa sitzen die Parder auf dichten Bäumen unter den Zweigen versteckt, und springen auf die vorübergehenden Thiere herunter (X. Cap. 73.). Die Löwen, Parder und

alle anderen dieses Geschlechts, auch die Katzen, haben rauhe Zungen, wie eine Feile, und lecken damit die Haut des Menschen ab; daher werden auch die gezähmten wüthend, wenn sie auf das Blut gekommen sind (XI. Cap. 37. S. 623.). Indessen kommt eine Stelle vor, wo der Name Panthera den Parder oder die Hyäne bedeuten muß. Als der Bildhauer Pasiteles auf einem Schiff, wo africanische Thiere waren, einen Löwen abbildete, brach eine Panthera aus einem andern Käfig, zu nicht geringer Gefahr des fleißigen Künstlers (XXVI. Cap. 4. S. 731. Ed. Harduini.).

Oppian unterscheidet 2 Arten von gefährlichen Pardalis, größere und derbere und kleinere, welche aber jenen an Stärke nichts nachgeben. In der Gestalt und der geschäckten Färbung sind sie einander gleich, aber die kleineren haben einen längeren Schwanz als die größeren. (Jenes wären also unsere Leoparden.) Das prächtige Fell ist braun, voll von schwärzlichen Augenflecken. Sie laufen sehr schnell und greifen alles tapfer an. Nach den Dichtern seyen sie die Amme des Bacchus gewesen, und deßhalb liebten sie auch den Wein. De Venatione III. 63.

Den Namen Leopard hat zuerst der Geschichtschreiber Julius Capitolinus am Ende des 3. Jahrhunderts gebraucht, weil man glaubte, es wäre ein Bastard von Panther und Löwe. In der spätern Zeit hat man diese Thiere immer mit einander verwechselt.

Auch haben die Reisenden allmählich ein ähnliches Thier mit weißerer Grundfarbe Leuncia, endlich Uncia genannt, wahrscheinlich von Leontius (kleiner Löwe), welches in Africa leben soll. In der neuern Zeit hält man es allgemein für einen gewöhnlichen Panther.

Leo Africanus, ein Araber, welcher bey der Eroberung von Granada durch Ferdinand, aus Spanien in die Barbarey flüchtete, und unter Pabst Leo X. eine Beschreibung von Africa herausgegeben hat, spricht bloß von Leoparden in den Wäldern der Barbarey, welche aber, ungeachtet ihrer Stärke und Grausamkeit, dem Menschen doch nicht schadeten, außer wenn sie ihm auf einem engen Pfade nicht ausweichen könnten, in welchem

Katte sie ihm ein Stück Fleisch aus dem Gesicht rissen und ihm meistens das Hirn zerquetschten; sie griffen auch die Heerden nicht an, wären aber die größten Feinde der Hunde und fräßen sie auf. Die Bewohner der Provinz Constantine stellten Jagden zu Pferde gegen sie an und verschlößen ihnen die Ausgänge. Wenn der Leopard da- und dorthin fliehe, und nicht mehr wisse wo hinaus, so laufe er im Kreise herum und werde leicht erstochen. Lasse ein Reiter ihn durch, so müsse er den andern Jägern das Gastmahl bezahlen. **Descript. Africae. 1559. S. 502.**

Der Reisende Shaw sagt, der Löwe und der Panther nehmen in der Barbarey den ersten Rang unter den reißenden Thieren ein; der Tiger fehlt; beide werfen 3—5 Junge, woron aber die meisten am Zahnen sterben, daher sich die Thiere so vermindern sollen. Ein anderes Thier heißt **Faadh.** Es ist gefleckt wie der Leopard (Panther), hat aber ein dunkleres, gröberes Fell und ist nicht so wild; sey ein Bastard von dem Löwen und einer Leopardinn; fresse meistens Aas, bisweilen auch Wurzeln und Kräuter, wie der **Deeb** (Schackal) und der **Dubbah** (Hyäne), und greife nur in der äußersten Noth Schafe und Ziegen an. Es gibt noch 2 wie der Leopard gefleckte Thiere in diesem Lande, aber die Flecken sind dunkler und das Haar länger und linder. Das erste ist eine Art Katze, 1/3 kleiner als der Leopard, und kann für eine Art Luchs oder vielmehr für den kleinen Panther des Oppian angesehen werden; das andere ist ein Zibeththier. **Voyages 1743. I. 315.**

Zu den Zeiten des Prosper Alpinus nannte man die größere Gattung Panther, die kleinere Parder, und hielt jene für das Weibchen von dem letztern, welches viel muthiger sey und sich vor keinem Kampf mit dem Löwen scheue. Zu Cairo habe eine Frau 5 junge Panther von einem Araber für 30 türkische Goldgülden gekauft, und so wie Katzen von ihrem Tische ernährt. Sie waren sehr schön, weiß, voll kleiner runder Flecken, schliefen fast beständig, schnarchten und waren ganz zahm. **Rer. aegyptiar. 1735. 237.**

Nicht bloß in Asien, sondern auch am Vorgebirg der guten

Hoffnung gibt es Panther und Leoparden, welch letztere daselbst Tiger heißen, viel größer sind als jene, ganz runde und zugezogene dunkelbraune Flecken haben, innwendig mit gelblichen Haaren ausgefüllt.

Von ihrer Grausamkeit gibt es viele Beyspiele. Einmal wurde der Bürgermeister von der Capstadt, als er über Land gieng, unversehens von einem Tiger besprungen, der ihm die Klauen auf den Kopf schlug, mit dem Maul nach dem Halse fuhr, um ihm das Blut auszusaugen. Er wehrte sich aber tapfer, rang mit ihm, daß beide zu Boden fielen. Fast ganz ermattet strengte er seine letzten Kräfte an, drückte dem grimmigen Thier den Kopf auf den Boden, zog sein Schnappmesser heraus und schnitt ihm den Hals ab. Er selbst hatte mit seinen vielen Wunden noch lange zu thun. Das Fleisch ist schmackhaft. Wenn die Pferde solch ein Thier riechen, so werden sie wie rasend, springen über Stumpf und Stiel, Gräben und Felsen, und lassen sich nicht mehr regieren. Kolbe, Vorgebirg. 156.

Als Lichtenstein am Vorgebirg der guten Hoffnung reiste, fieng man einen Panther in einer großen Falle in einer Bergschlucht. Man suchte ihm vorsichtig von oben her Schlingen um die Füße zu legen, endlich eine um den Kopf und schaffte ihn auf den Hof, wo er mit einer Kette an einen Pfahl gebunden, übrigens freygelassen wurde. Er riß sich aber bald los, stürzte auf die Menschen und hätte großes Unglück angerichtet, wenn nicht gerade mehrere Hunde da gewesen wären, die ihn packten und nach 1/4 Stunde todt bissen, wobey aber auch 2 Hunde zu Grunde giengen. Das Fell kostete daselbst 10 Thaler. Er unterscheidet sich von dem nordafricanischen ächten Panther durch einen schlankeren Bau und kürzere Füße. Reisen II. 1812. 571.

Im Arabischen heißt der Panther Nemer. Er hält sich in den Bergen um Aleppo auf, ist aber in denen von Syrien gemeiner und greift bisweilen des Nachts Reisende an. Er ist daselbst gegen 4 Schuh lang. Russell, Aleppo. 1798. II. 69.

Auch Sparrmann hat die sogenannten Tiger angetroffen, und zwar in der Nähe von Hinterbruyntjeshöhe, wo er einen

Hund, der im grossen Fischflusse soff, tödtete, aber liegen liess, wahrscheinlich um ihn später zu holen. Man liess sogleich ein Rudel Hunde in den Wald, welche ihn herausjagten, worauf er geschossen wurde. Die Kugel gieng ihm durch den ganzen Leib, hinten hinein und zum Maul wieder heraus. Er glich dem von Buffon abgebildeten Panther, war 2 Schuh hoch und viel länger als ein Hund von gleicher Höhe. Man fand auf ihm eine kleine Lausfliege; eine andere grössere Art soll sich auf dem Löwen finden. Zu Ganzekraal sah er bey einem einzigen Bauer 15 Felle dieser Tiger, welche binnen 3 Jahren von den gewöhnlichen Hofhunden getödtet worden waren. In der Capstadt hat er auch einige Felle der sogenannten Unze gesehen, welche daselbst Leopard heisst. Sie ist seltener als der Tiger, nicht so dreist und muthig, dagegen falscher und heimtückischer, übrigens eben so gross, aber nicht so schön; das Fell zottiger, nicht so fleckig und glänzend, sie hält sich am liebsten in Gebirgen auf. Beide Arten lassen sich leicht fangen und zu Tode hetzen, wenn sie auf einmal mit 6—8 gewöhnlichen Hunden zu thun bekommen. Reise 1784. 536.

In der Saldanha-Bay jagte Levaillant eine Gazelle. Plötzlich blieb der Hund vor einem Gebüsche stehen und bellte unaufhörlich. Er glaubte, das Thier habe sich darinn versteckt, und wollte es heraus treiben. Als er hineingieng, starrte ihn ein Panther so fürchterlich an, daß er vor Schrecken zurückprallte und sich langsam davon machte, während der Hund das Thier beschäftigte, welches glücklicherweise das Gebüsch nicht verliess. Kurz nachher wurde er von einem Pächter angegangen, ihm einen Tiger jagen zu helfen, welcher seit einiger Zeit alle Nacht ein Stück Vieh aus seiner Heerde holte, eine Gelegenheit, die er gern benutzte, um sich an dem Schrecken zu rächen, den ein anderer ihm eingejagt hatte. Den andern Morgen giengen ihrer 18 auf die Jagd mit eben so viel Hunden. Sie erfuhren, daß er in der Nacht wieder ein Schaf fortgeschleppt habe. Die Gegend war offen und hatte nur hin und wieder einige Hecken. Nach 1 Stunde Suchens fanden sie das halbverzehrte Schaf. Bald darnach liefen die Hunde plötzlich auf einen grossen Busch,

vor dem sie aus allen Kräften bellten und heulten. Man postierte sich auf 50 Schritt um den Busch herum, aber es wagte sich weder ein Hund hinein, noch der Panther heraus, der übrigens fürchterlich brüllte. Bey der geringsten Bewegung, welche er machte, prallten die Hunde zurück und gaben Fersengeld so viel sie konnten. Man schoß auf gerathewohl in den Busch, worauf das Thier plötzlich heraussprang nach einem andern Busch, die Hunde hinter her. Alles nahm Reißaus, mit Ausnahme von Levaillant und seinem Hottentotten, welche ihm 3 Schüsse zuschickten, wodurch er Blut verlor. Nun schoß man wieder eine Stunde lang vergebens in den Busch; endlich setzte sich Levaillant aufs Pferd und ritt hinter den Busch, den Hunden gegenüber, weil er hoffte, daß er, von denselben beschäftigt, ihn nicht sehen würde. Er gab ihm einen Schuß, worauf er sich nicht mehr rührte und die Freude allgemein wurde. Es war ein Männchen, mit dem Schwanz 7 Schuh 2 Zoll lang, im Umfang 2 Schuh 10 Zoll und ganz so wie ihn Buffon beschrieben.

In der Colonie fürchtet man den Panther viel mehr als den Löwen. Der letztere kündigt sich durch sein fürchterliches Gebrüll an; jener aber schleicht still herbey und springt auf den Raub, ehe man seine Nähe ahnet. Es gibt aber noch eine andere Art solcher gefleckter Thiere, welche die Holländer Luypard nennen (F. jubata); noch eine kleinere, die Tiger-Boschkatze. Voyage. 1790. 8. I. 32. 54.

In Deccan in Indien heißt er Chita (Cheeta), wie der Jagdpanther. Er ist schlanker, länger und schlechter gebaut als der Leopard, hat eine hellere Grundfarbe, nicht so gedrängte Rosen und ist viel seltener. Sykes in Zool. Proceed. 1830. 102.; F. leopardus Tmk. Hodgson führt ihn auch in Nepal auf. Zool. Proceed. 1834. 97.; F. pardus L. Bennett, Zool. gardens I. 1830. 87. F. leopardus T.

Im Süden des Caucasus, besonders in Armenien um den Ararat, ja selbst in den Wäldern des höchsten Grathes des Caucasus kommen auch noch Panther (Buffon IX. Taf. 11. 12. Panthère) vor, häufiger jedoch in Persien und am Aralsee; weiter

nach Asien scheint er sich nicht zu verbreiten und seinen eigentlichen Sitz in Africa zu haben. Zu Kislar kostete der Pelz 10 bis 12 Rubel, kommt in Georgien auf 20. Es gibt 4 Schuh lange, der Schwanz 2½; auch 5½ Schuh lange mit einem Schwanz 3 Schuh 3 Zoll lang. Der Leib ist oben röthlichgelb mit Ringflecken und einem Dupfen in der Mitte.

Aus dem mittleren Asien kommt auch bisweilen die Unze (Buffon IX. T. 13. Once) nach dem südlichen Sibirien und an den Altai, häufiger an die Quellen des Jenisey und den Baikal. Zwischen dem Uth und Amur soll sie sogar häufig seyn, und von den Jakuten, welche vom Lena aus dahin reisen, sehr gefürchtet werden. Sie werde bisweilen auch am Lena, unweit der Stadt Balagansk, 200 Werst von seiner Mündung getödtet. Sie klettert auf Bäume wie der Luchs, und springt auf Thiere, besonders Elenne herunter, selten auf Menschen, außer wenn sie schlafen. Die sibirischen und bucharischen Felle sind weiß mit unordentlichen leeren Ringflecken, ziemlich lang und zottig, wie es für solche kältere Gegenden paßt. Sie sind etwas kleiner als die Panther und dünner, jedoch etwas größer als sie Daubenton angibt (4 Schuh, Schwanz 3), und haben einen sehr langen Schwanz, 4½ Spanne. Pallas, Zoogr. I. 1811. 17.

In Ostindien, namentlich in Bengalen, auf Java und Sumatra gibt es ganz schwarze Panther mit noch dunkleren Flecken (F. fusca, melas). Nach Reinwardt und Kuhl findet man manchmal schwarze und geschäckte Junge in einem Neste. De la Métherie, Journal de Physique. 1788. XXXIII. 45. t. 2. (Meyers Zool. Annalen I. 1793. 394.) Pennant, Quadrup. Edit. 3. 1793. I. 283. tab. 55. Black Leopard. Cuvier, Annal. du Mus. XIV. 1809. 152. Fr. Cuvier, Mamm. 1825. Mélas. Temminck, Monogr. IV. 97. Raffles, Linn. Transact. XIII. 1821. 250.; Rimau Kumbang.

Der erste, welcher eine große gefleckte Katze unter dem Namen Uncia beschreibt, ist der Engländer Cajus. Er nennt sie ein sehr grausames Thier, so groß wie ein Dorfhund, mit Gesicht und Ohren wie der Löwe; Leib, Schwanz und Klauen wie die Katze; Färbung oben blaß ochergelb, unten grau, überall

mit schwarzen Flecken bestreut; das Ohr auswendig schwarz, mit Ausnahme eines gelben Fleckens in der Mitte. Die Flecken an den Seiten sind gleichsam aus 4 kleineren zusammengesetzt und alle stehen ohne Ordnung, ausgenommen auf dem Kopf, wo 5 Reihen hinter einander liegen. Das Weibchen ist grausamer und kleiner. Beide Geschlechter kamen zu Schiff in unser Land; ihre Heimath ist übrigens Libyen; sie paarten sich im Juny. Sie sind so wild, daß sie der Wärter mit einem Stock auf den Kopf halbtodt schlagen mußte, wenn er sie an einen andern Ort bringen wollte. Daß sie länger seyen als ein Hund, kommt mir nicht so vor; bey uns gibt es Dorfhunde, welche eben so lang sind; doch sind sie größer und länger als der Schäferhund, aber niederer als der Dorfhund. Gesner, Hist. quadrup. 825.

Die Mitglieder der französischen Academie beschrieben und zerlegten schon vor mehr als 150 Jahren einen männlichen und 3 weibliche Panther unter dem Namen Tiger. Sie waren einander gleich, 4 Schuh lang, der Schwanz 2½, Vorderfüße 1½, hintere 2. Wegen der Schönheit des Felles haben die Alten dieses Thier für das schönste unter den vierfüßigen gehalten, wie den Pfau unter den geflügelten.

Das Haar ist kurz und lind, weiß an Kehle, Bauch und Unterseite des Schwanzes; das Uebrige isabellenfarbig und überall mit schwarzen Flecken bestreut; auf den Seiten, Schenkeln und dem Schwanze vereinigen sich 4—5 dieser Flecken zu einer Art Rose, mit einem braunrothen Dupfen in der Mitte, höher gefärbt als der isabellfarbige Grund, wie es auch Faber Lynceus von dem americanischen Tiger angibt in dem Werke von Hernandez (Cap. X. 498. 512.). Auf Kopf, Hals, Rücken, Schultern und Lenden sind die Flecken einfach und getrennt; eben so auf allen weißen Theilen; oben und unten am Mundwinkel ein schwarzer Flecken; Schnurrbärte 6 Zoll lang, halb schwarz und halb weiß an der Schnauze, den Augenbrauen und den Winkeln des Unterkiefers. Männchen und Weibchen haben 4 Zitzen, 2 an der Brust und 2 am Bauche. Der Name Tiger wird ihnen bloß vom Volk gegeben; sie stimmen offenbar mit den Leoparden überein, wie sie von den Aelteren

beschrieben wurden. Beide Geschlechter haben hinten 2 hervorragende Drüsen, wie die Zibeththiere, aber nicht so groß wie eine Haselnuß; sie öffneten sich nach außen, und man konnte einen gelblichen Saft ausdrücken. So findet es sich auch beym Löwen. Perrault, Mém. de l'Académie III. 3. 1. tab. 1. 2. Woher diese Thiere kamen, wird nicht gesagt. Manche sehen sie für Jaguare an.

Buffon hält diese Thiere, so wie das von Cajus, für den Leoparden, obschon der schwarze Mitteldupfen seinem Leoparden fehlt. Er hat selbst 3 Panther beschrieben, 2 Männchen und 1 Weibchen, von denen er ausdrücklich sagt, daß die Regierung von Algier 2 davon dem König von Frankreich geschenkt habe vor 10—12 Jahren, und einer sey von einem Juden aus Algier gekauft worden. Das Fell ist fahl, kurz, voll schwarzer Flecken in Ringel oder Rosen vereinigt, auf dem Schwanz große schwarze Flecken und gegen das Ende weiße und schwarze Ringel; Größe und Aussehen einer starken Dogge, aber nicht so hoch auf den Beinen. Die einfachen Flecken bilden auf der Oberlippe 3—4 Querreihen; in den meisten Ringflecken auf Rücken, Kreuz und Seiten ist ein kleiner schwarzer Flecken, die Ringel selbst 1—2 Zoll im Durchmesser; Grund der Ohren schwarz. So das Weibchen, welches 3 Schuh 7½ Zoll lang war, der Schwanz 1 Schuh 9 Zoll; das Gewicht 101 Pfund; hinten 2 Riechdrüsen, welche sich auswendig öffnen; 4 Zitzen am Bauche. Die beiden Männchen sind etwas blasser, haben unter dem Halse eine Reihe Flecken, fast wie ein Halsband, und keinen Flecken in den Ringeln. Buffon IX. 1761. 151. T. 11. Mas. 12. Femina.

Buffon hatte ein Fell, welches er für den kleinen Panther des Oppians hielt und für die Unze (Once) der Neueren. Sie ist viel kleiner als der Panther, nur 3½ Schuh lang, also fast wie ein Luchs; der Schwanz über 3 Schuh. Daubenton macht aber das Fell 4 Schuh lang und den Schwanz 3, mithin viel länger als beym Panther, der um ⅓ größer ist und nur einen 2, höchstens 2½ Schuh langen Schwanz hat. Das Haar ist um einen Zoll länger, graulichweiß und nicht fahl, hat jedoch oben einen gelblichen Schein. Unten an den Seiten und am

Unterleib große, schwarze oder braune Flecken und ähnliche auf dem Schwanze. Die schwarzen Ringflecken viel größer, gegen 3 Zoll lang, bilden fast Längsbänder, an verschiedenen Stellen unterbrochen, auf dem Kreuze aber eines, das bis zum Schwanz läuft.

Die dritte Art, wovon die Alten nichts wußten, findet sich am Senegal und in Guinea; es ist der Leopard, etwas größer als die Unze, aber viel kleiner als der Panther, nicht über 4 Schuh lang, der Schwanz 2 oder 2½; Färbung fahl, unten weißlich, die Ringflecken viel kleiner, als bey beiden vorigen, bestehend aus 4—5 kleinen Flecken.

Bey den Kürschnern heißen die der ersten Art Pantherfelle, die der zweyten africanische Tigerfelle, die der dritten sehr uneigentlich Tigerfelle. Der Panther heißt im Arabischen Nemer, die Unze Fhed oder Faadh. Vielleicht ist es auch die Panthera des Plinius, weil er die Grundfarbe weiß nennt.

Das Thier, womit man in Persien jagt, scheint die Unze zu seyn. Den Panther und Leoparden kann man nicht zähmen. Dieser scheint in Congo Engoi zu heißen und auf Madagascar Antamba. Es kommen viele Felle in den Handel, die aber alle etwas von einander verschieden sind. Hist. nat. IX. 1761. 170. tab. 13. Once; tab. 14. Léopard.

Cuvier hat um den Anfang dieses Jahrhunderts einen Panther (F. pardus) abgebildet und beschrieben, und damit ebenfalls die ähnlichen Thiere verglichen. Gegenwärtig unterscheiden die Kürschner den Leoparden nicht mehr von der Unze, und nennen alles Panther, was Augenflecken hat, Tiger dagegen was einfache hat. Es gibt aber so viele Verschiedenheiten, von ganzen Ringen mit einem Mittelpunct an bis zu unterbrochenen und rosenförmigen Ringen, und endlich zu unregelmäßigen Haufen, daß man nicht weiß woran man ist; ebenso von der Grundfarbe. Buffon selbst gibt nur dem Pantherweibchen Ringel mit einem Mittelflecken. Solche finden sich nur bey den größten Fellen, und die Panther, welche man lebendig sieht, haben fast nie dergleichen.

Von 4 lebendigen Thieren im Pariser Garten, welche aus

dem Gebirge Atlas in der Barbarey gekommen sind, und deren Felle im Handel unter dem Namen Pantherfelle gehen, hat der größte oben ein hellfahles, unten graulichweißes Haar, überall mit schwarzen Flecken bedeckt, mit Ausnahme der fahlgrauen Nase. Die Flecken auf Kopf, Hals, Schultern und Füßen sind klein und einfach; auf den Hinterfüßen größer; die auf dem Kreuze bilden unterbrochene Ringe, deren Mittelfeld etwas dunkler fahl ist, als das andere Haar; auf den Seiten sind die Ringe kleiner und mehr unterbrochen. Am ganzen Unterleibe stehen große, einfache und unregelmäßige Flecken, welche unten am Halse 2—3 unterbrochene Bänder bilden. Das Ende des Schwanzes blasser fahl mit größeren Flecken. Unterkiefer weiß mit einem großen schwarzen Flecken jederseits; Oberkiefer fahl mit regelmäßig gestellten Dupfenlinien.

Ein kleineres Exemplar ist mehr grau, die Ringe mehr unterbrochen und im Mittelfeld blasser; auch erstrecken sie sich mehr vorwärts auf den Hals und an den Schenkeln tiefer hinunter. Ein jüngeres Exemplar war lebhafter fahl, hatte größere Ringflecken und größere einfache auf den Schenkeln, kleinere auf dem Schwanze. Bey einem andern, blasseren Felle sind die Flecken schwärzer, und die auf dem Rückgrath stehen so nahe beysammen, daß sie wie ein Band aussehen. Dergleichen Felle werden vorzüglich zu Satteldecken gebraucht und sind diejenigen, welche Buffon Unze nennt. Es gibt übrigens Panther von derselben Größe und aus demselben Lande, mit unterbrochenen Ringen ohne und mit einem Mittelflecken, so daß man die Gattungen Leopard und Unze streichen und nur eine einzige Gattung unter dem Namen Panther bestehen lassen muß.

Vom Pardel beschreibt schon Xenophon die Jagd, und Oppian unterscheidet zwo Arten, wovon man die kleinere für die Unze angesehen hat, obschon er selbst sagt, daß sie mit dem Luchs einerley sey [das sagt Oppian keineswegs]. Die Römer nannten den Pardel Panther, und Plinius versteht darunter die weißliche Abart. Kleinasien war damals voll davon, und Caelius schrieb an Cicero, der damals Landvogt in Cilicien war: wenn ich in meinen Spielen nicht ganze Heerden von Pan-

thern zeige, so wird man die Schuld auf dich werfen. Gegenwärtig kommen die schönsten aus Marocco und Constantine. Menagérie du Mus. nat. 1801.

Man hielt lange den Jaguar aus Südamerica für einerley mit dem Panther aus der Barbarey. Endlich kam der erstere nach Paris, wo man ihn auch lang für einen Panther ansah. Als er aber anfieng zu schreyen, wurde man auf den Unterschied aufmerksam. Seine Stimme nach dem Fressen war hua, hua, mehr wie das Bellen eines Hundes als das Mauen einer Katze; der Panther dagegen brüllte fast wie der Tiger; seine rauhe Stimme machte ein Geräusch, wie eine Säge. Bey näherer Vergleichung zeigten sich noch andere Unterschiede. Der Panther wird selten einige Zoll über 4 Schuh lang; der Jaguar fast noch einmal so groß; jener hat kleinere und zahlreichere Rosenflecken, ungefähr in 8—10 Längsreihen auf jeder Seite, auch ähnliche auf dem Rückgrath und halbe Ringel auf dem Schwanzende; der Jaguar dagegen nur 4—6 Seitenreihen, auf dem Rückgrath 1 oder 2 Reihen ganz schwarzer Flecken und am Schwanzende ganze Ringel; er ist untersetzter, Schwanz und Kopf kürzer. Die Kürschner nennen ihn jetzt allein Panther, den africanischen dagegen Tiger. Geoffroy hält daher Buffons weiblichen Panther (IX. T. 12.) für einen Jaguar. Er sey zu Versailles gewesen und man habe sein Vaterland nicht gewußt. Geoffroy St. Hil., Annal. du Mus. IV. 1804. 94.

Allein Buffon sagt ausdrücklich, daß man sie aus Algier bekommen habe. Die Ringflecken haben zwar einen dunkeln Mittelpunct, allein man kann wenigstens 7 Reihen zählen, gerade so wie bey der Abbildung des männlichen Panthers, Taf. 11.; der auf dem Rückgrath, nach Daubentons Beschreibung (S. 176.), nicht einfache Flecken, sondern Ringe ohne Mittelflecken hat, welcher auch den Seitenringen fehlt; das Schwanzende hat nur kleine Flecken, und keine Ringe; seine Länge beträgt endlich nur 3 Schuh 7½ Zoll, der Schwanz 1 Schuh 9 Zoll. Diese Abbildung, T. 12., stellt daher sicherlich einen Panther vor.

Cuvier hat nachher alle Katzen mit einander verglichen

und ist der Meynung beygetreten, daß Buffons weiblicher Panther mit Augenflecken, welche einen Dupfen in der Mitte haben, der Jaguar sey; es gebe keine solche in Africa. Der Jaguar hat nie mehr als 4, höchstens 5 Ringelreihen, meistens mit einem Mitteldupfen, die auf dem Rückgrath einfach; der Schwanz kürzer und hinten geringelt, Spitze schwarz. Er glaubt aber nicht mehr, daß der Panther, die Unze und der Leopard nur eine Gattung seyen. Die Vergleichung vieler Felle und lebendiger Thiere läßt ihn wenigstens den Panther und den Leopard unterscheiden. Jener hat ein blasseres Fell, einen längeren Schwanz, einen schmälern Kopf als der Jaguar und 6—7 Rosenreihen. Der Leopard hat denselben Bau, ist aber etwas kleiner und hat viel mehr Rosenringe, wenigstens 10 auf der Seite. Er hält Buffons männlichen Panther (IX. T. 11.) für den ächten; seinen weiblichen aber (T. 12.) für den Jaguar, und läßt dessen Leopard (Taf. 14.) als eine eigene Gattung gelten. Was aber dessen Unze betrifft, deren Fell bey den Kürschnern africanischer Tiger heißt, so hat er unter diesem Namen nie etwas ähnliches, sondern nur Panther- und Leoparden-felle zu sehen bekommen; er hält daher die Unze (T. 13.) für nichts anderes, als eine Abänderung des Panthers. In Syrien und Aegypten richtet man den Panther zur Jagd ab, in Persien den Caracal, in Indien den Guépard. Anal. du Mus. XIV. 1809. 144.

Darauf kommt er wieder ausführlicher in seinem Werk über die versteinerten Knochen. Der Jagwar hat Augenringel, nehmlich mit einem Mittelpunct, welcher dem Panther fehlt. Er hat früher geglaubt, der Leopard lasse sich durch die zahlreicheren Flecken unterscheiden; seitdem er aber so viel Wechsel darinn bemerkt habe, wage er nicht mehr auf diesem Character zu bestehen, und wenn es einen Leoparden gebe, so müßten es die Felle seyn, welche man kürzlich von den Sundainseln in Ostindien bekommen habe. Sie sind schön, fahl mit kleineren Flecken, mehr ringförmig als beym Panther; das ganze letzte Drittel des Schwanzes oben und an den Seiten schwarz mit 5 oder 6 weißen Ringen; der des Panthers nur schwarz auf seinem hintern Achtel,

mit 3 oder 4 weißen Ringen, unten weiß. In der Größe sind beide kaum verschieden. Er bleibt dabey, daß nur Buffons männlicher Panther der ächte sey, dessen weiblicher der Jaguar, dessen Leopard der von den Sundainseln, und die Unze ebenfalls der Panther. Oss. foss. IV. 1823. 425.

Temminck hat im Jahr 1825 eine ausführliche Schilderung aller Katzen herausgegeben. Er stimmt, hinsichtlich der Thiere von Buffon, mit Geoffroy und Cuvier überein, nennt aber den Panther Leopard und umgekehrt.

Panther hat er bekommen aus dem Norden und Süden von Africa, aus Indien und den Sundainseln Java und Sumatra. Die aus dem südlichen und nördlichen Africa gleichen sich vollkommen, so wie den indischen und denen von Java.

Leoparden hat er nur aus Java und aus Bengalen bekommen, jedoch in viel geringerer Menge als Pantherfelle. Unter den vielen Pantherfellen aus Africa hat er nie Leopardenfelle gesehen. Monographies des Mammif. 1825. Livr. 4. 73.

Dennoch setzt Cuvier in seinem Thierreich, 1829, die Leoparden bloß nach Africa, die Panther nach Africa und Asien.

13) Der americanische Tiger oder Jaguar (F. onca) wird fast so groß als der ächte Tiger, ist oben röthlichfahl und hat an den Seiten nur etwa 4 Reihen großer Ringel meist mit einem Mitteldupfen; unten weiß mit schwarzen Querstreifen. Hernandez, N. Hisp. 480. Fig. Thlatlauhqui-Ocelotl; Marcgrave 235. Fig. Jaguare s. Onça; Pennant, Quadrup. I. 286. tab. 57. Brasilian Tiger. Azara, Quadrup. I. 114. Voyages I. 258. tab. 9. Fr. Cuvier, Mamm. XVII. 1820. Mas. XXIX. Femina.

Dieses gefährliche Thier findet sich im ganzen heißen America, von Mexico durch Guyana, Brasilien, Paraguay und weiter südlich, ist in diesem Welttheil das größte Raubthier, und den Reisenden schon in den ersten Zeiten der Eroberung bekannt geworden; indem es sowohl durch seine Kühnheit und Grausamkeit, als durch seine Größe und Schönheit die Augen auf sich gezogen hat.

In Brasilien heißt er Jaguara, unter welchem Namen er schon von Marcgrave beschrieben und abgebildet wird. Er sey so groß als ein Wolf, jedoch gebe es auch größere, habe übrigens alle Theile wie die Katze; er sey sehr grausam gegen Menschen und Thiere, reiße nicht Stücke Fleisch ab, wie andere, sondern stecke den Kopf hinein und fresse ununterbrochen. Des Nachts schreye er u h, u h, u h, wie ein hungeriger Hund; man könne ihn mit einem brennenden Stück Holz oder Schwefelfaden vertreiben. Der ganz schwarze, mit noch dunkleren Flecken, heiße Jaguar-ete und sey noch grausamer. Brasilia 1648. 235. Fig.

In Paraguay heißt der Tiger Jaguar-ete, hat schwarze Flecken, aber bald eine mehr weiße, bald mehr gelbe Grundfarbe, und wird viel größer als die africanischen Panther oder Tiger. Ein Fell war 6 Schuh 2 Zoll lang, also so lang wie ein Ochse, aber viel schlanker und leichter. Sein Gang ist außerordentlich schnell aber nicht anhaltend, so daß ein rüstiger Reiter ihn leicht einholen und erlegen kann. Im Wald verbergen sie sich hinter Bäumen oder sonst in einem Winkel, und wehren sich, wenn sie angegriffen werden, aufs hartnäckigste. Es ist unglaublich, welche Verheerungen sie täglich in den Meyereyen anrichten. Rinder, Schafe, Pferde, Maulthiere und Esel zu erwürgen kostet ihnen keine Mühe; dann schleppen sie dieselben in ihr Lager, um sie erst dann zu verzehren, wann sie zu faulen anfangen. Deßhalb läßt er auch, wenn Spanier, Indianer und Neger auf dem Felde schlafen, die zween ersteren liegen und nimmt den letztern, weil sein Schweiß übel riecht. Aeser von Pferden, in denen bereits Maden wachsen, verzehren sie auf den letzten Bissen, wenn gleich Pferde in der Nähe waiden. Man verfolgt sie daher, wo man kann.

Die Indianer führen große Fallen auf 4 Rädern dahin, wo sie einen Tiger spüren, und legen ein Stück stinkendes Fleisch hinein. Man erschießt ihn sodann, oder ersticht ihn mit einer Lanze und verzehrt das Fleisch mit großem Appetit. Ein Mann darf sich nie im Freyen an einen Tiger wagen; ist der Stich oder Schuß nicht tödtlich, so geht das Thier desto grimmiger auf ihn los, je schwerer es verwundet ist; daher gehen immer

mehrere Europäer auf die Jagd, und ihrer zween stellen sich mit Lanzen neben einen dritten, welcher schießt, damit sie das heranspringende Thier erstechen können. Muß man im Freyen, wie gewöhnlich, über Nacht bleiben, so macht man ein Feuer an; dennoch schleichen sie herbey, sobald das Feuer matt wird. Jährlich werden eine Menge von Reitern gefangen, indem sie denselben einen ledernen Strick um den Hals werfen, in vollem Galopp fortschleppen und endlich erwürgen. Man schleudert auch 3 an Riemen hängende Steinkugeln auf diese Bestien, schießt sie mit Pfeilen, und in den Pampas von Buenos-Ayres erschlägt man sie sogar mit einem zähen Rohr auf dem Rücken. Sind 2 Pferde an einander gekuppelt, so tödten sie das eine und schleppen es, nebst dem lebendigen, in ihren Schlupfwinkel. Ich würde dieß für ein Mährchen halten, wenn ich es nicht selbst gesehen hätte. Ihre Stärke entspricht ihrer Schlauheit. Finden sie auf dem Lande keine Nahrung, so holen sie sich dieselbe aus dem Wasser. Sie können vortrefflich schwimmen; tauchen bis an den Hals unter und speyen einen weißlichen Schaum aus, welcher als Köder die Fische anlockt. Er faßt sie mit seinen spitzigen Klauen und wirft sie ans Ufer. Die Schildkröten löst er sehr geschickt aus ihrer Schale. Bisweilen legen sie sich versteckt ins Gras oder Gebüsch, lassen eine Schaar Reiter vorbeyziehen und machen sich über den letzten her. Bey Sturm und Regen schleichen sie sich des Nachts in die Häuser, bloß um Schutz zu suchen, bisweilen sogar unter die Bettlade, ohne den Schlafenden etwas zu thun.

Wiewohl man sich vor jedem Tiger in Acht zu nehmen hat, so muß man es doch besonders bey denjenigen, welche schon einmal Menschenfleisch gekostet haben. Ein solcher geht den Fußstapfen viele Meilen weit nach, bis er den Wanderer einholt. Einer tödtete auf diese Art auf der Landstraße von Santa Fe nach St. Jago nach und nach 10 unbehutsame Spanier, so daß man Soldaten gegen ihn ausschicken mußte. Die Eingeborenen kämpfen täglich mit ihnen und erstechen sie gewöhnlich; daher wird selten einer von ihnen angegriffen, vielmehr geflohen. Zu St. Ferdinando schlich sich einer oft in einen Pferch, sog den Schafen das

Blut aus, biß ihnen die Köpfe ab und ließ das Uebrige liegen. Es versteckten sich daher 20 Eingeborene in eine Scheuer, wo er sie gerochen haben muß: denn sie gaben keinen Laut von sich. Kaum waren sie aber gegen Morgen nach Hause gegangen, so zerriß er 10 Schafe. Man streifte darauf die ganze Gegend durch, aber vergebens; dennoch kam er alle Abend in die Nähe des Fleckens, um sich ein Stück von einem todten Pferd zu holen. Bey den vielen Kämpfen tragen die Eingeborenen viele Wunden davon, deren Narben sich oft nach Jahren wieder entzünden. Die Kühe vertheidigen sich und ihre Kälber herzhaft mit ihren Hörnern; der Esel mit Ausschlagen, wobey er sich im Kreise herumdreht; das Pferd aber läuft davon und läßt das Fohlen im Stich. Die Eingeborenen behaupten, der Tapir lege sich auf den Rücken, umarme den Tiger und erdrücke denselben im Augenblick. Es gibt gewisse Mittel, sich vor ihm zu schützen. Er fürchtet große Hunde und des Nachts das Feuer. Klettert man auf einen Baum, so klettert er nach. Man soll ihm sodann Urin in die Augen spritzen, worauf er sogleich Reißaus nehme.

So schädlich er übrigens im Leben ist, so nützlich ist er nach dem Tode. Die Eingeborenen verzehren gierig sein Fleisch und trinken das Schmalz; sein Fett vertreibt die Würmer, und die gebrannten Klauen das Zahnweh. Die Häute dienen zu Satteldecken, Tapeten und Mänteln; es kostet eine 4—6 Gulden, und es wird eine große Menge nach Spanien geschickt. Dobritzhofer, Abiponer. 1783. I. 321.

Gegenwärtig hat sich ihre Zahl sehr vermindert; sie finden sich nur noch an der Küste und in undurchdringlichen Wäldern, woraus sie nur bey großen Ueberschwemmungen gehen und an bewohnten Orten Schaden anrichten. Azara hat keinen lebendigen gesehen, weder auf seinen Jagden in den Pampas, noch auf seinen vielen Reisen, die er oft 70 Stunden weit ausgedehnt hat. Er mißt 4 Schuh, der Schwanz 22 Zoll. Alle unteren Theile sind weiß mit vielen schwarzen, großen, meist dunklichen Flecken; auf der Brust ein schmales Band. Das übrige Fell ist gelblich mit unregelmäßigen Flecken an Kopf, Hals und

Füßen, hier größer. Auf dem Rückgrath ein Band in Stücke gebrochen und auf dem Kreuz in zwey getheilt. An den übrigen Theilen unregelmäßige Ringflecken, 2—4 Zoll weit, und mehr unterbrochen, je weiter sie vom Rückgrath sind. Im Mittelfeld stehen ebenfalls schwarze Flecken. Auf dem Schwanze sind ebenfalls einfache Flecken. Es gibt Felle, die noch um 1 Schuh länger sind. Das Weibchen ist eben so gefärbt; es gibt aber auch Albinos.

Der Jaguar-ete geht immer allein oder mit seinem Weibchen, welches 2 Junge werfe, dieselben führe und beschütze. Er geht nur bey Nacht aus und selten ins offene Feld; daselbst versteckt er sich in den Höhlen der verwilderten Hunde. Er bewohnt die großen Wälder und die Niederungen an großen Flüssen, über welche er leicht schwimmt und an denen er die Capybaren fängt und was er bekommen kann, selbst Stachelschweine, deren Stacheln man in seinem Unrath findet. Er jagt Kälber, Kühe, selbst Stiere, Esel, Maulthiere, Pferde, Hunde, springt ihnen auf den Hals, setzt eine Pfote hinter den Kopf, die andere an die Schnauze, und dreht ihnen das Genick um. Dieß gibt einen hinlänglichen Begriff von seiner Stärke. Aber noch mehr: einer hatte ein Pferd getödtet, wurde aber verscheucht. Azara wollte ihm auflauern. Während er aber aß, kam die Wache ihm zu sagen, daß der Jaguar über den breiten Fluß geschwommen sey, das Pferd mit seinen Zähnen über einen gepflügten Acker 60 Schritt weit geschleift und über denselben Fluß in einen Wald gezogen habe. Azara hat die Spur gesehen. Daß er dieses vermöge, ist übrigens eine bekannte Sache.

Er spart den Ueberschuß nicht auf. Man sagt, von eingeschlafenen Reisenden tödte er zuerst den Hund, dann den Neger, den Indianer, zuletzt den Spanier. In der Regel begnügt er sich mit dem Hund und dem Braten, und läßt den Menschen gehen, wofern er nicht schon Menschenfleisch gefressen hat. Während der 20 Jahre seines Aufenthalts wurden 6 Menschen gefressen, und 2 davon am Feuer. Während der Nacht brüllt er oft pu pu pu. Man sagt, der brasilische Fuchs folge ihm nach und mache sich an das andere Ende des Raubes, ohne das

Fauchen und Knurren des Jaguars zu fürchten. Er tödtet nie mehr als er braucht, und von 2 zusammengespannten Pferden und Ochsen nur 1 Stück.

Er läßt sich nicht zähmen, und selbst die jung aufgezogenen haben endlich ihren Herrn umgebracht.

Als man nach der Vertreibung der Jesuiten die spanischen Posten weiter ausdehnte, von Montevideo nach Norden bis Santa Fe de la Veracruz, fand man so viele Jaguare, daß man jährlich 2000 tödtete; jetzt kaum 1000. Das Fell kostet 4 Gulden.

Im Walde jagt man ihn mit einer Menge Hunde, welche zwar nicht zum Einbeißen kommen, als höchstens in den Schwanz, aber ihn doch durch Bellen und Umschwärmen so belästigen, daß er langsam auf einen Baum steigt, wenn er einen etwas geneigten findet, und dann von den Jägern erschossen oder mit der Schlinge angeworfen wird; er springt nicht, sondern steigt auch wieder langsam herunter. Trifft man ihn im Felde, so werfen ihm die Jäger die Schlinge sehr leicht an, schleifen ihn reitend fort, bis ihm ein anderer Jäger auch seine Schlinge an die Füße geworfen hat, worauf beide rück- und vorwärts ziehen und ihn erdrosseln. Darinn sind sowohl die Spanier als Indianer außerordentlich geschickt.

Wenn sich das Thier im Gebüsche versteckt und es sich nicht heraustreiben läßt; so gibt es so verwegene Leute, welche den linken Arm in ein Schaffell wickeln und es mit einer 5 Schuh langen Lanze angreifen, indem sie mit dem Schafpelz den ersten Anlauf vermeiden und mit dem Leibe ausweichen, was das Thier begünstigt: denn es erhebt sich auf die Hinterbeine und schießt gerade vorwärts. Da es nach dem Schafpelz gesprungen und den Mann verfehlt hat, so muß es umkehren, und dieser hat Zeit, sich auf den zweyten Angriff in Fassung zu stellen. Dabey bekommt es einen Stich in die Brust. Manchmal ist noch ein anderer dabey mit einer Holzgabel, womit er das Thier am Sprunge hindert. Solche Leute gehen jedoch meistens am Ende zu Grunde.

Er fliehet keineswegs vor einem brennenden Stück Holz;

erst vor einigen Tagen hat einer einen Menschen aus vielen anderen herausgeholt, welche um ein großes Feuer standen. Uebrigens ist es gewiß, daß er nichts mehr umbringt, wenn er gesättigt ist, und sogar jede Bewegung vermeidet; aber nicht aus Mangel an Kraft und Muth, sondern weil er nicht grausam ist. Selbst viele Hunde sind nicht im Stande ihn zu tödten; er fliehet zwar vor ihnen, aber nicht immer. Mit einer schwachen Tatze unter das Kinn schlägt er einen Hund todt, ja er schleift einen getödteten Ochsen fort und den daran gejochten lebendig mit, wenn er auch aus allen Kräften widersteht. Von Bäumen springt er nicht herunter auf seinen Raub. Zwar wird er bisweilen mit einer Lanze erstochen; daß man ihm aber mit einem Säbel die Fersensehne abhauen könnte, wird niemand glauben. Sobald man ihn erblickt, muß man schießen, weil er sonst wüthend angreift. Daß er den Tamandua fürchte, ist eine Fabel. Azara, Quadrup. I. 1801. 114.; Jaguar-ete.

Es gibt manchmal ganz schwarze, bey denen man jedoch die dunkleren Flecken noch deutlich erkennt. Sie sind übrigens so selten, daß man während 40 Jahren nicht mehr als zween, oben am Parana, getödtet hat. Ebd. S. 116.

Alexander v. Humboldt traf sie nicht selten am Orenoco Apure, Sarare, wo sie besonders sehr groß werden, vielen Schaden anrichten, vorzüglich unter dem Vieh. Er fresse daselbst sehr viele Schildkröten und lebe mit den Alligatoren in beständigem Kampfe, in welchem er unterliege, wenn er im Wasser geführt werde; daher brülle er am Ufer, um die Alligatoren zu verscheuchen, wenn er durchschwimmen will. Einmal hätten bey Atures ein Knabe und ein Mädchen von 8—9 Jahren mit einander gespielt. Dazu sey ein Jaguar aus dem Wald gekommen und um sie herumgehüpft, habe endlich den Kopf des Knaben mit einer Tatze sanft berührt und dann derber, daß Blut floß; darauf habe das Mädchen einen Ast ergriffen und das Thier in die Flucht geschlagen. Das war also wahrscheinlich ein Junger, der mit den Kindern spielen wollte, vielleicht wie die Katze mit den Mäusen. Er wird übrigens in diesen Gegenden gejagt wie anderwärts, in Fallen gefangen, mit Hunden gereizt und mit

Lanzen erstochen, und mit giftigen Bolzen durch das Blasrohr erschossen. Das Gift schwitze aus dem Rücken eines Frosches, wenn man ihn ans Feuer hält. Es sey so stark, daß der Jaguar sogleich Zuckungen bekomme und sterbe. Einmal sah er einen ungeheuer großen, größer als ein Tiger, im Begriff ein Capybara zu verschlingen. Das Plätschern des Ruderns ihres Kahns trieb ihn in den Wald, und sogleich fielen in der Nähe wartende Geyer auf das getödtete Thier los. Er sprang sogleich wieder herbey, um es in den Wald zu schleppen. Voyage II. 216. 584.

Der Prinz Max v. Wied hat in Brasilien keinen selbst zu schießen bekommen, aber Felle von kürzlich getödteten. Gewöhnlich haben sie nur 4 Ringelreihen; es gibt aber auch welche mit 5 und mehr. Ein Fell, nicht von den größten, maß 5 Schuh, Schwanz 2.

Finden sich in allen Urwäldern, also im größten Theile des Landes. Zur Zeit der Ausreutung hat man auf einem einzigen Gute in einem Monat 20—24 solcher Thiere, mit Hilfe der Hunde, erlegt; dann nahmen sie so ab, daß man die nun überall blühende Viehzucht einführen konnte. Menschen werden jetzt keine mehr von ihnen angefallen, jedoch erinnert man sich noch der Zeit, wo es geschehen ist. Gegenwärtig läßt man sie nicht mehr so groß werden, daß sie sich an einen Menschen wagen können. Ihre Räubereyen sind auf Hirsche, Rehe, Schweine, Capybara und Meerschweinchen gerichtet; auch findet man oft von ihnen ausgeleerte Panzer der Schildkröten (Testudo tabulata) in den Wäldern. Auch stellen sie dem Rindvieh nach. Wenn dieses ihn wittert, so rottet es sich zusammen; Stiere traben umher und brüllen unaufhörlich; einen vorbereiteten Stier greift er nicht leicht an, desto eher Ochsen, Kühe, Kälber, Pferde, Maulthiere und Schafe. Fängt er ein Kalb, so sieht man oft die Mutter gegen den Räuber anrennen. Es ist eine Fabel, daß er dem Vieh den Hals umdrehe. Er packt es mit den Zähnen und schleift es an eine sichere Stelle, saugt ihm das Blut aus, frißt etwas von dem fetten, weichen Hals und der Brust, verscharrt den Rest und ruht in einem nahen Dickicht

aus, um in der folgenden Nacht das Uebrige zu verzehren. Am gefährlichsten ist er, wann er Junge hat. Nimmt man eines, so irrt die Mutter unter heftigem Brüllen in der ganzen Gegend umher und bezeigt sich ganz untröstlich. In einem solchen Falle hat man eine mit gelegten Selbstschüssen erlegt.

Man jagt sie gewöhnlich am folgenden Morgen, nachdem sie einen Raub begangen haben. Die Hunde verfolgen die Spur, verbellen ihn und die Jäger schleichen herbey. Jüngere Thiere klettern gewöhnlich auf einen schiefen Stamm, wo sie geschossen werden, ältere aber erwarten den Angriff. Dabey wird indessen nicht selten ein Jäger kläglich zugerichtet. Man fängt sie übrigens auch mit gelegten Schlingen und Fallgruben, worinn ein zugespitzter Pfahl steckt. Das schöne Fell wird zu Satteldecken gebraucht und jetzt an Ort und Stelle mit 11 Gulden bezahlt, in den Städten viel theurer. Junge Thiere zieht man auf und schickt sie nach Europa. Die schwarzen Felle werden noch theurer bezahlt. Die Botocuden essen das Fleisch. Beytr. II. 1826. 344. Reise II. 238. 248. Taf. 7.

Rengger hat die Lebensart dieser Thiere häufig Gelegenheit gehabt zu beobachten, das meiste seiner Vorgänger zu bestätigen, jedoch auch einiges zu berichtigen. Sein Haar ist kurz, weich und glänzend, und gibt des Nachts electrische Funken; es ist fast durchgängig röthlichgelb und unten weiß; Zeichnung und Zahl der Flecken wechselt etwas; die Mundwinkel aber, der untere Theil der Ohren und das Schwanzende sind immer schwarz; die Seitenringe 2—3 Zoll weit, bilden undeutliche Reihen, höchstens 5 oder 6. Hin und wieder gibt es ganz abweichende Felle; ganz graulichweiße, nur mit dunklerem Schatten, gelbe, braune und endlich schwarze über und über, welches die seltensten sind.

Als Mittelgröße kann man annehmen 3 Schuh 8 Zoll, Höhe 2 Schuh 6 Zoll, Schwanz 2 Schuh 2 Zoll, Kopf 11 Zoll. Die Felle sind gewöhnlich größer, weil sie beym Trocknen ausgespannt werden. In den südlichern Provinzen sind sie 2—4 Zoll länger als in den nördlichern, wie Pernambuco und Bahia. Rengger setzt ihren Wohnplatz zwischen den Orenoco und den

Plata; am häufigsten aber sind sie längs dem Parana, Paraguay und Uruguay, woran ohne Zweifel die großen Viehheerden in den Ebenen von Buenos-Ayres, der Banda Oriental, von Entre-Rios und von Paraguay schuld sind, also zwischen dem 27. und 34.° Südbreite. Er ist nicht so schlank und gewandt als der Leopard oder Tiger; Schwanz und Füße kürzer; das Auge leuchtet bey Nacht, Geruch schwach, schärfer das Gehör. Am liebsten bewohnt er die Ufer, die Traufe der Wälder, in der Nähe der Sümpfe, und das Moorland, wo über 6 Schuh lange Gras- und Schilfarten wachsen; in offenen Feldern und großen Wäldern zeigt er sich nur auf seinen Zügen. Er hat kein bestimmtes Lager und gräbt keine Höhlen; wo ihn die Sonnenhitze überrascht, da legt er sich in das Dickicht des Waldes oder in das Schilf; er geht nur in der Dämmerung aus, oder bey Mond- und Sternenschein, nicht in dunkler Nacht.

Er frißt alles Fleisch, auch von Katzen und Hunden, rührt aber das in der Gefangenschaft ihm vorgelegte Fleisch seiner Art nicht an; er frißt auch kleinere Thiere, Ratten und Aguty, beschleicht Sumpfvögel und versteht Fische aus dem Wasser zu ziehen; daß er mit den Crocodillen Krieg führe, ist ein Mährchen.

Am Paraguay sieht man ihn langsamen und leisen Schrittes hinschleichen, um den Capybaren und Fischottern nachzustellen. Hat er eines bemerkt, so nähert er sich mit unglaublicher Vorsicht und Geduld, windet sich, wie eine Schlange, auf dem Boden hin, hält Minuten lang still und macht nöthigenfalls weite Umwege, um nicht bemerkt zu werden; dann macht er einen, selten zwey Sätze, drückt es zu Boden, reißt ihm den Hals auf und trägt es strampelnd im Maul davon ins Dickicht. Hat er seinen Sprung verfehlt, so geht er, wie beschämt, weiter. Bisweilen verräth ihn das Knistern der brechenden dürren Reiser, auf welche er tritt. Darauf achten auch die Schiffer, wenn sie am Ufer übernachten. Oft versteckt er sich auch bloß an den Stellen, wo das Wild zur Tränke geht, lauert aber nie auf Bäumen. Den Viehheerden fügt er vielen Schaden zu; daß er aber den Thieren das Genick bräche, davon findet man bey den getödteten keine Spur; er reißt ihnen den Hals auf, den klei-

neren gibt er bloß einen Biß in den Nacken. An Stiere und Ochsen wagt er sich selten; daß sie sich in einen Kreis stellten, ist ein Mährchen; die Kühe ziehen sich bloß aus dem Wald ins Freye; Stiere aber und Ochsen bleiben in der Nähe des Feindes, unter Gebrüll die Erde mit den Hörnern aufwerfend. Pferde und Maulesel werden ihm leicht zur Beute, besonders die letzteren, weil sie vor Schrecken stehen bleiben, oder wohl gar niederstürzen.

Kleinere Thiere verzehrt er sogleich mit Haut und Bein; von größeren frißt er sich satt und schläft dann, höchstens 1/4 Stunde weit davon, im Walde; des Abends und des Morgens zehrt er zum zweytenmal davon, und läßt sodann den Rest den Geyern; Aas berührt er nicht. Das erlegte Thier schleppt er immer in den Wald, mag es auch noch so schwer seyn; und Rengger hat selbst gesehen, daß er ein zusammengekuppeltes Pferd getödtet und weit fortgeschleift hat, trotz des Sträubens des andern; daß er aber mit einem Pferd über einen Fluß schwimmen könne, hält er für unglaublich. Er tödtet ohne Zweifel nur darum ein Stück auf einmal, weil er das Fleisch mehr liebt als das Blut, während der Cuguar das letztere vorzieht, und daher oft in einer Nacht 20 Schafe tödtet.

Sobald er in Einöden Menschen bemerkt, nimmt er die Flucht, oder sieht höchstens dieselben aus der Ferne neugierig an. Man hat auch kein Beyspiel, daß ein Mensch in den Waldungen, wo das Paraguaykraut zum Thee gesammelt wird, wäre zerrissen worden. Diejenigen aber, welche sich an Flüssen und in bewohnten Gegenden aufhalten, verlieren die Scheu vor den Menschen; und hat einer einmal Menschenfleisch geschmeckt, so stellt er demselben sogar nach. Das begegnet am Parana jährlich einigen Schiffern; sie sollen sich sogar auf angebundene Fahrzeuge wagen. Er holt oft den Braten vom Feuer, und die zahmen legen sich, wie Katzen, in dessen Nähe. Man behauptet wirklich, daß er den Neger dem Weißen vorziehe, und der letztere hält sich daher für ganz sicher, wenn er die Nacht mit Schwarzen oder Indianern zubringen muß. Auch behaupten die Innwohner, daß er sich zurückschrecken lasse, wenn man ihm laut zurufe oder ihn starr

ansehe. Daß er durch Schaum die Fische anlocke, ist unrichtig; er lauert, wie eine Katze, am Ufer, thut dann einen Schlag mit der Pfote ins Wasser und wirft den Fisch heraus, also ganz wie die Katze.

Findet er an seinem Wohnort keine Nahrung mehr oder wird er oft gejagt; so wandert er bey Nacht weiter, kommt dabey durch bevölkerte Gegenden, wo er Hunde und Pferde wegnimmt, und leicht über Ströme schwimmt 1½ Stunden breit. Man hat Beyspiele, daß er gereizt in die Kähne sprang. Bey großen Ueberschwemmungen kommen sie auch in bewohnte Gegenden, selbst in Städte, und sogar in die Hauptstadt.

Sie paaren sich im August und im September, und lassen dann ihr lautes hu ½ Stunde weit hören; eben so wenn sich das Wetter ändert. Sie sollen auch nach 3 bis 3½ Monat 1 bis 3 blinde Junge werfen ins Dickicht oder unter Baumwurzeln. Im siebenten Monat sind sie gefärbt wie die Alten. Jung aufgezogen werden sie sehr zahm und possierlich, lassen sogar die Kinder auf sich reiten; später gibt man ihnen ein Halsband und bindet sie in einem Hof an einen Pfahl, weil sie in einem Käfig zu sehr stinken würden. Aber schon vor dem dritten Jahr gebrauchen sie ihre Kraft und schlagen bisweilen ihren eigenen Wärter mit einer Tatze so zu Boden, daß er sich kaum wieder erholt. Ihr Fett hat solch einen starken Geruch, daß man Füchse, Savien und Pferde aus einer Gegend verscheuchen kann, wenn man Bäume damit beschmiert. Großmuth und Erkenntlichkeit sind ihnen fremd.

Das Fell braucht man nur zu Fußdecken; daher jagt man sie nur wegen ihres Schadens oder aus besonderer Jagdlust und Hochmuth. Es gibt wirklich Jäger, welche den linken Arm mit einem Schaffell umwickeln und mit einem 2 Schuh langen Dolch und mit einigen Hunden auf ihn losgehen. Während ihn die Hunde beschäftigen, reizt ihn der Jäger mit Worten und Gebärden. Plötzlich springt der Jaguar auf ihn los, richtet sich auf wie der Bär, und öffnet brüllend den Rachen. In diesem Augenblick hält der Jäger den umwundenen Arm den Tatzen entgegen, und stößt ihm den Dolch in die linke

Seite, worauf er fällt und von den Hunden überfallen wird. War aber die Wunde nicht tödtlich; so steht er mit Blitzesschnelle auf, greift wieder an und bekommt den zweyten Stich. Ein Indianer erlegte auf diese Weise über 100 Jaguare, blieb aber im Jahr 1821 auf dem Platze. Es gibt sogar Tollkühne, welche ihn bloß mit dem Schafpelz und einer Keule angreifen, indem sie ihm mit derselben das Kreuz entzwey schlagen und sodann einige Schläge auf die Nasenwurzel geben. Gewiß ist es, daß man zahme mit einem mäßigen Schlag auf die Lendenwirbel für einige Tage lähmen kann. Gewöhnlich wird er übrigens von einem Schützen, 2 Begleitern mit einer Gabel, nebst 6 bis 10 Hunden gejagt, wie schon erzählt worden ist. Paraguay. 1830. 156.

In Chili und Peru scheint er westlich der Anden nicht vorzukommen, wenigstens erwähnen Molina und Meyen seiner nicht. Poeppig dagegen hat ihn östlich derselben, in der Provinz Mayna, im Gebiete des Amazonenstroms, wo es sumpfige Ebenen mit hohem Gras gibt, gefunden. Es vergeht kaum 1 Jahr, ohne daß sie einen Menschen tödten und Hunde oft aus den Dörfern holen. Manche Höfe müssen mit Palisaden umgeben werden, und des Nachts darf sich niemand ins Freye wagen. Man sieht daselbst Felle über 6 Schuh lang. Auch er behauptet, daß sie die Alligatoren angreifen und ihnen den Bauch aufreißen. Nach Aussage der Lanzenjäger wirke sein Athem durch Hitze und Gestank so brennend und erstickend, daß sie mehrere Tage Halsschmerzen davon bekämen. Als man einen Leichnam, von dem man ihn vertrieben hatte, auf einem Flusse nach dem Dorfe gebracht und in der Kirche begraben hatte, fand man ihn am dritten Morgen ausgewühlt und durch eine Maueröffnung fortgeschleppt. Das Thier folgte mithin dem Kahn einige Stunden weit, und brach, lüstern geworden nach Menschenfleisch, in die Kirche ein. Poeppig stieß übrigens nur einmal mit einem Hund auf ein solches Thier, welches sich indessen langsam in den Wald zurückzog; vom Schiffe aus, auf dem Maragnon, sah er indessen mehrere, und bey Ega schoß er in wenigen Tagen 2. Das Fell kostet kaum 2 fl. Der schwarze

sey viel größer und gefährlicher, und Pöppig hält ihn für eine besondere Gattung. Reise in Chili 2c. II. 1836. 382.

d. Hyänenartige Katzen: große Katzen mit Striemen.

14) Der Tiger (F. tigris), Tigre,

ist sehr schlank, 5 Schuh lang, 2½ hoch, Schwanz 2½, Kopf rundlich, Haar kurz, jedoch mit einem Backenbart; Färbung rothgelb, unten weiß; überall mit schwarzen Querstriemen gezeichnet, welche hin und wieder ein helles Mittelfeld haben; 4 Zitzen. Geßner 1551. 1060., mit einer für jene Zeit sehr characteristischen Abbildung. Buffon IX. 129. Taf. 9. 10. Schreber III. 381. Taf. 98. Ridingers kleine Thiere Taf. 35. Lacepède, Menagérie du Muséum. Fig. Fr. Cuvier, Mammif. 1821.

Findet sich bloß in Asien, von den Molucken an bis zum Aralsee, an dem südlichen Altai und in der Wüste zwischen Sibirien und China; im Westen von Armenien, an dem Berge Ararat bis in China hinein; am häufigsten aber im eigentlichen Indien, namentlich in Malabar, Siam und Bengalen, wo die Elephanten und Nashörner leben. In Deccan hat man vom Jahr 1825—29 nicht weniger als 1032 getödtet (Sykes in Zool. Proceed. 1830. 102.). In Africa gibt es keine; was man dort so nennt sind Panther, und Prosper Alpinus beschreibt ausdrücklich die Tiger aus Aethiopien, welche er in Aegypten gesehen hat, als Thiere wie die Löwinnen, jedoch größer, weißlich und mit runden, braunrothen Flecken geschäckt, was mithin keine Tiger seyn konnten, sondern wahrscheinlich gefleckte Hyänen, weil sie ihre wilde Natur nicht ablegten. Rer. aegypt. 237. Der americanische Tiger ist der Jaguar.

Dieses Thier wird gegenwärtig so häufig in Europa zur Schau gestellt, daß es fast jederman seinem Aussehen und Betragen nach kennt. Sie paaren sich sogar in unseren Gegenden, und werfen nach 16 Wochen 2—3 Junge, welche man sehr leicht aufziehen kann; ja man sieht Bastarde von dem Löwen und der Tigerinn. Die Gattung ist auch durch so bestimmte Merkmale von ihren Nachbarn unterschieden, daß wir uns nicht lange bey den Kennzeichen aufzuhalten brauchen. Alle Reisende

nach dem Orient sprechen davon, schildern seinen Blutdurst und seine Grausamkeit in den lebhaftesten Farben.

Sein Aufenthalt sind große Wälder in der Nachbarschaft der Flüsse, wo er auf Menschen und Thiere lauert; er klettert auch gut auf Bäume. In der Gefangenschaft bringt man es so weit, daß der Wärter zu ihm gehen, ihn anfassen, prügeln und ihm selbst den Kopf in den Rachen stecken kann, was indessen schon schlecht ausgefallen ist. Er gehorcht aufs Wort, springt über einen Stock, legt sich in einen Winkel u.s.w. Im Freyen ist er zwar sehr verwegen, flieht aber feig, wenn er stark von Hunden und Menschen verfolgt wird. Die Engländer in Ostindien jagen ihn gewöhnlich auf Elephanten.

In der heiligen Schrift scheint der Tiger gar nicht vorzukommen, und selbst den Griechen war er wenig bekannt obschon, Alexander den Feldzug bis nach Indien gemacht hat. Aristoteles hat davon eine einzige Stelle, welche überdieß noch beweißt, daß er von dem Thier so viel als nichts wußte; er habe gehört, daß die indischen Hunde Bastarde seyen vom Tiger und gemeinen Hund (VIII. 27. 8.).

Nearch, der Feldherr Alexanders, sagt, er habe zwar ein Tigerfell gesehen, aber das Thier selbst nicht; die Indianer erzählten aber, er sey so groß als das größte Pferd, und an Geschwindigkeit und Stärke käme ihm kein Thier gleich; er greife den Elephanten an, springe ihm auf den Kopf und erwürge denselben. Arrian. Ind. cap. 15. — Ueber diese Unkenntniß muß man sich um so mehr wundern, da Nearch den Alexander bis an den Indus begleitet hat.

Nach Strabo gibt es bey den Prasiern (am Indus) ungeheure Tiger, fast noch einmal so groß als die Löwen und so stark, daß ein gezähmter und von 4 Männern geführter ein Maulthier am Hinterbein packte und nach sich zog (XV. p. 703. ed. Casauboni. 1707.).

Den Römern war der Tiger unbekannt bis zu Varros Zeiten, welcher von ihm sagt, er habe noch nicht können gefangen werden. Als aber die Römer ihr Reich bis zu den Parthern ausdehnten, fiengen diese an Tiger aus Indien, Armenien und

Hyrcanien nach Rom zu führen. Und die Indianer, sagt Dio, schickten nun nicht bloß Gesandte, sondern auch Geschenke, worunter auch Tiger, welche die Römer früher nicht gesehen hatten. (In Augusto, ed. Sylburgii III. 1590. p. 200.)

Nach Plinius ist das Land zwischen dem Indus und Jumna voll von Tigern und Elephanten (VI. Cap. 20.). Auf Taprobane (Ceylon) ist den Innwohnern die Jagd der Tiger und Elephanten das angenehmste Fest (VI. Cap. 22.). Die Panthera und der Tiger sind fast die einzigen wilden Thiere mit Flecken. Unter den Consuln Tubero und Fabius Maximus zeigte zuerst Scaurus in Rom einen gezähmten Tiger in einem Käfig (743, der Stadt); Claudius auf einmal 4. Den Tiger bringt Hyrcanien und Indien hervor, ein Thier von schrecklicher Schnelligkeit, besonders wenn man ihm seine zahlreichen Jungen nimmt. Dann muß man aber ein gutes Pferd haben und wechseln können. Denn wenn die Mutter das Nest leer findet (die Männchen kümmern sich nicht um die Jungen); so stürzt sie nach und sucht die Spur durch den Geruch. Wenn der Räuber das Gebrüll nahe kommen hört, so wirft er ein Junges ab. Sie faßt es mit dem Maul und trägt es eiligst zurück, kehrt aber wieder um und bisweilen noch einmal, bis er das Schiff erreicht hat, worauf sie am Ufer wüthend herumläuft (VIII. Cap. 17.).

Später kamen oft Tiger nach Rom: unter Titus aus Hyrcanien, nach Martial (Spect. 18.); unter Domitian (Epigr. I. 105.). Antoninus Pius zeigte, nebst Thieren aus aller Welt, auch Tiger (Jul. Capitolinus cap. 10.); Heliogabalus spannte dieselben sogar vor seinen Wagen, um den Bacchus vorzustellen (Lampridius cap. 28.); Gordianus zeigte 10 (III. cap. 33.); vor dem Triumphe mit der Zenobia ließ Aurelianus 4 Tiger, eine Giraffe, Elennthiere u.s.w. hergehen (Vopiscus cap. 33.); Avitus ließ in einem Schauspiele 5 tödten, was vorher nie geschehen war (Dio ibid. p. 445.).

Am deutlichsten beschreibt ihn Oppian: er sey mit vielen Bändern geziert; die Natur habe nichts schöneres für die Augen hervorgebracht unter den wilden Thieren; er sey unter denselben, was der Pfau unter den Vögeln u.s.w. (De Venatione. I. 321.

III. 340.) Bey den arabischen Schriftstellern heißt er Al Babir und Al Berid. Geßner 1551. 1060. Bochart, Hierozoicon. 1663. l. lib. III. cap. 8. 791.

Im Mittelalter war Marco Polo der einzige, welcher den Tiger in seinem Vaterland gesehen hat. Der Chan der Tatarey hat in seiner eroberten Stadt Cambalu viele Leoparden und Luchse, womit er jagt; deßgleichen viele Löwen (Tiger), welche größer sind, als die von Babylon (ächte Löwen), schönes Haar haben und schöne Farben, nehmlich weiße, schwarze und rothe Striemen, und brauchbar sind, um wilde Schweine, Ochsen, wilde Esel, Bären, Hirsche, Rehe und viele andere Thiere zu fangen. Es ist wunderbar anzuschauen, wenn ein Löwe dergleichen Thiere fängt, mit welcher Wuth und Schnelligkeit er es ausführt. Der Chan läßt sie in Käfigen auf Karren führen, nebst einem Hündlein, an das sie sich gewöhnen. Man muß sie in Käfigen führen, weil sie sonst gar zu wüthend dem Wilde nachliefen, so daß man sie nicht halten könnte; auch muß man sie gegen den Wind bringen, weil sonst das Wild sie röche und flöhe. Der große Chan hat auch Adler, welche Wölfe, Füchse, Rehe und Damhirsche fangen. Oft braucht man zu einer Jagd 10,000 Menschen, 5000 Hunde und eine Menge Falken. Er reitet abwechselnd auf zween Elephanten, und hat im Wald eine Hütte von prächtig ausgearbeitetem Holz, innwendig mit Goldtüchern, auswendig mit Löwenhäuten bedeckt; seine Jäger, Aerzte und Astronomen mit Hermelinen und Zobel, wovon ein Kleid 2000 Goldgulden kostet.

Bey großen Festen bekommt der Chan aus allen Provinzen ungeheure Geschenke, Pferde, Tiger u.s.w. Manchmal hat er 100,000 Pferde. Dann gibt es Aufzüge von 5000 Elephanten, Cameelen, alle mit künstlichen Gold- und Seidentüchern bedeckt. Nach der Tafel, woran eine Menge Könige, Herzoge, Grafen, Ritter, Astrologen, Aerzte, Falconiere, Landvögte und Damen unter einander sitzen, kommen Musicanten und Hanswurste, und endlich führt man vor den Herrn einen Löwen, der so zahm ist, daß er sich sogleich zu dessen Füßen legt; darauf geht jederman nach Hause. Ramusio II. 1559. 27.

Im Osten von Bengalen gibt es eine solche Menge Löwen, daß es niemand wagt, außerhalb der großen Stadt Eintigui zu schlafen; und diejenigen, welche auf dem Flusse fahren, übernachten nicht in der Nähe des Ufers, weil die Löwen hinein schwimmen und Menschen aus den Schiffen holen. Man hat so große Hunde, daß ein einziger Mann mit 2 und mit einem Bogen auf die Jagd der Löwen geht und dieselben tödtet. Dieser sucht sich an einen Baum zu stellen, damit sie nicht von hinten angreifen können, geht aber nur Schritt für Schritt zurück und läuft nicht, damit es nicht scheine, als habe er Furcht; so groß ist sein Stolz und sein Muth. Dabey bekommt er Bisse und Pfeilschüsse; dann wendet er sich um, aber die Hunde ziehen sich schnell zurück und der Löwe geht wieder seinen Weg, bis er sich endlich wieder an einen Baum stellen kann. Ibidem p. 40.

Hier sollte man glauben es handle sich vom ächten Löwen, welcher jedoch so weit nach Osten wohl nicht vorkommt. Im Reiche Coulam gibt es ganz schwarze Löwen, sehr verschieden gefärbte Papageyen, Hühner und Pfauen. S. 56. — Hier ist ohne Zweifel der schwarze Panther gemeynt.

Joseph Barbaro aus Venedig sah im Jahr 1474 bey einem Feste des Fürsten von Armenien, unter geschenkten Thieren aus Indien, zuerst eine Leonza an einer Kette von einem Mann hereinführen, welche in seiner Sprache Babunth heißt. Sie gleicht einer Leonessa, ihr rothes Fell hat aber schwarze Querstriemen, Gesicht mit weißen und schwarzen Flecken, der Bauch weiß, und Schwanz wie beym Löwen; es war ein sehr wildes Thier. Dann führte man einen Leone herein und stellte ihn etwas entfernt von der Leonza. Diese legte sich sogleich wie eine Katze, zum Sprunge bereit, und wäre auf den Löwen gesprungen, wenn der Führer sie nicht weggezogen hätte. Dann kamen 2 Elephanten, welche auf einige Worte der Führer vor dem Herrn den Kopf neigten. Darauf kam eine Cirapha oder Giraffa, 15 Schuh hoch und sehr schön. Dann folgten schöne Tauben, Papageyen, Zibethkatzen u.s.w. Bey einer Musterung des Heers waren etwa 30,000 Cameele, 20,000 Esel, 5000 Saumrosse und eben so viel Maulthiere, 100 Jagdleoparden, 4000 Hunde,

einige Hundert Falken u.s.w. Ramusio II. 102 und 104. — Hier wird also der Tiger Leonza genannt.

Bontius, der lange auf Java lebte, hat unter den Neueren zuerst genauere Nachrichten vom Tiger mitgetheilt. Er sey keineswegs so geschwind, wie Plinius gesagt; vielmehr langsam, und stellt deßhalb mehr dem Menschen als Büffeln, Hirschen und Schweinen nach, von den vielen Ochsen und Kälbern auf der Insel nicht zu reden, welche durch ihr schnelles Laufen ihm leicht entkommen. Daher lauert er hinter Gebüsch und springt im Vorbeygehen auf dieselben. Hat er sie verfehlt, so geht er brüllend zurück, läuft eine Strecke im Wald umher und stellt sich dann wieder dahin, wo sie vorbeykommen werden. Er schlägt dem Raube immer die Klauen in den Nacken, und zwar mit solcher Kraft, daß auch das stärkste Thier zu Boden stürzt. Nachdem er das Blut ausgesogen, schleppt er den Leib in den Wald, um sich zu sättigen. Daher hält er sich am liebsten in der Nähe der Menschen auf, welche ihn nicht riechen und ihm auch nicht so schnell entfliehen können, als die genannten Thiere. Er gehört nach Bau und Betragen zu den Katzen. Uebrigens ist er häufig in den Wäldern längs der Flüsse, weil er dort die saufenden Thiere leicht erhaschen kann; er wird auch von allen Thieren über alle Maaßen gefürchtet, und deßhalb von den Javanern König des Waldes genannt. Seine Stärke ist unglaubl lich; er schleppt einen getödteten Büffel, obschon dieser dreymal größer ist als er selbst, wie einen Stock in den Wald. Der General Carpenter ließ Fallen aus Balken mit eisernen Nägeln in den Wald stellen und einen Bock hinein thun; aber ein gefangener Tiger riß mit den Klauen die Balken aus einander und entkam, hatte jedoch den Bock nicht angerührt. Die Löwen, welche ich am Vorgebirg der guten Hoffnung gesehen habe, sind viel kleiner. 1628 entfloh ein jung aufgezogener aus einem Käfig, und obschon er täglich an Menschen gewöhnt war, so tödtete er doch sogleich, außerhalb des Schlosses von Batavia, ein Pferd, so daß man ihn erschießen mußte. Erst vor Kurzem wurde ein ungeheures Thier in der Nähe der Stadtmauer erschossen, und ganz neuerlich wurde hier ein Ausreißer gehenkt,

der vor einigen Jahren einem Tiger beym Aufsperren des Mauls die Zunge mit der linken Hand ergriffen und demselben den Bauch mit einem Messer aufgeschlitzt hat. Das sind aber verwegene Streiche, denen bisweilen das Glück günstig ist. Seine gerühmte Freundschaft mit dem Nashorn ist nicht weit her. Beide sehen einander mit scheelen Augen an, wenn sie sich begegnen, und er frißt die jungen Nashörner, wo er sie bekommen kann. India orient. 1658. 52. Fig.

In Ostindien läßt man die Tiger bisweilen mit den Elephanten kämpfen. Da man aber die letztern schonen will, so bedeckt man ihnen den Kopf mit einer Art Panzer und hält den Tiger anfangs vest. Tachard sah einen solchen ungleichen Kampf in Siam. Man führte 3 Elephanten in eine Umzäunung von Palisaden. Der Tiger, der nicht zu den größten gehörte, und den man an 2 Seilen hielt, bekam von einem Elephanten einige Schläge mit dem Rüssel auf den Rücken, daß er umstürzte und einige Zeit wie todt liegen blieb. Als man ihn aber losgebunden hatte, sprang er auf, brüllte fürchterlich und wollte sich auf den Rüssel des Elephanten stürzen. Dieser hob ihn aber in die Höhe und gab dem Tiger einen Stoß mit den Hauern, daß er einen hohen Satz machte, und nun keinen Angriff mehr wagte, sondern an den Palisaden hinlief und daran hinaufsprang gegen die Zuschauer. Endlich trieb man alle 3 Elephanten gegen ihn, und diese versetzten ihm solche Schläge, daß er wieder einmal wie todt liegen blieb und nachher sie vermied. Sie würden ihn getödtet haben, wenn man den Kampf nicht beendigt hätte. Voyage de Siam. 1686. 292. Hieraus sieht man wenigstens, was der Tiger gethan haben würde, wenn man ihn anfangs frey gelassen hätte.

In Paris verschaffte man einem persischen Gesandten ein ähnliches Vergnügen, wobey der Tiger vom Elephanten todt geschlagen wurde. Er war 4 Schuh 9 Zoll lang, 3 Schuh hoch, Kopf 14 Zoll lang, 9 dick, Schwanz 2 ½ Schuh. Mém. de l'Acad. III. 2. 1699. 287.

Ein Tiger, den man in Paris hatte, war 6½ Schuh lang, Schwanz 2 Schuh 8 Zoll; die Haare nicht länger als 1 Zoll,

der Backenbart $4^1/_4$. Manche wägen $2^1/_2$ Centner; es gibt aber von 4 Centner, und manchmal so große wie ein Ochs. Buffon IX. 129.

Später bekam man wieder ein Paar aus Ostindien. Sie hatten vorher zu London ein Junges, halb so groß als eine Katze, welches nach ungefähr $3^1/_2$ Monat geworfen wurde; es hatte schon die Farbe und Zeichnung der alten, nur war das weiße mit grau gemischt, das schwarze mit braun, das gelbe etwas dunkler. Sie bekamen täglich 10 Pfund Fleisch und 6 Pfund Wasser. Sie warfen sich wie wüthend auf das Fleisch, als wenn es ein lebendiges Thier wäre, und brüllten dabey fürchterlich, gleichsam um jedes andere Thier abzuschrecken, das Lust hätte, es ihnen zu rauben. Das Brüllen des Tigers war sehr stark und dauerte 4—5 Minuten. Sie wurden nicht zahm, standen jedoch auf und legten sich auf Befehl des Wärters, wenn er zugleich mit der Peitsche drohte. Lacepède, Menag. du Mus. 1803.

Nach Pallas kommen die meisten Tigerfelle nach Rußland aus der Bucharey. Sie finden sich aber auch in der ganzen Wüste zwischen Sibirien, China und Indien, auf dem altaischen Gebirge außerhalb der Gränzen des russischen Reichs, am Aralsee und bisweilen an den Flüssen Dalai-noor und Argun. Er brüllt des Nachts haub, haub, und überfällt daher nicht leicht unversehens; auch läßt er sich durch Feuer und Geschrey vertreiben. Am gefährlichsten ist er durch seinen Sprung aus dem Schilf, besonders den Pferden und wilden Eseln, weil er sie im Laufe nicht erreichen kann. Bey den Kirgisen wird ein Fell mit einem Pferde bezahlt und als Köcherdecke benutzt. Er hat einen gezähmten gesehen, mit welchem sein Wärter machen konnte, was er wollte. Russisch heißt er Babr. Zoogr. rossica. I. 1811. 15. Eversman hat übrigens in der Bucharey keine Tiger gefunden. Reise 1813. 4. 118.

Dieses merkwürdige Vorkommen des Tigers so hoch im Norden wurde später von verschiedenen Beobachtern bestätigt. Spasky hat 1814 gefunden, daß er zwischen den Irtysch und

Ischim komme, bis Kolywan im Altai und selbst bis Barnaul am Oby. (Fischer, Zoognosie III. 219.)

Alex. v. Humboldt und Ehrenberg haben auf ihrer Reise nach dem Ural und Altai ebenfalls Nachrichten und selbst Häute von diesem Tiger erhalten. Der Oberst Gens zu Orenburg theilte ihnen seine gesammelten Nachrichten darüber mit. Man bemerkt oft Tiger am Berge Parabagatai, südwestlich dem See Dzagsan, nicht selten 200 deutsche Meilen östlicher an der Gränze der kirgisischen Steppe und Turkestans bey Sussac, 45° Nordbreite, im Nordwesten des Flusses Sir Deria (Taxartes), also in der Nachbarschaft des Aralsees. Nach ihren selbst eingezogenen Erkundigungen findet sich der Tiger noch um den Baikalsee und in den Gebirgen von Dawurien; ja die Cosacken vom Irtysch tödten bisweilen in der kirgisischen Steppe mit Lanzen zu Pferd; ferner tödtet man alle 2—3 Jahre zwischen Schlangenberg, dem See von Kolywan und dem See Dzagsan. Nach Gebler wurden während seines 20jährigen Aufenthalts zu Barnaul 4 Tiger getödtet, wovon er ein Fell für 11 Gulden gekauft hat. Der vorletzte wurde 1824 von einem Cosacken mit der Axt erschlagen im westlichen Altai, nicht weit von Bukhtarminsk; der letzte 1828 bey Irkutzk am Lena, 52¼°, also fast so nördlich als Berlin, und in einem Clima, wo es kälter wird als in Petersburg und Stockholm. Der Tiger findet sich mithin in ganz Mittelasien, nördlich dem himmlischen Gebirge (Thianschan), unter 42°, obschon es von ewigem Schnee bedeckt ist, in der Mongoley, chinesischen Songarey und in der Bucharey. Klostermann zu Semipalatna schenkte dem A. v. Humboldt ein Fell von einem Tiger, der bey Semisee, zwischen dem obern Irtysch und der kirgisischen Steppe, unter 48½°, gefangen worden ist. Er war 6½ Schuh lang, der Schwanz 2½.

Zu Semipalatna am Irtysch, in der Nähe des Altai, kauften sie auch ein Fell von Buffons Unze (Once. IX. 199. tab. 13.), welche, nach Pallas, russisch Bars, bucharisch und mongolisch Irbis heißt. Es war 3 Schuh 8 Zoll lang, Schwanz 3; die Rückenhaare 2 Zoll, die Bauchhaare 3, etwas kraus; der Grund weißgrau, der Rückgrath dunkler. Hat den längsten Schwanz

unter den verschiedenen Panthern; 4 Bauchzitzen, wie der asiatische Panther. Das Thier lebt, nach Aussage des Kaufmanns, am Berge Wala Tau bey Semisee und von da bis Kaschkar; nach Pallas in den Bergwäldern des östlichen Sibiriens, am Jenisey und Kuntschuk, am Uth und Amur, auch bey Balagansk am Lena und bey Tunkinsk am Baikalsee. Es wird sehr von den Jakuten gefürchtet. Hamilton Smith hat eine abgebildet in Griffiths Animal Kingdom II. 1827., welche vom persischen Meerbusen gekommen war. Ehrenberg, Annal. des sciences naturelles XXI. 1830. 387.

Ménétries fand Tiger in der Nähe von Lenkoran, am westlichen Strande des caspischen Meers, im ehmaligen Persien; einer war 5 Schuh 2 Zoll lang, 2 Schuh 2 1/2 Zoll hoch. Es werden jährlich einige getödtet, und manche verscheuchte kommen selbst bis an die Ufer des Kurs. Im Caucasus selbst finden sich keine; sondern die Bälge, welche man auf den Märkten von Derbent, Kislar und Nijni-Nowgorod sieht, kommen aus Georgien. Die russischen Officiere, welche häufig im Caucasus jagen, haben nie von einem Tiger weder etwas gehört noch gesehen. In Kislar hat er auch Felle vom Panther gesehen, welche aus dem Caucasus kommen sollten; sie stammten aber aus dem südlichen Sibirien. Catalogue etc. du Caucase. 1832. p. 20.

Die Felle werden zu Decken gebraucht, in China auf Polster u. dergl., sonst auch als Satteldecken, sind jedoch weniger geschätzt als die Pantherfelle.

Die Zahl der Tiger ist, nach Angabe der neuesten Reisenden, gegenwärtig in Ostindien noch so ungeheuer, daß in manchen Gegenden ganze Dörfer verlassen werden müssen, und die indischen Fürsten bisweilen Treibjagden anstellen mit Elephanten und vielen Tausend Soldaten zu Fuß und zu Pferd. Man stellt große Garne auf, umgibt den Wald, zündet das Gras an und treibt sie unter großem Lärm und Getöse gegen das Garn, wo sie von Bäumen herunter geschossen werden. Manchmal behauptet einer monatlang eine gewisse Stelle, und fängt täglich einen Menschen weg von denen, welche auf dem Wege vorbeygehen, so daß die Postverbindungen ganz unterbrochen wer-

den. Sie holen oft einen Menschen aus einer Schaar marschierender Engländer weg, oder Pferde und Ochsen vom Wagen, Cameele von ihrem Führer. Sie springen so unvermuthet aus einem Gebüsch hervor und schleppen ihren Raub fort, daß es dem Begleiter nicht möglich ist, denselben zu retten. Kinder holen sie von den Häusern weg; freylich läßt man auch nicht selten das Schilf dicht um die Dörfer herum stehen. Es gibt Jäger, welche in wenigen Jahren mehrere Hundert Tiger erschossen haben. Am sichersten ist die Jagd auf Elephanten, weil sie es nicht wagen, dieses Thier anzugreifen.

e. Vollkommene, oder große Katzen mit länglicher Schnauze und ungeflecktem Fell.

15) Der Löwe (F. leo), Lion,

ist die größte Gattung unter den Katzen, gegen 8 Schuh lang und 3 hoch, Schwanz 4; Färbung gelb; bey den Männchen eine Mähne um Hals und Schultern und ein Haarbusch am Schwanz.

Der Löwe ist eines der bekanntesten Thiere seit den ältesten Zeiten, und wird jetzt so häufig herumgeführt, daß jederman Gelegenheit hat, denselben lebendig zu sehen. Sie haben sogar schon häufig Junge in der Gefangenschaft hervorgebracht, welche groß geworden und gesund geblieben sind. Durch diese Beobachtungen ist es nun entschieden, daß sie 16 Wochen tragen, was von allen größeren Katzen gilt, Tiger, Panther und Leopard. Sie haben 4 Zitzen und werfen gewöhnlich 2 Junge mit offenen Augen.

Er weicht von den andern Katzen sowohl in der Gestalt als im Betragen bedeutend ab. Der Vorderleib ist viel stärker als der hintere, besonders die Brust viel breiter, während die Weichen ganz schlank sind; auch der Kopf ist viel dicker und nicht rund, sondern mehr vierschrötig mit einer längeren Schnauze; auch trägt er denselben meist aufrecht, wie ein Hund, und seltener gerad ausgestreckt, wie bey Tigern und Panthern; die Ohren sind abgerundet; das Gesicht, so wie der ganze Leib, mit kurzen Haaren bedeckt, der Hinterkopf aber, Hals und Schultern bey dem Männchen mit langen Zottelhaaren, was ihm ein prächtiges

Ehrfurcht einflößendes Ansehen gibt; auch stehen solche Haarbüschel an den sogenannten Knieen und am Ende des Schwanzes, welcher hinten eine Hornspitze hat.

Die eigentliche Heimath des Löwen ist Africa von einem Ende bis zum andern: in Asien scheint er sich bis an den Euphrat zu finden, namentlich in Arabien, dann in Indostan; aber man hat in der neuern Zeit nicht mehr viel von ihm gehört, und ist daher über seine dortigen Verhältnisse im Ungewissen.

In der heiligen Schrift kommt er sehr häufig vor, und soll im Hebräischen nicht weniger als 7 Namen haben, Gur der Säugling, Cephir der junge, gleichsam das Kind, Ari der ältere, gleichsam der Knabe, Sachal der reife, gleichsam der Jüngling, Sachats der starke, gleichsam der Mann, Labi der bejahrte, etwa der Greis, und Lajis der Altersschwache, welcher seinen Raub nicht mehr gehörig verfolgen kann (Drusius, Observat. Lib. X. cap. 4.), wobey sich aber, wie Bochart bemerkt, die Grammatiker manches Spiel erlaubt haben. Gur sey der Säugling auch von anderen Thieren, Ari der Löwe von jedem Alter und Geschlecht, Sachal ein schwarzer Löwe, wie es in Syrien gebe, Sachats bedeute nur ansehnliche Körper, Labi die Löwinn, Lajis der stärkste Löwe, keineswegs ein Altersschwacher. Nach der heiligen Schrift kommt er in Judäa vor, namentlich am Libanon, und manchmal durfte man sich nicht aus den Städten wagen; selbst am Jordan waren sie häufig. Xenophon, Aristoteles, Strabo, Plinius rc. sprechen von Löwenjagden in Syrien und Arabien; sie seyen dort stärker und zahlreicher als in Libyen. Auch haben sie gewußt, daß sie in Aethiopien bey Meroe mit Elephanten und Panthern vorkommen; selbst in Oberägypten, wo es jetzt keine mehr gibt. Die heilige Schrift nennt ihn das stärkste der Thiere, und ebenso die Griechen und Römer; er sey furchtlos und großmüthig; er weiche nicht zurück: wenn er auch von der Uebermacht gedrängt werde, so wende er sich doch oft um und leiste Widerstand; sein Gang sey gesetzt und prächtig; er habe kein bestimmtes Lager, sondern schlafe überall; er

Im Osten von Bengalen gibt es eine solche Menge Löwen, daß es niemand wagt, außerhalb der großen Stadt Cintigui zu schlafen; und diejenigen, welche auf dem Flusse fahren, übernachten nicht in der Nähe des Ufers, weil die Löwen hinein schwimmen und Menschen aus den Schiffen holen. Man hat so große Hunde, daß ein einziger Mann mit 2 und mit einem Bogen auf die Jagd der Löwen geht und dieselben tödtet. Dieser sucht sich an einen Baum zu stellen, damit sie nicht von hinten angreifen können, geht aber nur Schritt für Schritt zurück und läuft nicht, damit es nicht scheine, als habe er Furcht; so groß ist sein Stolz und sein Muth. Dabey bekommt er Bisse und Pfeilschüsse; dann wendet er sich um, aber die Hunde ziehen sich schnell zurück und der Löwe geht wieder seinen Weg, bis er sich endlich wieder an einen Baum stellen kann. Ibidem p. 40.

Hier sollte man glauben es handle sich vom ächten Löwen, welcher jedoch so weit nach Osten wohl nicht vorkommt. Im Reiche Coulam gibt es ganz schwarze Löwen, sehr verschieden gefärbte Papageyen, Hühner und Pfauen. S. 56. — Hier ist ohne Zweifel der schwarze Panther gemeynt.

Joseph Barbaro aus Venedig sah im Jahr 1474 bey einem Feste des Fürsten von Armenien, unter geschenkten Thieren aus Indien, zuerst eine Leonza an einer Kette von einem Mann hereinführen, welche in seiner Sprache Babunth heißt. Sie gleicht einer Leonessa, ihr rothes Fell hat aber schwarze Querstriemen, Gesicht mit weißen und schwarzen Flecken, der Bauch weiß, und Schwanz wie beym Löwen; es war ein sehr wildes Thier. Dann führte man einen Leone herein und stellte ihn etwas entfernt von der Leonza. Diese legte sich sogleich wie eine Katze, zum Sprunge bereit, und wäre auf den Löwen gesprungen, wenn der Führer sie nicht weggezogen hätte. Dann kamen 2 Elephanten, welche auf einige Worte der Führer vor dem Herrn den Kopf neigten. Darauf kam eine Cirapha oder Giraffa, 15 Schuh hoch und sehr schön. Dann folgten schöne Tauben, Papageyen, Zibethkatzen u.s.w. Bey einer Musterung des Heers waren etwa 30,000 Cameele, 20,000 Esel, 5000 Saumrosse und eben so viel Maulthiere, 100 Jagdleoparden, 4000 Hunde,

einige Hundert Falken u.s.w. Ramusio II. 102 und 104. — Hier wird also der Tiger Leonza genannt.

Bontius, der lange auf Java lebte, hat unter den Neueren zuerst genauere Nachrichten vom Tiger mitgetheilt. Er sey keineswegs so geschwind, wie Plinius gesagt; vielmehr langsam, und stellt deßhalb mehr dem Menschen als Büffeln, Hirschen und Schweinen nach, von den vielen Ochsen und Kälbern auf der Insel nicht zu reden, welche durch ihr schnelles Laufen ihm leicht entkommen. Daher lauert er hinter Gebüsch und springt im Vorbeygehen auf dieselben. Hat er sie verfehlt, so geht er brüllend zurück, läuft eine Strecke im Wald umher und stellt sich dann wieder dahin, wo sie vorbeykommen werden. Er schlägt dem Raube immer die Klauen in den Nacken, und zwar mit solcher Kraft, daß auch das stärkste Thier zu Boden stürzt. Nachdem er das Blut ausgesogen, schleppt er den Leib in den Wald, um sich zu sättigen. Daher hält er sich am liebsten in der Nähe der Menschen auf, welche ihn nicht riechen und ihm auch nicht so schnell entfliehen können, als die genannten Thiere. Er gehört nach Bau und Betragen zu den Katzen. Uebrigens ist er häufig in den Wäldern längs der Flüsse, weil er dort die saufenden Thiere leicht erhaschen kann; er wird auch von allen Thieren über alle Maaßen gefürchtet, und deßhalb von den Javanern König des Waldes genannt. Seine Stärke ist unglaublich; er schleppt einen getödteten Büffel, obschon dieser dreymal größer ist als er selbst, wie einen Stock in den Wald. Der General Carpenter ließ Fallen aus Balken mit eisernen Nägeln in den Wald stellen und einen Bock hinein thun; aber ein gefangener Tiger riß mit den Klauen die Balken aus einander und entkam, hatte jedoch den Bock nicht angerührt. Die Löwen, welche ich am Vorgebirg der guten Hoffnung gesehen habe, sind viel kleiner. 1628 entfloh ein jung aufgezogener aus einem Käfig, und obschon er täglich an Menschen gewöhnt war, so tödtete er doch sogleich, außerhalb des Schlosses von Batavia, ein Pferd, so daß man ihn erschießen mußte. Erst vor Kurzem wurde ein ungeheures Thier in der Nähe der Stadtmauer erschossen, und ganz neuerlich wurde hier ein Ausreißer gehenkt,

der vor einigen Jahren einem Tiger beym Aufsperren des Mauls die Zunge mit der linken Hand ergriffen und demselben den Bauch mit einem Messer aufgeschlitzt hat. Das sind aber verwegene Streiche, denen bisweilen das Glück günstig ist. Seine gerühmte Freundschaft mit dem Nashorn ist nicht weit her. Beide sehen einander mit scheelen Augen an, wenn sie sich begegnen, und er frißt die jungen Nashörner, wo er sie bekommen kann. India orient. 1658. 52. Fig.

In Ostindien läßt man die Tiger bisweilen mit den Elephanten kämpfen. Da man aber die letztern schonen will, so bedeckt man ihnen den Kopf mit einer Art Panzer und hält den Tiger anfangs vest. Tachard sah einen solchen ungleichen Kampf in Siam. Man führte 3 Elephanten in eine Umzäunung von Palisaden. Der Tiger, der nicht zu den größten gehörte, und den man an 2 Seilen hielt, bekam von einem Elephanten einige Schläge mit dem Rüssel auf den Rücken, daß er umstürzte und einige Zeit wie todt liegen blieb. Als man ihn aber losgebunden hatte, sprang er auf, brüllte fürchterlich und wollte sich auf den Rüssel des Elephanten stürzen. Dieser hob ihn aber in die Höhe und gab dem Tiger einen Stoß mit den Hauern, daß er einen hohen Satz machte, und nun keinen Angriff mehr wagte, sondern an den Palisaden hinlief und daran hinaufsprang gegen die Zuschauer. Endlich trieb man alle 3 Elephanten gegen ihn, und diese versetzten ihm solche Schläge, daß er wieder einmal wie todt liegen blieb und nachher sie vermied. Sie würden ihn getödtet haben, wenn man den Kampf nicht beendigt hätte. Voyage de Siam. 1686. 292. Hieraus sieht man wenigstens, was der Tiger gethan haben würde, wenn man ihn anfangs frey gelassen hätte.

In Paris verschaffte man einem persischen Gesandten ein ähnliches Vergnügen, wobey der Tiger vom Elephanten todt geschlagen wurde. Er war 4 Schuh 9 Zoll lang, 3 Schuh hoch, Kopf 14 Zoll lang, 9 dick, Schwanz 2½ Schuh. Mém. de l'Acad. III. 2. 1699. 287.

Ein Tiger, den man in Paris hatte, war 6½ Schuh lang, Schwanz 2 Schuh 8 Zoll; die Haare nicht länger als 1 Zoll,

der Backenbart 4½. Manche wägen 2½ Centner; es gibt aber von 4 Centner, und manchmal so große wie ein Ochs. Buffon IX. 129.

Später bekam man wieder ein Paar aus Ostindien. Sie hatten vorher zu London ein Junges, halb so groß als eine Katze, welches nach ungefähr 3½ Monat geworfen wurde; es hatte schon die Farbe und Zeichnung der alten, nur war das weiße mit grau gemischt, das schwarze mit braun, das gelbe etwas dunkler. Sie bekamen täglich 10 Pfund Fleisch und 6 Pfund Wasser. Sie warfen sich wie wüthend auf das Fleisch, als wenn es ein lebendiges Thier wäre, und brüllten dabey fürchterlich, gleichsam um jedes andere Thier abzuschrecken, das Lust hätte, es ihnen zu rauben. Das Brüllen des Tigers war sehr stark und dauerte 4—5 Minuten. Sie wurden nicht zahm, standen jedoch auf und legten sich auf Befehl des Wärters, wenn er zugleich mit der Peitsche drohte. Lacepède, Menag. du Mus. 1803.

Nach Pallas kommen die meisten Tigerfelle nach Rußland aus der Bucharey. Sie finden sich aber auch in der ganzen Wüste zwischen Sibirien, China und Indien, auf dem altaischen Gebirge außerhalb der Gränzen des russischen Reichs, am Aralsee und bisweilen an den Flüssen Dalai-noor und Argun. Er brüllt des Nachts haub, haub, und überfällt daher nicht leicht unversehens; auch läßt er sich durch Feuer und Geschrey vertreiben. Am gefährlichsten ist er durch seinen Sprung aus dem Schilf, besonders den Pferden und wilden Eseln, weil er sie im Laufe nicht erreichen kann. Bey den Kirgisen wird ein Fell mit einem Pferde bezahlt und als Köcherdecke benutzt. Er hat einen gezähmten gesehen, mit welchem sein Wärter machen konnte, was er wollte. Russisch heißt er Babr. Zoogr. rossica. I. 1811. 15. Eversman hat übrigens in der Bucharey keine Tiger gefunden. Reise 1813. 4. 118.

Dieses merkwürdige Vorkommen des Tigers so hoch im Norden wurde später von verschiedenen Beobachtern bestätigt. Spasky hat 1814 gefunden, daß er zwischen den Irtysch und

Jschim kommt, bis Kolywan im Altai und selbst bis Barnaul am Oby. (Fischer, Zoognosie III. 219.)

Alex. v. Humboldt und Ehrenberg haben auf ihrer Reise nach dem Ural und Altai ebenfalls Nachrichten und selbst Häute von diesem Tiger erhalten. Der Oberst Gens zu Orenburg theilte ihnen seine gesammelten Nachrichten darüber mit. Man bemerkt oft Tiger am Berge Parabagatai, südwestlich dem See Dzagsan, nicht selten 200 deutsche Meilen östlicher an der Gränze der kirgisischen Steppe und Turkestans bey Sussac, 45° Nordbreite, im Nordwesten des Flusses Sir Deria (Taxartes), also in der Nachbarschaft des Aralsees. Nach ihren selbst eingezogenen Erkundigungen findet sich der Tiger noch um den Baikalsee und in den Gebirgen von Dawurien; ja die Cosacken vom Irtysch tödten bisweilen in der kirgisischen Steppe mit Lanzen zu Pferd; ferner tödtet man alle 2—3 Jahre zwischen Schlangenberg, dem See von Kolywan und dem See Dzagsan. Nach Gebler wurden während seines 20jährigen Aufenthalts zu Barnaul 4 Tiger getödtet, wovon er ein Fell für 11 Gulden gekauft hat. Der vorletzte wurde 1824 von einem Cosacken mit der Axt erschlagen im westlichen Altai, nicht weit von Bukhtarminsk; der letzte 1828 bey Irkutzk am Lena, 52¼°, also fast so nördlich als Berlin, und in einem Clima, wo es kälter wird als in Petersburg und Stockholm. Der Tiger findet sich mithin in ganz Mittelasien, nördlich dem himmlischen Gebirge (Thianschan), unter 42°, obschon es von ewigem Schnee bedeckt ist, in der Mongoley, chinesischen Songarey und in der Bucharey. Klostermann zu Semipalatna schenkte dem A. v. Humboldt ein Fell von einem Tiger, der bey Semisec, zwischen dem obern Irtysch und der kirgisischen Steppe, unter 48½°, gefangen worden ist. Er war 6½ Schuh lang, der Schwanz 2½.

Zu Semipalatna am Irtysch, in der Nähe des Altai, kauften sie auch ein Fell von Buffons Unze (Once. IX. 199. tab. 13.), welche, nach Pallas, russisch Bars, bucharisch und mongolisch Irbis heißt. Es war 3 Schuh 8 Zoll lang, Schwanz 3; die Rückenhaare 2 Zoll, die Bauchhaare 3, etwas kraus; der Grund weißgrau, der Rückgrath dunkler. Hat den längsten Schwanz

unter den verschiedenen Panthern; 4 Bauchzitzen, wie der asiatische Panther. Das Thier lebt, nach Aussage des Kaufmanns, am Berge Wala Tau bey Semisee und von da bis Kaschkar; nach Pallas in den Bergwäldern des östlichen Sibiriens, am Jenisey und Kuntschuk, am Uth und Amur, auch bey Balagansk am Lena und bey Tunkinsk am Baikalsee. Es wird sehr von den Jakuten gefürchtet. Hamilton Smith hat eine abgebildet in Griffiths Animal Kingdom II. 1827., welche vom persischen Meerbusen gekommen war. Ehrenberg, Annal. des sciences naturelles XXI. 1830. 387.

Ménétries fand Tiger in der Nähe von Lenkoran, am westlichen Strande des caspischen Meers, im ehmaligen Persien; einer war 5 Schuh 2 Zoll lang, 2 Schuh 2½ Zoll hoch. Es werden jährlich einige getödtet, und manche verscheuchte kommen selbst bis an die Ufer des Kurs. Im Caucasus selbst finden sich keine; sondern die Bälge, welche man auf den Märkten von Derbent, Kislar und Nijni-Nowgorod sieht, kommen aus Georgien. Die russischen Officiere, welche häufig im Caucasus jagen, haben nie von einem Tiger weder etwas gehört noch gesehen. In Kislar hat er auch Felle vom Panther gesehen, welche aus dem Caucasus kommen sollten; sie stammten aber aus dem südlichen Sibirien. Catalogue etc. du Caucase. 1832. p. 20.

Die Felle werden zu Decken gebraucht, in China auf Polster u. dergl., sonst auch als Satteldecken, sind jedoch weniger geschätzt als die Pantherfelle.

Die Zahl der Tiger ist, nach Angabe der neuesten Reisenden, gegenwärtig in Ostindien noch so ungeheuer, daß in manchen Gegenden ganze Dörfer verlassen werden müssen, und die indischen Fürsten bisweilen Treibjagden anstellen mit Elephanten und vielen Tausend Soldaten zu Fuß und zu Pferd. Man stellt große Garne auf, umgibt den Wald, zündet das Gras an und treibt sie unter großem Lärm und Getöse gegen das Garn, wo sie von Bäumen herunter geschossen werden. Manchmal behauptet einer monatlang eine gewisse Stelle, und fängt täglich einen Menschen weg von denen, welche auf dem Wege vorbeygehen, so daß die Postverbindungen ganz unterbrochen wer-

den. Sie holen oft einen Menschen aus einer Schaar marschierender Engländer weg, oder Pferde und Ochsen vom Wagen, Cameele von ihrem Führer. Sie springen so unvermuthet aus einem Gebüsch hervor und schleppen ihren Raub fort, daß es dem Begleiter nicht möglich ist, denselben zu retten. Kinder holen sie von den Häusern weg; freylich läßt man auch nicht selten das Schilf dicht um die Dörfer herum stehen. Es gibt Jäger, welche in wenigen Jahren mehrere Hundert Tiger erschossen haben. Am sichersten ist die Jagd auf Elephanten, weil sie es nicht wagen, dieses Thier anzugreifen.

e. Vollkommene, oder große Katzen mit länglicher Schnauze und ungeflecktem Fell.

15) Der Löwe (F. leo), Lion,

ist die größte Gattung unter den Katzen, gegen 8 Schuh lang und 3 hoch, Schwanz 4; Färbung gelb; bey den Männchen eine Mähne um Hals und Schultern und ein Haarbusch am Schwanz.

Der Löwe ist eines der bekanntesten Thiere seit den ältesten Zeiten, und wird jetzt so häufig herumgeführt, daß jedermann Gelegenheit hat, denselben lebendig zu sehen. Sie haben sogar schon häufig Junge in der Gefangenschaft hervorgebracht, welche groß geworden und gesund geblieben sind. Durch diese Beobachtungen ist es nun entschieden, daß sie 16 Wochen tragen, was von allen größeren Katzen gilt, Tiger, Panther und Leopard. Sie haben 4 Zitzen und werfen gewöhnlich 2 Junge mit offenen Augen.

Er weicht von den andern Katzen sowohl in der Gestalt als im Betragen bedeutend ab. Der Vorderleib ist viel stärker als der hintere, besonders die Brust viel breiter, während die Weichen ganz schlank sind; auch der Kopf ist viel dicker und nicht rund, sondern mehr vierschrötig mit einer längeren Schnauze; auch trägt er denselben meist aufrecht, wie ein Hund, und seltener gerad ausgestreckt, wie bey Tigern und Panthern; die Ohren sind abgerundet; das Gesicht, so wie der ganze Leib, mit kurzen Haaren bedeckt, der Hinterkopf aber, Hals und Schultern bey dem Männchen mit langen Zottelhaaren, was ihm ein prächtiges

Ehrfurcht einflößendes Ansehen gibt; auch stehen solche Haarbüschel an den sogenannten Knieen und am Ende des Schwanzes, welcher hinten eine Hornspitze hat.

Die eigentliche Heimath des Löwen ist Africa von einem Ende bis zum andern: in Asien scheint er sich bis an den Euphrat zu finden, namentlich in Arabien, dann in Indostan; aber man hat in der neuern Zeit nicht mehr viel von ihm gehört, und ist daher über seine dortigen Verhältnisse im Ungewissen.

In der heiligen Schrift kommt er sehr häufig vor, und soll im Hebräischen nicht weniger als 7 Namen haben, Gur der Säugling, Cephir der junge, gleichsam das Kind, Ari der ältere, gleichsam der Knabe, Sachal der reife, gleichsam der Jüngling, Sachats der starke, gleichsam der Mann, Labi der bejahrte, etwa der Greis, und Lajis der Altersschwache, welcher seinen Raub nicht mehr gehörig verfolgen kann (Drusius, Observat. Lib. X. cap. 4.), wobey sich aber, wie Bochart bemerkt, die Grammatiker manches Spiel erlaubt haben. Gur sey der Säugling auch von anderen Thieren, Ari der Löwe von jedem Alter und Geschlecht, Sachal ein schwarzer Löwe, wie es in Syrien gebe, Sachats bedeute nur ansehnliche Körper, Labi die Löwinn, Lajis der stärkste Löwe, keineswegs ein Altersschwacher. Nach der heiligen Schrift kommt er in Judäa vor, namentlich am Libanon, und manchmal durfte man sich nicht aus den Städten wagen; selbst am Jordan waren sie häufig. Xenophon, Aristoteles, Strabo, Plinius rc. sprechen von Löwenjagden in Syrien und Arabien; sie seyen dort stärker und zahlreicher als in Libyen. Auch haben sie gewußt, daß sie in Aethiopien bey Meroe mit Elephanten und Panthern vorkommen; selbst in Oberägypten, wo es jetzt keine mehr gibt. Die heilige Schrift nennt ihn das stärkste der Thiere, und ebenso die Griechen und Römer; er sey furchtlos und großmüthig; er weiche nicht zurück: wenn er auch von der Uebermacht gedrängt werde, so wende er sich doch oft um und leiste Widerstand; sein Gang sey gesetzt und prächtig; er habe kein bestimmtes Lager, sondern schlafe überall; er

brülle vor dem Angriff, so daß man sich retten könne. **Bochart,** Hierozoicon. 1663. I. 711.

Dabey laufen allerley Mährchen mitunter, welche besonders die Griechen, Römer und Araber verbreitet haben; die Knochen sollen so hart seyn, daß sie Feuer geben; er soll die kleinen Thiere verachten, die Weiber schonen; die Löwinn soll in ihrem ganzen Leben nur 1 Junges werfen können u. dergl.

Nach Herodot hat Crösus dem Tempel zu Delphi einen goldenen Löwen geopfert, 10 Talente schwer, von dem beym Brande desselben $3^1/_2$ Talent abgeschmolzen sind; er wurde nachher in die Schatzkammer zu Corinth gebracht (I. 50.); zum Andenken des Leonidas wurde ein steinerner Löwe bey den Thermopylen aufgestellt (VII. 225.). Bey dem Marsche des Xerxes durch Macedonien fielen Löwen über die Cameele her, welche das Gepäck trugen. Sie kamen des Nachts aus ihren Lagern herunter, und griffen bloß diese Thiere an, ohne anderes Vieh oder Menschen zu berühren, worüber man sich sehr wundern muß, da sie diese Thiere noch nie gesehen hatten. Sie sind in dieser Gegend sehr häufig, so wie die wilden Ochsen mit ungeheuern Hörnern, welche nach Griechenland gebracht werden. Die Gränze der Löwen ist der Fluß Nestus, welcher durch Abdera (in Thracien) läuft, und der Achelous, welcher Acarnanien durchströmt; es gibt weder östlich noch westlich dieser Flüsse Löwen in Europa (VII. 125. 126.). Die furchtsamen und eßbaren Thiere, wie der Hase, sind außerordentlich fruchtbar; die starke und grausame Löwinn dagegen wirft nur ein einziges Mal in ihrem ganzen Leben, weil das Junge durch seine scharfen Klauen den Tragsack zerreißt; ähnliches geschieht der Viper, während die unschädlichen Schlangen Eyer legen (III. 108.). Nach Pausanias kommen sie oft von den Bergen herunter in die Ebenen vom Olympus, welcher Macedonien von Thessalien trennt. Polydamus, ein berühmter Fechter unter Darius Notus, tödtete einen daselbst, obschon man ihm vorher die Waffen abgenommen hatte. (Eliaca II. 5.)

Aristoteles wußte die Sache besser. Die Löwen paaren sich nicht zu jeder Zeit, aber in jedem Jahr, und werfen im

Frühling, meist 2, bisweilen nur 1, aber nie mehr als 6: denn die Fabel, daß die Löwinn den Tragsack zugleich auswerfe, ist unsinnig; sie wurde aber erdacht, weil das Thier selten ist; in Europa nirgends als zwischen den Flüssen Achelous und Nessus. Die jungen Löwen sind so klein, daß sie erst im zweyten Monat gehen können. In Syrien werfen sie fünfmal, zuerst 5, dann immer eines weniger und zuletzt keines mehr. Die Löwinn hat keine Mähne, sondern nur der Löwe. Er wechselt nur die vier Eckzähne, und zwar im sechsten Monat (VI. 28. 31.). Der Löwe ist beym Fressen, wenn er Hunger hat, sehr grimmig; gesättigt aber ganz mild. Er ist gar nicht mißtrauisch, und spielt mit seinen Cameraden sehr oft und freundlich. Bey der Jagd ergreift er nie offenbar die Flucht oder zeigt Furcht. Sucht er auch wegen der Menge der Jäger sich zu entfernen; so weicht er doch nur langsam und Schritt für Schritt, und wendet sich von Zeit zu Zeit um. Erreicht er einen Wald, so flieht er schnell, bis er wieder ins Freye kommt, dann geht er wieder schrittweise, oder wird er zu sehr gedrängt, auch laufend, aber nie springend; er läuft, wie ein Hund, gerad und vorgestreckt fort. Will er aber selbst angreifen, so wirft er sich auf den Raub, sobald er ihm nahe ist. Auch ist es wahr, daß er das Feuer fürchtet, wie schon Homer singt. Er merkt sich denjenigen, der ihn geworfen hat, und greift ihn an. Hat ihn aber einer nicht getroffen, so läuft er ihm zwar nach und packt ihn, thut ihm aber nichts, sondern läßt ihn geschüttelt und erschreckt laufen. Können sie Alters halber und schlechter Zähne wegen nicht mehr jagen, so nähern sie sich den Städten und fallen die Menschen an. Sie leben sehr lang. Man hat schon Lahme gefangen mit verdorbenen Zähnen, was nur von hohem Alter herkommen kann. Es gibt 2 Arten Löwen, kürzere mit krauserer Mähne, und diese sind furchtsamer; längere mit dichter Mähne, und diese sind stärker. Bisweilen fliehen sie mit hängendem Schwanz, wie die Hunde. Man hat einen vor einem Schwein fliehen sehen, welches sich gegen ihn wehrte und die Borsten sträubte. Er kann übrigens viele Pfeilschüsse aushalten, nur nicht in die Weichen. Am Kopf ist er am vestesten (IX. 31.).

Plinius wiederholt die Angaben von Aristoteles und hält ihm dabey eine Lobrede, so wie Alexander dem Großen; er mischt aber schon allerley Dinge ein, welche Aristoteles nicht gesagt hat. Die jungen Löwen seyen anfangs unförmliche Fleischklumpen, nicht größer als ein Wiesel, könnten sich nach 2 Monaten kaum rühren, und erst nach 6 gehen. Die europäischen Löwen zwischen dem Achelous und Nestus seyen viel stärker als die africanischen und syrischen; sie ließen das Wasser mit aufgehobenem Fuß wie die Hunde, während Aristoteles sagt: nach hinten, was auch richtig ist. Sie söffen selten, fräßen nur allen andern Tag und könnten dann wohl 3 Tage fasten; sie verschlängen alles ganz, und könne der Magen nicht alles fassen, so zögen sie es wieder mit den Klauen aus dem Rachen, um nöthigenfalls entfliehen zu können. Der Löwe sey unter den reißenden Thieren allein gnädig gegen Bittende; er verschone die, welche sich vor ihm niederwerfen, lasse seinen Grimm mehr gegen die Männer aus als gegen die Weiber; gegen die Kinder nur beym ärgsten Hunger. In Libyen glaube man, er verstehe das Bitten; eine gefangene Frau habe ihm erzählt, sie habe viele Löwen, von welchen sie in den Wäldern der Barbarey angefallen wurde, durch Zureden besänftiget: sie wäre nur eine Frau, flüchtig und krank, eine Bittende vor dem großmüthigsten und allen übrigen befehlenden Thier, eine seines Ruhms nicht würdige Beute. Hierüber seyen die Meynungen verschieden, ob nehmlich das Anreden die Thiere nur durch Zufall oder durch den besondern Ausdruck besänftige, wie es dann auch unentschieden sey, ob man die Schlangen durch Gesang hervorlocken und tödten könne. Die Absicht der Löwen verräth der Schwanz, wie die der Pferde das Ohr. Bewegt sich jener nicht, so ist der Löwe guter Laune, gnädig und schmeichelhaft, was jedoch selten vorkommt; sonst schlägt er anfangs damit auf die Erde und bey wachsender Wuth auf den Rücken, gleichsam um sich damit zu reizen. Kämpft die Löwinn für ihre Jungen, so heftet sie die Augen auf den Boden, um nicht vor den Waffen zu erschrecken. Man glaubt, sie beißen vor ihrem Tod in die Erde und vergießen Thränen. Dieses so grimmige Thier läßt sich durch lau-

fende Räder, leere Wägen, den Kamm und das Krähen der Hähne, am besten aber durch Feuer abschrecken.

Den ersten Löwenkampf zu Rom gab der Aedil Q. Scaevola (659 d. St.); nachher einen mit 100 Löwen der Dictator Sylla (er hatte sie aus Mauritanien vom König Bocchus erhalten. Seneca de brevitate vitae, caput 13.); dann Pompejus der Große im Circus mit 600; Julius Cäsar mit 400.

Früher war ihr Fang eine harte Arbeit, und geschah meistens in Gruben. Unter Claudius wurde durch Zufall ein Mittel entdeckt, das beynahe zur Beschämung eines solchen wilden Thiers gereicht. Ein Hirt der Barbarey warf nehmlich einem, der ihn angriff, seinen Rock vor, was man auch sogleich im Circus nachahmte. Man kann sich kaum vorstellen, wie sehr ihre Wuth dadurch gedämpft wird. Man braucht ihnen nur ein leichtes Gewand über den Kopf zu werfen; so lassen sie sich binden, ohne sich zu wehren, weil alle ihre Kraft in den Augen liegt. Es wird daher niemanden befremden, daß Lysimachus den Löwen erwürgte, mit dem er auf Alexanders Befehl eingesperrt wurde.

M. Antonius hat zuerst Löwen vor den Wagen gespannt, zur Zeit des bürgerlichen Kriegs nach der pharsalischen Schlacht, ein Vorzeichen von der Unterjochung edler Menschen; so fuhr er mit einer Schauspielerinn. Der erste aber, welcher einen gezähmten Löwen mit seinen Händen regierte und öffentlich zeigte, war der Carthaginenser Hanno, den man aber wegen dieser Geschicklichkeit als einen der Freyheit verdächtigen Menschen verurtheilte.

Es gibt auch Beyspiele von der Großmuth der Löwen. Mentor von Syracus gerieth vor Schrecken außer sich, als in Syrien sich ein Löwe winselnd vor ihn hinwarf, sich überall seiner Flucht entgegenstellte und seine Fußstapfen schmeichelnd leckte. Endlich bemerkte er an dessen Fuß eine Geschwulst und eine Wunde mit einem Splitter, den er herauszog. Elpis, ein Samier, kam zu Schiff nach Africa, begegnete am Strand einem Löwen mit aufgesperrtem Rachen, kletterte auf einen Baum und rief den Bacchus an. Der Löwe legte sich darunter und sah

jämmerlich nach ihm hinauf, immer mit aufgesperrtem Rachen. Von zu gierigem Beißen war ihm ein Knochen zwischen den Zähnen stecken geblieben, so daß er nicht mehr fressen konnte. Der Mann stieg endlich herunter und zog ihm den Knochen heraus. So lang das Schiff an der Küste blieb, hat nachher der Löwe zur Erkenntlichkeit Wildpret herbeygeschafft. Elpis hat nachher auf Samos dem Bacchus einen Tempel erbaut. Es ist merkwürdig, daß die Thiere von den Menschen Hilfe suchen und nicht von andern. Es gibt nur in Syrien schwarze Löwen (VIII. 16.). Der Löwe hat in den Schenkeln und Armknochen sehr wenig Mark, und dieselben sind so hart, daß sie Funken geben wie Feuersteine (XI. 38.).

Hadrian tödtete oft im Circus 100 Löwen (Spartianus in Hadriano Cap. 19.); Antoninus Pius ließ 100 auf einmal los; Marc Aurel ließ 100 mit Pfeilen erschießen bey dem Triumph über die Marcomannen (Julius Capitolinus Cap. 11. u. 17.; Eutropius VIII. Cap. 14.); Gordian III. hatte 70 gezähmte Löwen bey seinen Spielen (Julius Capitolinus Cap. 33.); Probus zeigte 100 Löwen und eben so viele Löwinnen, nebst einer Menge anderer wilder Thiere (Vopiscus Cap. 19.). Auf diese Weise wurden die Löwen so vermindert, daß man die Jagd den Einzelnen in Africa verbot, um immer hinlänglich für den Circus zu haben; unter Honorius wurde sie jedoch wieder erlaubt. In der spätern Zeit nahm aber die Verminderung immer mehr zu, und seit der Erfindung des Schießpulvers in dem Maaße, daß es jetzt als ein großes Geschenk betrachtet wird, wenn ein Dey der Barbarey einem europäischen Fürsten 1 oder 2 Stück schicken kann. Geßner 1551. 642. Cuvier, Oss. foss. IV. 1823. 408.

Schon der alte Leo Africanus sagt von dem Löwen in der Barbarey und in Fetz: er wohne in den Wäldern, sey grausamer als andere Thiere, fresse selbst den Menschen auf und wage es, Schaaren von 200 Reitern anzugreifen; die auf kälteren Gebirgen seyen nicht so grausam wie die in der heißen Ebene bey Tunis u. dergl.; sie kämpften zur Paarungszeit heftig mit einander, und 10—12 verfolgten eine Löwinn; er habe von vie-

len Männern und Weibern gehört: wenn eine Frau einem Löwen begegne und stehen bleibe, so neige er die Augen und gehe mit großem Gebrüll fort *). Das glaube wer da will; was aber der Löwe ergreift, das trägt er im Rachen fort, und wenn es ein Cameel wäre. Africa. 1559. 8. 501. Cap. 39.

Ordentliche und auf glaubwürdige Beobachtungen gegründete Nachrichten gibt es nur aus der neuern Zeit.

Kolbe sagt: daß der Löwe, deren es am Vorgebirg der guten Hoffnung viele gibt, welche sowohl den Menschen als den Thieren, wenn sie hungerig sind, nach dem Leben streben, dennoch ein edelmüthiges, tapferes, starkes und heldenmäßiges Thier sey, und daher wohl verdiene, der König der Thiere genannt zu werden; ist eine Sache, die keine Gegensprache leidet. Man mag an ihm betrachten welches Glied man will, so erhellt aus demselben eine solche Majestät, daß auch der herzhafteste Mensch vor ihm erschrecken muß. Will man aber alle seine Eigenschaften zusammen nehmen und dieselben bey sich überlegen; so findet man ohne alle Widerrede, daß ihm der Vorrang unter allen Thieren zukommt. Seine Mähne zeigt durch ihre röthliche Farbe, seine breite Brust und ganze Gestalt, sein herzhafter Gang, sein erstaunliches Springen, seine hellen und beynahe funkelnden oder wie 2 Lichter lodernden und schimmernden Augen, sein Schnauben und Brüllen, seine großen, an den eisenharten Füßen befindlichen Klauen, die er nach Art der Katzen herauslassen und wieder einziehen kann; sein erschrecklicher Rachen und Angst einjagender Kopf, kurz alles an und um ihn beweist eine solche Macht, Unerschrockenheit, Tapferkeit und Großmuth, daß man wohl seines Gleichen unter allen Thieren der ganzen Welt schwerlich antreffen wird, wenn sie auch schon auf einmal und an einem Orte beysammen wären. Seine Knochen sind so dicht und hart, daß man auch mit dem Vergrößerungsglase kein Löchlein darinn bemerken kann, und die Markhöhle ist nicht dicker als ein Pfeifenstiel; daher er auch im Stande ist, mit einem Schlage

* Si foemina in leonem incidat eique verenda monstret; magno clamore edito demissis oculis discedere. Credat, qui volet.

alles zu Boden zu werfen, daß es nicht mehr an das Aufstehen gedenkt. Das ist im Jahr 1705 einem Soldaten geschehen, der auf dem Feld vor einem Zelt Schildwacht stand; er wurde mit einem Schlage, unter fürchterlichem Gebrüll, getödtet und fortgeschleppt. Im Jahr 1807 tödtete einer auf dieselbe Weise einen Ochsen, sprang noch mit ihm über eine Mauer und schleppte ihn fort. Er thut immer den Schlag zuerst, darauf einen Schrey und beißt dann zu.

Wenn ein Löwe grimmig oder hungerig ist, so gibt er es durch Wedeln und Schlagen des Schwanzes auf den Rücken, so wie durch Schütteln der Mähne zu erkennen. Kommt man ihm daher zu nahe, was leicht geschehen kann, weil er sich im Gebüsch verbirgt und wie ein Hund auf seinen Raub lauert; so darf man nur auf diese Bewegungen achten, und, im Falle er sie macht, auf seinen Tod gefaßt seyn. Das begegnete 2 Jägern, welche plötzlich eines solchen Löwen ansichtig wurden. Er lief sogleich auf einen zu, der aber glücklicherweise auswich, den Löwen bey der Mähne ertappte, mit ihm ringend zu Boden fiel und des Löwen Zunge ergriff, daß er nicht beißen konnte. Der andere Jäger, dieses sehend, legte an, schoß ihn glücklich todt und rettete seinem Cameraden das Leben, welches er noch gegenwärtig hat.

Sobald ein Pferd einen Löwen riecht, achtet es nicht mehr auf Zaum und Gebiß, sondern reißt mit dem Reiter aus oder wirft ihn ab. Im letztern Fall ist er gerettet, weil der Löwe das flüchtige Pferd verfolgt. Bemerkt man daher zu Pferd einen Löwen in der Nähe, ehe ihn dieses gerochen hat, so kann man durch Abspringen sich retten.

Sieht man aber einen Löwen, der den Schwanz nicht rührt, so kann man kühnlich an ihm vorbeygehen, ja ihn sogar durch Werfen mit einem Stück Holz oder Stein aus dem Lager treiben. Das geschieht auch durch das Gerassel eines Wagens und das Geklatsche einer Geißel, was er nicht ertragen kann; auf diese Weise vertreiben ihn die Bauern, wenn sie des Nachts fahren, um der Sonnenhitze auszuweichen. Im Finstern verräth er sich auch schon von ferne durch seine leuchtenden Augen, wie ich es

elbst gesehen habe. Sein Fleisch ist eßbar, schmeckt gar nicht schlecht und verursacht keine Unannehmlichkeiten. Vorgeb. 1719. Fol. 154.

Sparrmann ist denselben oft begegnet. In der Nähe des kleinen Sonntagsflusses, im Osten der Colonie, hörten sie dieselben zum erstenmal die ganze Nacht hindurch brüllen. Das Gebrüll besteht in einem groben, unarticulierten Laut, der etwas hohles hat, wie der Schall eines Sprachrohrs, und keineswegs dem Donner gleicht, wie Buffon sagt. Es ist ein Mitteldinng zwischen u und o und scheint aus der Erde zu kommen, so daß man die Richtung nicht errathen kann. Daher wissen die erschreckten Thiere auch nicht, wohin sie fliehen sollen; sondern laufen im Dunkeln hin und her und fallen ihm in den Rachen. Während des Brüllens hält nehmlich der Löwe das Maul gegen die Erde. An ihrem Vieh konnten sie jedesmal merken, wann sich Löwen näherten, sie mochten brüllen oder nicht; die Hunde wagten es nicht einen Laut von sich zu geben; die Ochsen und Pferde holten tief Athem und zogen langsam an den Riemen, womit sie an den Wagen gebunden waren, legten sich auf die Erde und standen wieder auf, als wenn sie in Todesangst wären. Die Hottentotten machten Feuer, legten ihre Wurfspieße neben sich und die andern luden die Flinten mit Kugeln. Obschon die Löwen das Feuer fürchten, so wußten die Hottentotten doch Beyspiele, daß sie Menschen davon weggeholt und ganz in der Nähe aufgefressen hatten. Sie verboten zur Unzeit zu schießen, damit im Finstern nicht ein Mensch getroffen werde, und beschloßen das Thier mit ihren Spießen anzugreifen, während andere sich ihm an die Füße hängen sollten. Sie behaupten, daß der Löwe einen Menschen, den er überwältigt und unter sich liegen hat, nicht sogleich tödte, wofern dieser ruhig bleibt; sondern ihm erst später einen Schlag auf die Brust unter fürchterlichem Gebrüll gebe. Die Hottentotten waren sehr muthig und bezeigten keine Furcht, obschon sie die alte Meynung für zuverlässig hielten, daß Löwe und Panther lieber Neger und Hottentotten angreife, als Weiße. Unter den Ochsen that einer besonders unruhig, und es rumpelte ihm vor Schrecken im Leibe; eben so

benahm sich ein Hengst. Alle diese Thiere hatten noch nie einen Löwen gesehen.

Daß es Löwen schaarenweise gebe, ist eine Uebertreibung; um sie zu ernähren, würden die anderen Thiere nicht hinreichen. Uebrigens waren sie früher, so wie die Hyänen, viel zahlreicher und dreister; so daß sie nicht selten die Kraale oder Dörfer angefallen und Hottentotten fortgeschleppt haben, was um so schlimmer gewesen, als der Löwe, wenn er einmal Menschenfleisch gefressen, sich nicht mehr gern mit anderem begnügt. Sie mußten sogar ihre Bettladen auf Bäumen anlegen, um vor den Löwen sicher zu seyn. Gegenwärtig wagt er es kaum, ein anderes Thier auf offenem Felde anzugreifen und zu verfolgen, wenn er nicht sehr hungerig ist. Gewöhnlich lauert er in einem Versteck und wirft sich, mittelst eines Sprunges, auf das vorbeygehende Thier. Mißlingt der Sprung, so verfolgt er den Raub nicht, sondern kehrt wie beschämt nach seinem Hinterhalte zurück, und zwar Schritt für Schritt, als wenn er die rechte Länge abmessen wollte, bey welcher ihm der Sprung gelungen wäre. — Etwas Aehnliches bemerkt man auch bey den Katzen und Mäusen. Am ergiebigsten ist für den Löwen das Auflauern an den Flüssen, wohin die grösseren, meist gemsenartigen Thiere zum Saufen kommen; sie müssen mithin den Löwen nicht wittern, wie die Rinder und Pferde. Will man durch Flüsse setzen, so pflegt man mit der großen Ochsenpeitsche so stark als möglich zu klatschen; man hört es länger und weiter als einen Flintenschuß. Seit der Anwesenheit der Holländer hat diese Peitsche viel zur Scheu des Löwen vor den Menschen beygetragen. (Wahrscheinlich hält er das Knallen für Flintenschüsse, und es ist ihm daher nicht übel zu deuten, wenn er sich davon macht.)

Ein Hottentott bemerkte am obern Sonntagsfluß, daß ihm ein Löwe 2 Stunden lang nachgieng, und schloß daraus, daß er nur die Nacht abwarte, um über ihn herzufallen. Da er nichts als einen Stock bey sich hatte, versteckte er sich beym Einbruch der Nacht in eine Kluft an einem Absturz, steckte den Hut und das Wamms auf seinen Stock und bewegte denselben von Zeit zu Zeit. Der Löwe schlich wie eine Katze herbey, stürzte sich

über den Hut und die Felsen hinunter. Hat auf Viehhöfen oder Waiden ein Löwe ein Stück Vieh geraubt, so richtet man des Abends eine Menschengestalt auf mit Selbstschüssen; man gibt sich daher nicht die Mühe ihm Gruben zu graben.

Man hat eine Menge Beyspiele, daß der Löwe in diesen Gegenden wenig Muth in Vergleichung mit seiner Stärke hat, ja selbst feig ist oder geworden ist. Indessen gibt es auch Beyspiele von seiner Unerschrockenheit. Einer hatte in einer Umzäunung dem Vieh Schaden gethan. Da man seinen Besuch für die folgende Nacht erwartete, so zog man ein Seil vor den Eingang mit einer Flinte. Er kam aber schon bey Tag, trat das Seil nieder, machte sich nichts aus dem Knall, tödtete ein Stück Vieh und fraß davon nach Belieben.

Es ist merkwürdig, daß der Löwe den Menschen gewöhnlich nur verwundet oder eine Weile wartet, bis er ihm den tödtlichen Streich gibt, während er die Thiere augenblicklich tödtet; so hatte einer zween Ochsen, als sie kaum vom Wagen ausgespannt waren, auf der Stelle den Rücken entzwey geschlagen. Ein Mann hatte es mit seinen 2 Söhnen gewagt, Jagd auf einen Löwen zu Fuß zu machen; dieser stürzte hervor, warf einen unter sich, und dennoch hatten die andern Zeit ihn zu erschießen. Sparrmann sah selbst einen an den Backen scheußlich verunstalteten Hottentotten, dem auf einer Jagd ein Löwe bloß diesen Biß beygebracht hatte, ohne ihm weiter etwas zu thun; ein anderer hatte jemanden bloß in den Arm gebissen. Da er in der Regel keinen Widerstand findet, so scheint er den Muth leicht zu verlieren, wenn man ihm dergleichen entgegensetzt. In der Barbarey, wo er die Uebermacht des Menschen mehr kennen gelernt hat, soll er sich sogar mit Stockschlägen von Weibern und Kindern vertreiben lassen (vielleicht weil er den Stock für eine Flinte ansieht). Ein Landmann, mit Namen Kock, am Seekuhflusse, stieß beym Spaziergange auf einen Löwen. Er legte auf ihn an, verfehlte ihn aber und wurde von ihm verfolgt; als er außer Athem war, kletterte er auf einen Steinhaufen und hob den Fintenkolben hoch in die Höhe. Der Löwe legte sich 20 Schritt vor ihm nieder; nach einer halben Stunde

aber stand er auf, gieng anfangs Schritt für Schritt zurück, als wenn er sich fortstehlen wollte, und erst als er ein Stück weit gewesen, fieng er an aus allen Kräften zu laufen. — (Wenn man bedenkt, wie groß ein aufrechter Mensch mit aufgehobenem Flintenkolben einem Löwen vorkommen muß; so kann man wohl begreifen, daß er sich nicht an ihn wagt, besonders da eine so hohe Gestalt, wenn sie ein vierfüßiges Thier wäre, noch einen ungeheuren Leib hinter sich vermuthen läßt.)

Uebrigens ist der Löwe schnell zu Fuß, und man hat Beobachtungen, daß sie verwegene Jäger fast eingeholt haben, obschon sie auf guten Jagdpferden saßen. Seine Stärke ist außerordentlich. Am Cap hat einmal einer ein Rind mit dem Rachen fortgeschleppt, fast so leicht wie die Katze eine Maus; er war sogar damit über einen Graben gesprungen. Ein Büffel ist ihm jedoch zu schwer. Am Buschmannsfluß sahen 2 Bauern einen solchen fortschleppen; sie vertrieben aber den Löwen, weil sie selbst Lust darnach hatten. Er hatte dem Büffel das Gedärm aus dem Leibe gerissen, um ihn leichter fortschaffen zu können. Als sie das Fleisch auf den Wagen trugen, sah er sich recht oft aus dem nahen Wald nach ihnen um, ohne Zweifel nicht ohne großen Verdruß. Dem Büffel soll er mit den Vordertatzen das Maul und die Nase zuklemmen, daß er erstickt. Uebrigens wehren sich diese Thiere, besonders wenn sie Kälber haben; und ein Löwe soll von einer Heerde Kühe, welche er bey hellem Tage angegriffen, todt gestoßen worden seyn.

Ein Dutzend gewöhnlicher Hofhunde wird übrigens bey Tag meister über den Löwen. Sein Stolz hält ihn nehmlich ab zu fliehen, und er setzt sich bloß hin, um sie mit den Tatzen abzuwehren, womit er freylich 2—3 todt schlägt, aber von den andern zerrissen wird.

Man jagt sie mit gewöhnlichen Pferden und Hunden, ohne alle weitere Abrichtung, selbst mit solchen, die sich bey anderen Gelegenheiten vor ihnen gefürchtet haben. Das kann jedoch nur in ebenem Felde geschehen, und nur wenn 2—3 Personen beysammen sind, damit sie einander helfen können, wenn ein Schuß mißlingt. Man lockt ihn zuerst durch Hunde aus dem Wald.

Sieht er die Jäger noch in der Ferne, so macht er von all seiner Schnelligkeit gebrauch, um ihnen aus den Augen zu kommen. Sieht er sie aber unversehens in der Nähe, so flieht er zwar auch, aber nur langsam und stolz; wird er zu dicht gedrängt und gereizt, so läuft er immer langsamer, endlich nur Schritt für Schritt, sieht sich um, bleibt zuletzt stehen, wendet und schüttelt sich, brüllt kurz und durchdringend, um zu drohen, und zeigt sich bereit seine Feinde zu empfangen. Dann ist es für die Jäger hohe Zeit bey der Hand zu seyn, oder sich etwas zu entfernen, aber einen gewissen Abstand unter einander zu beobachten. Wer nun dem Löwen am bequemsten nach dem Herzen oder der Lunge zielen kann, der muß zuerst abspringen, den Zaum um den Arm behalten, Feuer geben, augenblicklich sich wieder in den Sattel werfen und mit verhängtem Zügel neben seinen Cameraden vorbeyreiten. Davon springt nun einer ab und schießt gewöhnlich den Löwen vollends todt. Im Fall der Löwe aber diesen noch zu verfolgen im Stande wäre, wird er endlich vom dritten sicher getroffen. Während der Flucht laden wieder die Jäger und kehren um, wenn es nöthig seyn sollte. Man weiß hier kein Beyspiel, daß eine solche Löwenjagd zum Unglück der Jäger ausgeschlagen wäre. Diejenigen Colonisten, welche in entferntere und mit wilden Thieren angefüllte Gegenden ziehen, besonders in der Nähe von Hinter-Bruyntjes-Höhe, sind meist geschickte und kühne Schützen, welche sich einen Spaß aus der Löwenjagd machen. Er ist auch viel leichter zu tödten, als anderes Wild. Büffel und große Gemsen laufen mit einem Schuß durch Bauch und Gedärm davon; der Löwe aber bekommt gleich Erbrechen und wird unvermögend zu laufen. Die Haut wird für schlechter als eine Kuhhaut gehalten, und daher wenig gebraucht. Hin und wieder bennutzt sie ein Bauer zu Oberleder an den Schuhen. Reise 1784. 360 und 362.

In Krakekamma tödtete eine Löwinn auf dem Wege zur Walde im Finstern einen Ochsen, ließ sich aber durch das Knallen der Peitschen und das Bellen der Hunde vertreiben. Am folgenden Morgen suchte man sie vergebens, fand aber ihre 3 Jungen, welche nicht flohen, sondern sich gegen 6 Hunde zur Wehre setz-

ten, von denen sie jedoch zerrissen wurden: denn die Hunde waren nicht viel kleiner. S. 590.

Auf Levaillants Reise, in der Nähe der Cafferey, wurden 2 Jäger, welche auf die Flußpferdjagd gegangen waren, auf dem Heimwege von Löwen verfolgt. Kaum hatte man sich um 11 Uhr im Zelte niedergelegt, so hörte man das Brüllen eines Löwen, nur 50 Schritt entfernt; ein anderer antwortete ihm aus weiter Entfernung, kam aber nach 1/4 Stunde auch an; und nun streiften beide um das Lager herum. Man stand natürlicherweise auf und schoß nach allen Seiten, wodurch sie sich endlich vertreiben ließen. Man kann am Benehmen der Hunde merken, welches Thier in der Nähe ist. Ist es ein Löwe, so werden sie sehr unruhig, wagen sich nicht von der Stelle, heulen traurig, kommen zum Menschen und schmeicheln ihm, als wenn sie Hilfe suchten. Alle anderen Hausthiere stehen auf, die Ochsen plärren mit gebrochener Stimme; die Pferde stampfen und drehen sich um; die Schafe drängen sich an einander; der Affe, den Levaillant bey sich hatte, zitterte vor Angst; nur der Hahn wußte nichts davon. Nähert sich dagegen eine Hyäne, so gehen die muthigsten Hunde auf sie los und Rinder und Pferde bleiben liegen, eben so bey dem Schackal. Die Hottentotten sagen, der Schackal sey der Spion der reißenden Thiere; er käme, um die Hunde zu reizen und herauszufordern, damit sie ihm folgten und den Löwen oder Hyänen unter die Zähne geriethen, welche den Fraß freundschaftlich und dankbar mit ihm theilten. Gewiß ist, daß die Hyänen bald herbeykommen, nachdem die Schackale ihr Concert angefangen haben. In dieser Gegend gibt es übrigens Büffel, Prunckböcke, Gnu, Kudu und Flußpferde. Als mehrere dieser Thiere geschossen und ins Lager gebracht wurden, näherten sich beide Löwen wieder, und, wie es schien, alle Hyänen und Schackale der ganzen Gegend; einer lief sogar zwischen den Feuern durch und die Schackale drangen ins Lager, so daß sie diesen Bestien ihr Wildpret hätten überlassen müssen, wenn sie keine Hunde gehabt hätten. Levaillant, Voyage. 1790. 8. I. 341.

Auch Barrow spricht dem Löwen keine löblichen Eigen-

schaften zu. Er fand ihn häufig um den Salzsee in der Algoa-Bay, in der Nähe des Sonntagsflusses, wo bey seiner Ankunft in einer Nacht 2 Pferde von ihnen gefressen wurden. Er nennt ihn ein hinterlistes Thier, das selten einen offenen Angriff wagt, sondern sich, wie die andern Katzenarten, in einem Versteck auf die Lauer legt, bis es bequem auf seine Beute springen kann. Es wäre ein Glück für die Colonisten und Hottentotten, wenn der Löwe den edlen und großmüthigen Character besäße, der so oft die Einbildungskraft der Dichter entflammt hat, und wenn es wahr wäre, daß er es unter seiner Würde hielte, seine königliche Klaue mit dem Blute irgend eines schlafenden Geschöpfes zu besudeln. Er ist eines der trägsten Raubthiere und gibt sich nie die Mühe etwas aufzusuchen, so lange er nicht hart vom Hunger gedrängt wird. Ueber den Büffel, der fast noch einmal so schwer als ein gemeiner Ochse ist, trägt er gewöhnlich den Sieg davon; aber durch Ueberfall aus einem Hinterhalt, nicht durch freyen Kampf auf dem Felde. Er springt auf ihn los, setzt ihm die Klauen an den Hals, schlägt ihm mit der Tatze ins Gesicht, schlingt sich um den Kopf, zieht ihn bey den Hörnern zu Boden und hält ihn so lange, bis er dem Blutverlust erliegt. Am Kahmiesberge, im Lande der Namaken, wollte ein Hottentott eine Heerde Rindvieh ins Wasser treiben, als er einen Löwen erblickte. Er floh mitten durch die Heerde, in der Hoffnung, daß der Löwe eher ein Stück Vieh ergreifen, als ihm folgen würde. Keineswegs. Der Löwe brach durch die Heerde und folgte dem Hottentotten, der jedoch noch so glücklich war auf einen Aloebaum zu klettern und sich hinter einem Haufen Nester des grauen Webervogels (Ploceus socius) zu verstecken. Der Löwe that einen Sprung hinauf, verfehlte aber seinen Zweck und fiel auf den Boden. In mürrischem Schweigen gieng er um den Baum, warf dann und wann einen schrecklichen Blick hinauf, legte sich endlich nieder und gieng 24 Stunden nicht von der Stelle. Endlich kehrte er zur Quelle zurück, um seinen Durst zu stillen; der Hottentott stieg herunter und lief nach Hause, das nur 1/2 Stunde entfernt war. Der Löwe folgte ihm aber, und kehrte erst 300 Schritt vom Hause um. Es scheint

wirklich gegründet zu seyn, daß er die Hottentotten den Holländern vorzieht, vielleicht weil sie unbekleidet gehen. Nächst den Hottentotten ist das Pferd seine Lieblingsspeise; an Schafe setzt er selten seine Klauen, vielleicht wegen der wolligen Bedeckung. Reisen. 1801. 160. 481.

Lichtenstein traf die ersten Löwen in der Nähe des Löwenflusses. Man hatte sich in der Nähe von stehendem Wasser 24 Stunden gelagert, und daher die Thiere am Saufen gehindert. Ein Löwe kam auf 30 Schritt herbey, stand still, gähnte und legte sich nieder. Man rüstete sich zu schießen, wenn er noch näher kommen würde. Aber bald stand er auf, gieng unter dumpfem Brüllen einige Schritte zurück, legte sich wieder, sah sie einige Augenblicke an und floh dann in der größten Schnelligkeit davon. Der Löwe greift, nach Aussage der Jäger, kein Thier und keinen Menschen an, wofern sie nicht fliehen; ohne vorher in einer Entfernung von 10 Schritten sich niedergelegt und seinen Sprung abgemessen zu haben. Daher schießen die Jäger nicht eher, als bis er sich gelegt hat, weil sie ihn dann sicher vor den Kopf treffen. Begegnet man einem Löwen unbewaffnet, so ist Muth und Geistesgegenwart das einzige Rettungsmittel. Wer entflieht ist unfehlbar verloren; wer ruhig stehen bleibt, den greift der Löwe nicht an. Wenn er sich auch zum Sprunge hinlegt, so wird er ihn doch nicht wagen, wenn man ihm unbeweglich, wie eine Bildsäule, ins Auge schaut. Die erhabene Gestalt des Menschen flößt ihm, vorausgesetzt, daß er den leichten Kampf mit dem Menschen noch nie versucht hat, eher Furcht und Mißtrauen in seine eigene Kraft ein, und eine ruhige Haltung des Leibes verstärkt diesen Eindruck mit jedem Augenblick. Man würde ihn stören, sobald man durch eine unbedachtsame Bewegung entweder dem Löwen die eigene Furcht verriethe, oder ihn zur Vertheidigung aufzufordern schiene. Der Ausgang beweißt, daß er selbst sich nicht minder gefürchtet hat, als der Mensch; denn nach einiger Zeit erhebt er sich langsam, geht unter beständigem Umsehen einige Schritte zurück, legt sich wieder, entfernt sich abermals in immer größeren Zwischenräumen, und nimmt endlich, wenn er ganz

außer den Wirkungskreis des Menschen gekommen zu seyn glaubt, in vollem Laufe die Flucht. Der Löwe wiegt die Gefahr ab; der Panther aber stürzt sich blindlings auf den Feind, unbekümmert, ob er siegen oder unterliegen werde.

Vormals, als es noch mehr Löwen gab und die Colonisten sein Naturell noch nicht ausstudiert hatten, stellte man gemeinschaftliche Jagden auf einen Löwen an, suchte ihn durch Hunde in die Ebene zu locken, schloß einen Kreis um ihn und schoß von allen Seiten auf ihn los. Gegenwärtig werden 2 Jäger mit ihm fertig, und oft nimmt es ein einziger mit ihm auf, was jedoch immer gefährlich ist. Ihrer zwey trieben durch Hunde einen Löwen aus einer Schlucht. Er legte sich zum Sprunge und wurde von einer Kugel gestreift. Darauf stürzte er wüthend auf den Schützen, daß er kaum Zeit hatte sich aufs Pferd zu werfen und zu entfliehen. Aber nach wenigen Sätzen war der Löwe auf dem Rücken des Pferdes und schlug dem Unglücklichen die Tatzen in die Schenkel. Der andere Jäger sprang vom Pferde und erschoß den Löwen durch den Kopf. Bey einem ähnlichen Falle packte der Löwe mit den Zähnen den linken Arm des Reiters. Der feige Gefährte entfloh, um einige Hottentotten in der Nähe zu Hilfe zu rufen. Der mit dem Löwen kämpfende zog ein Messer aus der Tasche und stach ihm dasselbe durchs Herz. Beide blieben auf dem Platze.

Zwischen Stellenbosch und Graaff-Reynett gibt es eine Menge Löwen. Ein Colonist sah einmal auf einer Jagdreise 22 beysammen, worunter 8 ausgewachsene, die anderen Junge. Er flüchtete mit seinen Hottentotten auf das Zelt seines Wagens und gab, ohne einen Schuß zu wagen, seine Ochsen den Raubthieren preis, die 6 davon erwürgten und fortschleppten.

Im Roggeveld saß die Frau eines Colonisten innerhalb der Hausthür und spielte mit ihren Kindern, als sich bey hellem Tag ein Löwe plötzlich über die Thürschwelle legte. Die Frau bleibt ruhig und die Kinder fliehen in ihren Schooß. Der Mann, im Hofe beschäftigt, eilt herbey, sah aber den Eingang ins Haus durch den Löwen versperrt. Wie mechanisch geht er zum Fenster an der andern Seite des Hauses, wo er ein Gewehr heraus

langen und den Löwen durch das Fenster und die offene Stubenthür erschießen konnte, dicht an den Locken seines Knaben vorbey. Reisen II. 1812. 47. 121. 293.

Auf eine ganz ähnliche Art schildert Leslie die Löwenjagd am Oranienfluß und das stolze und trotzige Naturell des Löwen, womit er immer seinen Posten, meistens eine Anhöhe, behauptet, ungeachtet des Bellens der Hunde und des Knallens der Flinten. Isis 1834. 995.

In Paris hatte man eine Löwinn, welche mit einem jungen Hund spielte und ihn sehr lieb hatte, traurig wurde, wenn man ihn entfernte, und sich wieder freute, wenn er kam. — Diese Freundschaft sieht man jetzt nicht selten bey den Thierführern, wo der eingesperrte Hund gleichsam den Vertheidiger des Löwen übernimmt, wenn sich jemand dem Käfig nähert.

Eine andere wurde mit einem Männchen in einem Walde zwischen Constantine und Bona in der Barbarey gefangen, etwa 3 Tagreisen ins Land hinein, als beide ungefähr 1½ Jahr alt waren. Sie paarten sich zum erstenmal im sechsten Jahr, wobey die Löwinn ein Geschrey hören ließ, wie die Katzen. Sie verwarf aber nach 2 Monaten. Die beiden Jungen hatten noch keine Haare. Drey Wochen nachher paarten sie sich wieder, und nach 108 Tagen (15 Wochen 3 Tage) wurden 3 männliche Junge geworfen, 1 Schuh lang, mit wolligen graulichen Haaren bedeckt, vielen kleinen braunen Querstreifen und einem langen Rückenstreifen, welche sich allmählich verloren. Die Mähne kam erst nach dem dritten Jahr. Später warf sie 2 weibliche Junge nach demselben Zeitraum. Die Hauskatze trägt bekanntlich 55 Tage, also die Hälfte. Schon Geßner spricht von einer Löwinn, welche zu Florenz geworfen hatte, und Willughby von einer zu Neapel; diese hatte 5.

Man gab jedem Löwen täglich nur einmal 8—10 Pfund Fleisch und 3 Pfund Wasser. Der Löwe fieng bey Anbruch des Tages an zu brüllen; alle Löwinnen machten es nach, und das dauerte etwa 10 Minuten; dasselbe geschah nach dem Fressen. Sie schliefen während der Nacht. Länge 5 Schuh, Widerrist 2 Schuh 8 Zoll, Schwanz 2 Schuh 5 Zoll. Lacepède, Mo-

nag. 1802. Fig., nebst den Jungen, von Maréchal und Miger gezeichnet.

Cuvier hat in demselben Werk den männlichen Löwen von 7 Jahren beschrieben. Er hatte keineswegs Angst vor einem Hahn, sondern fraß ihn ohne weiters auf; auch erschrack er gar nicht vor dem Geschrey eines Schweins; in der Barbarey fressen sie Wildschweine und schleppen sie weit fort, eben so Rinder oft über eine Stunde weit. Sie sollen daselbst ihre Jungen an sumpfigen Orten werfen, um desto leichter die Thiere zu bekommen, welche saufen wollen. Der Löwe hilft Nahrung herbeyschaffen, woraus man schließen darf, daß sie paarweise leben. Auch hatte der Löwe zu Paris, außer seiner Löwinn, keine andere geduldet. Menag. 1802. Fig. sehr schön von Maréchal. Das Skelet in D'Altons Raubthieren T. 1.

Olivier glaubt, der Löwe in Arabien und Persien, vom persischen Meerbusen bis Bagdad, könnte die besondere Art von Löwen mit krausen Haaren seyn, von welcher Aristoteles (IX. Cap. 31.) und Plinius (VIII. Cap. 16.), Agatharchides (Hist. 1597. pag. 41.) und Oppian (ed. Schneider 234. 365.) reden. Der arabische Löwe hat weder die Größe und Schönheit, noch den Muth des africanischen. Um zu rauben verlegt er sich mehr auf die List als auf die Stärke. Er duckt sich im Schilf am Ufer des Tigris und Euphrats, und springt auf schwache Thiere, welche saufen wollen, wagt es aber nicht die hier sehr gemeinen Wildschweine anzugreifen, und flieht sogleich vor den Menschen, auch wenn es ein Kind wäre. Erwischt er ein Schaf, so sucht er damit zu entkommen; sobald ihm aber ein Araber nachläuft, läßt er es liegen. Wird er von einigen Reitern gejagt, was oft geschieht; so wehrt er sich nicht, wenn er nicht etwa verwundet und an aller Flucht gehindert wird: in diesem Falle stürzt er sich wohl auf den Menschen und zerreißt ihn mit seinen Klauen. So wäre Achmed, Pascha zu Bagdad von 1724—1747, der einen gestochen hatte, zu Grunde gegangen, wenn sein Sclave den Löwen nicht mit einem Jatagan erstochen hätte. Im Thierhofe des Paschas von Bagdad hat Olivier 3 Männchen und 2 Weibchen gesehen, welche seit 5 Jahren da-

selbst und jung aufgezogen waren. Sie wurden bey Bassora gefangen, und glichen dem africanischen, waren aber kleiner und hatten keine Mähne. Man versicherte, daß sie in dieser Gegend wirklich keine bekommen. **Voyage en Perse etc. IV. 391.**

Da man so wenig Nachrichten von den Löwen in Ostindien, ja sogar dieselben dort bezweifelt hat; so ist jede Nachricht darüber angenehm. Kürzlich hat der Capitän Walter Smee 11 geschossen in Guzerate, einer Provinz von Hindostan im diesseitigen Indien, zwischen dem Indus und Ganges, und davon 8 Felle von Löwen und Löwinnen nach England gebracht. Er unterscheidet sich von den andern durch den Mangel von mähnenartigen Haaren an den Seiten des Halses und der Schultern, indem er bloß solche Haare auf dem Halse hat, welche aufrecht stehen, wie bey dem Cheeta (**Felis jubata**). Unten am Halse hängen lange, lockere Seidenhaare und eine solche Quaste am Ellenbogen der Vorderfüße. Der Oberst Sykes hat diese mähnenlosen Löwen schon vor 30 Jahren bemerkt, und Olivier hat einen zu Bagdad gesehen, welcher aus Arabien gekommen seyn soll; die Schwanzquaste ist größer als beym gewöhnlichen Löwen und schwarz. Ein Männchen maaß sammt dem Schwanze 8 Schuh 9½ Zoll, Höhe 3½ Schuh, das Gewicht, ohne die Eingeweide, war 4½ Centner. Er ist in Guzerat auf 40 englische Meilen weit verbreitet, und heißt daselbst Cameeltiger wegen seiner Farbe. In den heißen Monaten hält er sich in den buschigen Ebenen auf, an den Flüssen von Ahmedabad bis zu den Gränzen von Cutch. Er schadet den Viehheerden, scheint aber den Menschen nicht anzugreifen. Von einer Kugel getroffen, zeigt er vielen Muth, stellt sich, als wollte er sich wehren, geht aber langsam fort, ganz ungleich dem Tiger, welcher in diesem Fall sich springend und brummend zurückzieht. Er ist daselbst so häufig, daß Smee die 11 in einem Monat geschossen hat. Tiger finden sich keine in der Gegend. Er soll sich auch in Sind und Persien finden; man hat aber in England gegenwärtig einen persischen Löwen, welcher sich vom africanischen nicht unterscheidet. **Zool. Proceedings. 1833. 140. Zool. Transact. I. 1835. 166. tab. 24.**

In des Obersten Sykes Verzeichniß der Thiere von Deccan (Zool. Proceedings. 1830. 102.) und in Hodgsons von Nepal, findet sich der Löwe nicht. Zool. Proceedings. 1834. 97.

15. Zunft. Die Bären

haben vollkommen nackte und auftretende Sohlen mit 5 Klauen, ganz stumpfe Backenzähne, 6 Schneidzähne, längere Eckzähne, eine ziemlich lange Schnauze, aber keinen Drüsensack unter dem Schwanze. Sie sind durch die lange Nase characterisiert.

Die bärenartigen Thiere sind von verschiedener Größe, jedoch selten kleiner als ein Fuchs, kurzbeinig und langsam, nicht eigentlich reißend, indem sie nur kleinere Thiere angreifen, welche leicht zu erhaschen sind, ohne daß es nöthig wäre ihnen nachzulaufen. Sie legen sich auch selten auf die Lauer, sondern schleichen herum und fressen, was ihnen vorkommt, Mäuse, junge Vögel, Eyer, auch Insecten, Schnecken und Würmer, endlich Honig und alle Arten von Obst. Den Eingesperrten kann man alles geben, was vom Tisch abfällt. Sie bewohnen fast alle die heißen und wärmeren Länder, mit Ausnahme der eigentlichen Bären, welche vom Aequator bis ans Eismeer vorkommen.

Sie theilen sich, wie die anderen, nach den Sinnen in 5 Geschlechter.

1. Der eigentliche Bär (Ursus), nach dem Gefühlsinn oder den großen Tatzen.
2. Der Waschbär (Procyon), nach dem Geschmacksinn; er wäscht seine Speise, ehe er sie verzehrt.
3. Der Nasenbär (Nasua), nach seiner rüsselförmigen Nase.
4. Der Ohrenbär (Arctitis), nach den Ohren, welche in einen Pinsel endigen wie beym Luchs.
5. Der Augenbär (Cercoleptes), welcher sich schon an die affenartigen Thiere anschließt.

A. Bären, bey welchen der hintere Backen- oder Kornzahn größer ist, als alle anderen Zähne.

a. Hautbären.

1. G. Die eigentlichen Bären (Ursus)

sind große Thiere mit kurzem Schwanz und ganz nackten Tatzen; die Krone der Backenzähne ist länger als breit, und die 3 Lückenzähne sind nur kümmerliche Stifte.

Es sind alles Thiere größer als der Wolf, und daher gefährlich, wenn sie gereizt werden; außerdem greifen sie selten größere Thiere an, und noch weniger den Menschen. Man kann sie kaum fleischfreßende Thiere nennen, obschon sie das Fleisch keineswegs verschmähen; sie ziehen aber meistens Honig und Obst, besonders Beeren vor, ja verheeren häufig das Getraide und lassen sich in der Gefangenschaft sehr gut bloß mit Haber erhalten.

Sie sind sehr schwerfällig, können aber mit ihren Vordertatzen heftige Ohrfeigen ertheilen, sich aufrichten und Menschen und Thiere erdrücken, indem sie dieselben umarmen; auch klettern sie sehr geschickt auf Bäume, um den Honig und die Maden der Bienen zu fressen. Sie graben nicht, sondern machen sich Lager im Gebüsch, oder verstecken sich in hohle Bäume und durchschlafen den ganzen Winter, wenigstens in der gemäßigten und kalten Zone, jedoch ohne zu erstarren. Sie haben 6 Zitzen, werfen aber doch nicht mehr als 2—3 Junge nach 6 Monaten. Ihre Schnauze ist sehr beweglich, die Augen klein, das Sehloch rund, die Ohren mäßig und runzelig, die Zunge glatt und bisweilen sehr lang.

Es gibt mit kurzen glatten Haaren und mit langen Zottelhaaren; diese in kalten, jene in warmen Ländern.

a. Zottelbären.

1) Der Eisbär (U. maritimus, albus)

ist der größte von allen, gegen 10 Schuh lang, Schwanz nur ein Stummel; Färbung weiß. Ridingers Bären T. 3. Pennant, Quadr. II. 5. tab. 61. Schreber III. 513. T. 141. Buffon, Suppl. III. 200. tab. 34. Blumenbachs Abbild. T. 33. Fr. Cuvier, Mammif. 1820.

Er unterscheidet sich noch durch einen niedergedrückten länglichen Schädel und eine Art Schwimmhaut, wodurch beides er

an die Robben erinnert, mit denen er auch ziemlich in der Lebensart übereinstimmt. Er bewohnt bloß die nördlichsten Küsten um die ganze Welt herum, bis über den 80.° hinaus, und kommt nur selten auf dem Treibeis nach Island, Norwegen und Kamtschatka: dennoch glaubt man, daß er schon den Alten nicht ganz unbekannt geblieben sey; wenigstens zieht man einen großen weißen Bären hieher, welchen, nach Athenaeus, der König Ptolomäus Philadelphus zu Alexandrien sehen ließ. Es spricht nehmlich schon Aristoteles (De Mirabilibus cap. 156.) von weißen Bären in Mysien (in Kleinasien am Hellespont), welche aber nichts anderes als die weiße Abart des gemeinen Bären gewesen seyn können, wie sie jetzt noch vorkommt. Da aber dabey gesagt ist, daß das Thier bey der Jagd gegen Jäger und Hunde einen fürchterlichen Gestank von sich gebe, so ist vielleicht die Hyäne oder das Zibeththier, oder gar die Zorilla gemeynt, welche nach neueren Entdeckungen sogar bey Trapezunt vorkommt. Es kann unmöglich zu irgend einer Zeit am schwarzen Meer so kalt gewesen seyn, daß Eisbären dort ausgehalten haben sollten. Plinius weiß nichts davon.

Er lebt vorzüglich von Fischen, Robben, todten Walen und Delphinen, und ist ein beständiger Gefährte des Walrosses; schwimmt vortrefflich und vertheidigt sich gut im Wasser, ist aber auf dem Eise, wo er sich aufrecht wehrt, leicht zu tödten. Die Landbären lieben waldige Gegenden, gehen nicht gern ins Freye, ins Wasser nur auf der Flucht, stellen auch den Fischen nicht nach, und ziehen Pflanzennahrung der thierischen vor: der Eisbär dagegen entfernt sich nie vom Meer und zeigt sich auch nicht an der Küste des östlichen Sibiriens, so wie nicht auf den Inseln zwischen Asien und America; ja er hält sich sogar lieber auf dem Eise auf, als auf dem vesten Lande, und zwar am häufigsten im europäischen Eismeer, zwischen der Hudsonsbay, Grönland und Spitzbergen, und kommt an den sibirischen Strand nur, wenn er auf dem Eise hergetrieben wird, mit dem er auch wieder zurückgeht. Nur in dem Fall, daß er bey der langen Winternacht bey Nebel und Schneegestöber seine Richtung verliert, schlägt er sein Winterlager auf dem mit Moos und Flechten

überzogenen und überfrorenen Boden auf, kommt aber nie dabey so südlich, wo es Wälder gibt. Von der Mündung des Jeniseys bis zum Lena sieht man sie höchst selten am Lande, obschon sie um die Küste sehr häufig sind; noch seltener finden sie sich zwischen dem Oby und dem weißen Meer, weil sie eine bessere Zuflucht auf Nova Zembla finden und auf den weit vom Oby nach Norden auslaufenden Vorgebirgen. Wärme können sie durchaus nicht ertragen, und eingesperrt befinden sie sich unter Dach nicht wohl, sondern wälzen sich mit Vergnügen im Schnee und kühlen sich mit ausgestreckten Beinen auf dem Eise; dennoch beträgt ihre Wärme nicht über 100° Fahrenheit.

Nach Aussage der Samojeden und Jakuten, welche sie aus allen Kräften verfolgen, fressen sie außer den zwischen dem Eise schwimmenden Fischen und Walen die Robben, welche im Früh- und Spätjahr an die Luftlöcher des Eises kommen; auf dem Lande greifen sie auch die jungen Walrosse an, was sie im Meere nie wagen. In den Buchten, in den Mündungen der Bäche treiben sie auch die zurückkehrenden Fische zusammen und lassen sich dieselben wohl schmecken. Auf Landthiere sind sie nicht erpicht, und gehen daher oft ohne Schaden durch Kuhheerden im Herbste, wo sie jedoch gewöhnlich andere Nahrung genug finden; im Frühling, wo sie hungerig aus ihrem Winterschlaf kommen, greifen sie auch die Heerden an, namentlich auf Island. Um den September, wann die Sonne weg bleibt, sind sie sehr fett und suchen ein Winterlager unter Felsen oder auf Eisblöcken, und legen sich geradezu in den Schnee, von dem sie später hoch bedeckt werden. Die Bären gehen im März, die Bärinnen mit ihren Jungen im April heraus, und sind dann ein Hauptgegenstand der Jagd der Samojeden und Jakuten, welche sich in jenen Gegenden Hütten bauen, worinn nicht selten ein solcher Bär sein Winterlager aufschlägt. Selbst um diese Zeit liefern manche noch einen Centner Fett, der ausgekocht zum Brennen gebraucht wird, das Fleisch zum Essen. Sie sollen im März 1—2 Junge werfen und müßten mithin 6—7 Monate tragen. Die Jungen bleiben bey der Mutter bis zur Zeit des Winterschlafs, und sind dann schön silberweiß, während die ältern mehr

ins Gelbliche fallen. Sie sollen die müden Jungen im Wasser auf den Rücken nehmen, was unnöthig zu seyn scheint, da sie wegen ihres Fettes leicht oben auf schwimmen. Zu dieser Zeit wehren sie sich gewaltig; indessen fliehen sie selten vor den Menschen, und werden sie gereizt oder von den Hunden gehalten, so richten sie sich auf und laufen blindlings auf den Feind, selbst in die Spieße; man springt dann auf die Seite und ersticht dieselben.

Mit Geschrey und Trompeten kann man sie leicht vertreiben; und auch die Verwundeten fliehen sogleich, vorzüglich, wie die Jäger sagen, weil sie vor ihrem ausfließenden Blute Schrecken bekommen.

In der Gefangenschaft sind sie sehr reizbar, stehen gleich auf die Hinterbeine, schlagen um sich, beißen und brummen; besonders lassen sie sich nicht gern auf die Nase schlagen, und stecken daher den Kopf zwischen die Tatzen. Sonst sitzen sie wie ein Hund auf den Hinterbeinen und lassen den Kopf hängen, oder liegen auch ausgestreckt auf dem Bauche. Fische ziehen sie allem vor, fressen aber auch anderes Fleisch, und zwar von ihrer eigenen Art, jedoch ohne Gier. Sie saufen schlappend und fressen auch Schnee.

Ihre Pelze sind theurer als die der Landbären, und kosten 3—5 Rubel. Die Gefährten von Heemskerk wurden vom Genusse der Leber sehr krank und schuppten sich nachher ab. Davon hört man in Sibirien nichts, obschon die Leber sammt dem Fleisch gegessen wird. Vielleicht waren die Holländer durch Scorbut und Mangel aller Art geschwächt. **Pallas, Spicil. XIV. 1780. p. 3. tab. 1.**

Die Alten wußten also, wie gesagt, nichts von diesem Bären; auch bey Isidor von Sevilla, Vincentius Beluacensis, Albert dem Großen und selbst bey Geßner findet man noch nichts darüber, obschon Herberstein sein Daseyn erwähnt und zwo Häute mitgebracht (**Rer. Moscovit. 1551. 83.**), Olaus M. aber mehr davon berichtet hat. Nach ihm sind die weißen Bären die größten und stärksten; sie brechen mit ihren

Klauen viele Löcher in das Eis, besonders an Island, tauchen unter, ziehen Fische heraus und verzehren sie im Trockenen. Die Fischer verehren den Kirchen die Felle zu Fußdecken vor den Altar, damit der Priester von der grimmigen Kälte weniger leide. In der Kirche zu Drontheim, der Hauptstadt Norwegens, findet man immer dergleichen weiße Felle, welche die Fischer, so wie auch Wolfsfelle, opfern, damit Kerzen gekauft werden können. Gent. sept. 1562. cap. 20.

Der erste aber, welcher den Eisbären nach eigener Beobachtung beschrieben, ist Martens. Die weißen Bären sind von Gestalt viel anders als die in unseren Ländern gesehen werden: denn sie haben einen länglichen Hundskopf, einen langen Hals, schreyen wie heisere Hunde und sind viel geschickter und geschwinder; aber in der Größe wie die anderen, klein und groß, das Haar lang und lind, wie Wolle ganz weiß, etliche gelblich, besonders diejenigen, welche man beym Walfischaas antrifft, die Nase und die Klauen schwarz. Die gemeinen Bären sollen einen schwachen Kopf haben; die spitzbergischen aber kann man mit Stöcken darauf schlagen, ohne daß sie es achten, obschon dadurch ein Ochse fallen würde; die Lanzen thun das beste. Sie schwimmen von einer Eisscholle zur andern, tauchen unter und gehen selbst unter den Schaluppen durch, laufen jedoch auch auf dem Lande; man hört sie nicht brummen. Die jungen Bären, deren gewöhnlich 2 sind, halten sich zur Mutter und lassen sich mit einander tödten. Am Walfischaas werden am meisten gefangen. Sie fressen auch Vögel und ihre Eyer, selbst Menschen, wenn sie bekommen können, und wählen die Steine von den Gräbern weg. Man schießt sie mit Büchsen, oder wie man sie bekommen kann; wir haben 3 gefangen; wo sie des Winters bleiben, weiß ich nicht. Das Fleisch ist weißlich und feist wie Schaffleisch; seinen Geschmack wollte ich aber nicht versuchen, weil die Schiffsleute dafür halten, daß man frühzeitig grau werde; das Fett wird zu Thran geschmolzen und gebrannt, stinkt nicht so häßlich, wie Walfischthran; das in den Sohlen ist besser und wird gegen Gliederschmerzen gebraucht. Die Häute werden in Spitzbergen mit erhitzten Sägspänen getreten, damit das Fett herausgeht,

und sodann nach Deutschland gebracht, wo sie gute Winterkleider auf Reisen werden. Reise 1675. 73. T. O. c.

Auf der Nordküste von Grönland ist er häufiger als an der südlichen, sowohl auf dem vesten als beweglichen Eise; er frißt daselbst Robben und Walrosse, welche er auf dem Eise tödtet, und todte Thiere aller Art, von denen er bloß den Pelz zurückläßt; er soll auch Rennthiere, Hasen und Schneehühner fressen, so wie Heidelbeeren und die Beeren des Porstes (Empetrum); er werfe 1—2, selten 3 Junge im Winter, meistens auf Eisstücken; wenn er sich aber zu der Zeit auf dem Lande aufhält, so macht er sich eine Wohnung in den Schnee; die andern halten keinen Winterschlaf, sondern wandern immer herum. Er schwimmt zwar sehr gut, taucht aber nur kurz unter und bringt doch die größte Zeit auf dem Eise zu. Sein Gesicht ist schlecht, Gehör aber und Geruch gut; er fürchtet die Hunde, läßt sich durch den Gestank von verbrannten Federn vertreiben, greift Menschen nur im höchsten Hunger an, und soll diejenigen liegen lassen, welche sich todt stellen. Man ersticht ihn mit Lanzen, indem mehrere ihn im Meer verfolgen oder mit Hunden auf dem Eise. Fleisch und Speck wird gern gegessen; aus dem Fell macht man Stühle, Stiefel, Sohlen und Handschuh, aus den Sehnen Schusterdrähte. O. **Fabricius**, Fauna Groenl. 1780. 22.

Der Eisbär wird größer als alle anderen, und man will getödtet haben, welche 13 Schuh lang gewesen; diejenigen aber, welche man bey den Thierführern oder in Sammlungen zu sehen bekommt, sind nur halb so groß.

Er ist verhältnißmäßig länger als der braune Bär, besonders der Hals; der Kopf schmäler, die Stirn platt, die Ohren viel kürzer und rundlicher; die Tatzen sind viel länger und treten viel vollständiger auf, als beym braunen; das Haar feiner, linder und wolliger, kürzer am Kopf, aber viel länger an Bauch und Füßen, und weiß das ganze Jah ; Nase, Klauen und Augenlieder schwarz, Rachen violett.

Er geht wie der braune, und nöthigenfalls ziemlich schnell; er hebt sich auch leicht auf die Hinterfüße, schwimmt und taucht

vortrefflich. In der Ruhe sitzt er, wie ein Hund, auf den Hinterfüßen, die vorderen aufrecht, der Kopf hängend; sehr häufig schlägt er den Kopf anhaltend auf und ab. Er kann die Wärme nicht leiden, und man muß ihn daher oft mit Wasser übergießen. In Paris nährte man mehrere bloß mit Brod, und sie wurden dabey sehr fett; jeder fraß täglich 6 Pfund.

In der Gefangenschaft fallen sie nicht in den Winterschlaf. Cuvier Menag. du Mus. Fig.

Auf der Reise von Roß in der Baffinsbay wurde im September einer getödtet, welcher 7 Schuh 8 Zoll lang, 4 Schuh hoch war, Kopf 1½, Umfang 6, Breite der Vordertatze 10 Zoll, der hintern 8½, Schwanz 4, Gewicht 1131½ Pfund; das verlorene Blut schätzte man auf 30 Pfund. Voyage. 1819. App. 44.

Parry sah sie hin und wieder während der Reise zum Nordpol, häufiger an der Westküste der Davisstraße als an der östlichen; wieder seltener im eigentlichen Eismeer, wo Robben und Walrosse, ihr Lieblingsfutter, ebenfalls selten sind. Fast in Zeit von einem Jahr hat man auf der Insel Melville nur 2 gesehen, im October und dem folgenden August. Sie scheinen keineswegs in Eishöhlen zu überwintern, sondern sich in der Barrowstraße aufzuhalten, wo wahrscheinlich das ganze Jahr das Wasser offen ist. Ihr Gewicht ist nach ihrer Fettigkeit verschieden; einer wog 11 Centner, ein größerer nur 9. Man fand einen schwimmend 40 englische Meilen von allem Land und ohne Eis; in der Nähe des Schiffes tauchte er unter, kam aber bald wieder herauf. Voyage, Suppl. 1824. 183.

Nach Lyon hat man die Größe dieses Thiers sehr übertrieben. Ein für ungewöhnlich groß gehaltener war nicht länger als 8 Schuh 7½ Zoll, und wog 16 Centner. (Private Journal in Parrys Voyage pag. 14.) Ein auf Parrys Reise, Ende Augusts, gefangenes, von seinen 2 Säuglingen begleitetes, mithin ausgewachsenes Weibchen war so klein, daß 2—3 Mann es in das Boot heben konnten. Sec. Voy. 1824. 324.

Es ist noch immer ein Streit darüber, ob diese Bären Winterschlaf halten oder nicht. Die Holländer, welche im Jahr 1596 auf Nova Zembla überwintern mußten, sahen Ende Octo-

ders den letzten Bären mit seinen Jungen, und dann keinen mehr bis zur Mitte Hornungs, während die Eisfüchse immer herum liefen (Heemskerks Reise in H. de Brys Seemappen. 1599. T. 36.), und Pallas erzählt dasselbe, nach Versicherung der sibirischen Jäger. O. Fabricius dagegen versichert, daß sie auch im Winter ihr Futter suchen, und Hearne sagt ausdrücklich, daß an der Hudsonsbay nur die Weibchen sich ein Lager in den Schnee graben, von Ende Decembers bis Ende März darinn bleiben und während der Zeit ihre 2 Jungen werfen, welche im Frühjahr, wann sie hervorkommen, nicht größer sind als Caninchen. Die Männchen dagegen verlassen das Land und gehen ans Eis, um Robben zu fangen. Parrys Leute haben ebenfalls im December Eisbären verfolgt, und die Esquimalen 8—10 im Winter 1822 getödtet; auch graben sie oft Weibchen mit ihren Jungen aus dem Schnee. An America kommen sie im Herbste nicht selten südlicher als 57°, und dort fressen sie auch Beeren und andere Pflanzenstoffe. Sec. Voyage. App. 1825. 288.

Auf Parrys dritter Reise sah man oft in der Davisstraße und Baffins-Bay Bären auf dem schwimmenden Eis; aber erst bey Port Bowen kamen sie in Menge an die Schiffe, und es wurden während des Winters und des folgenden Frühlings 11 getödtet, wovon der schwerste nicht über 9 Centner wog, die Männchen im Mittel 8½, die Weibchen 7½. Man hat überhaupt keinen gefangen, der über 8 Schuh 9 Zoll lang und über 12 Centner schwer war. Es hat sich also auch hier wieder bestätigt, daß sie während des Winters herumlaufen. Third Voyage. 1826. 92.

Auf der Reise nach Spitzbergen 1827 sahen sie viele auf dem Eise, westlich und nördlich von Spitzbergen bis 82½°. Das Fleisch hat durchaus keinen unangenehmen Geschmack, und war ihnen ein sehr angenehmer Zuwachs zu ihrem Vorrath, wodurch sie gesund und kräftig erhalten wurden. Narrative. 1828. 190.

Roß fand sie zahlreicher bey Port Bowen, Batty-Bay und Prinzregentsbucht, als in irgend einer andern Gegend, wahr-

scheinlich, weil der Lancaster-Sund selten lange mit Eis bedeckt ist und sie daselbst weit von den Esquimalen, ihren Verfolgern, entfernt sind. In der Fury-Bucht wurden mehrere geschossen: obschon man keinen Mangel an Lebensmitteln hatte, so bekam doch mehreren Schiffsleuten das erste Essen dieses Fleisches sehr schlecht. Sie bekamen heftiges Kopfweh, das 2—3 Tage lang dauerte, worauf die Haut sich abschälte. Dasselbe begegnete auf Parrys Reise, wo man mehrere Tage lang von nichts als zween Bären lebte; bey den meisten Schiffleuten schälte sich die Haut an Füßen und Armen. Den Esquimalen thut das Essen nichts, sie geben aber die Leber den Hunden. Die Mittelgröße von 9 Männchen war 7 Schuh 10 Zoll, Kopf 18 1/2 Zoll, Gewicht 9 Centner, Darm 61 Schuh; Weibchen 6 Schuh 7 Zoll, Gewicht 7 Centner, Darm 52 Schuh. Der größte darunter maaß 8 1/2 Schuh und wog 10 Centner 18 Pfund. Sec. Voyage. App. 1825. 7.

Auch Richardson hat keinen länger gefunden als 9 Schuh. Fauna bor. am. I. 1829. Nro. 10.

2) Der gemeine oder braune Bär (U. arctos)

wird 5 Schuh lang, hat eine gewölbte Stirn und braune Zottelhaare mit einem weißen Halsband in der Jugend, das aber mehrere Jahre bleibt. Geßner 1551. 1065. Fig. Perrault, Mém. de l'Acad. III. 1. 1699. pag. 81. tab. 9 et 10. Buffon VIII. 248. Taf. 31. 33—35. Schreber III. 502. Taf. 139. 140.

Der Bär kommt schon in der Bibel vor unter dem Namen Dub, und war den Alten hinlänglich bekannt, wird auch gegenwärtig so häufig zum Tanze herumgeführt, daß ihn wohl schon jederman gesehen hat. Er hat eine convexe Stirn und eine plötzlich verdünnte Schnauze, fast wie ein Schweinsrüssel, sehr kleine Augen ohne Nickhaut, sehr langes, lindes und am Ende etwas wolliges Haar, etwas länger um den Hals, überall graulichbraun. Die Größe ist ziemlich verschieden; einer zu Paris von 4 Schuh 2 Zoll Länge hatte 2 Schuh 5 Zoll Höhe am Widerrist, Kopf 11 1/2 Zoll, Vordertatze 8, hintere 9.

Sie fressen außer dem Fleisch auch allerley Pflanzenstoffe;

einer zu Paris bekam nichts anderes als Brod, täglich 6 Pfund; in dem Stadtgraben zu Bern hat auf diese Art einer 47 Jahr gelebt. Sie fressen auch Gemüse, Wurzeln, Trauben und besonders gern Honig, um dessenwillen sie auf Bäume klettern oder auch die Bienenstöcke umwerfen, ohne die Stiche der Bienen zu achten. Sie suchen auch die Ameisenhaufen auf, wahrscheinlich wegen der Säure: denn sie lieben saure Früchte, besonders Saurach- und Vogelbeeren, und darnach sollen sie besonders gierig nach Fleisch und daher gefährlicher werden; bey Hunger gehen sie auch auf die Schindanger. Der zu Paris soff täglich 1/2 Eimer Wasser, einschlürfend, fast wie die Schweine.

Er greift den Menschen nicht an, außer wenn er gereizt wird, besonders die Bärinn, wenn man ihr die Jungen nehmen will. Er steht gegen seinen Feind auf, umarmt denselben und sucht ihn zu erdrücken, kratzt auch mit den Nägeln, beißt aber selten. Den Thieren springt er auf den Rücken, selbst den Pferden und Rindern.

Sein Gang ist langsam und schleppend; er läuft und schwimmt nicht lang, geht aber gut auf den Hinterbeinen und klettert leicht auf Bäume, von denen er wieder sich rückwärts herabläßt. Er führt ein trauriges, stilles und einsames Leben, und hält sich nur während der Paarungszeit mit der Bärinn zusammen. Jung aufgezogen lernt er gehen, tanzen, Burzelbaum schlagen, einen Stock im Maul und auf den Armen tragen nebst einigen andern Possen; auch läßt er Affen auf sich reiten: aber Zuneigung zu seinem Wärter scheint er nie zu bekommen. In der Gefangenschaft schläft er die ganze Nacht, liegt bey Tag oder schreitet beständig rück- und vorwärts, hüpft auch oft mehrere Minuten lang mit allen Vieren in die Höhe, als wenn er den Boden des Käfigs einschlagen wollte; er brummt nur, wenn er gereizt wird.

Im fünften Jahr paaren sie sich im Juny, ganz wie andere Thiere, werfen nach 7 Monaten in ihrem Lager 1—3 Junge mit kurzem, glänzendem Haar, sehr artig gestaltet und keineswegs ein Fleischklumpen, den die Mutter erst zurecht lecken müßte, wie die Alten gefabelt haben. Sie sind nur 8 Zoll lang,

werden aber in 3 Monaten noch einmal so groß; sind einen Monat lang blind und saugen 3 Monat; sind braun und haben ein weißes Halsband, welches mehrere Jahre bleibt. Ein 15jähriges Weibchen hatte noch weiße Flecken an den Seiten des Halses. Eine Bärinn zu Bern bekam noch Junge im 31. Jahr.

Da der Bär während des Sommers sehr fett wird, so legt er sich beym ersten Froste schlafen, entweder in einen hohlen Baum, oder in ein Felsenloch, oder auch in eine Art Hütte, die er sich aus Zweigen, Laub und Moos macht. Jeder schläft einzeln. Im Frühjahr kommen sie wieder hervor; die Bärinn später mit ihren Jungen. Daß er an seinen Tatzen sauge, wird allgemein versichert. Ein junger Bär zu Paris that es beständig.

Seine eigentliche Heimath ist das gemäßigte und kalte Clima der alten Welt, südlicher gewöhnlich die Gebirge. Zur Zeit der Römer waren sie in den Apenninen häufig, jetzt höchst selten; in den Alpen dagegen und den Pyrenäen werden noch jährlich geschossen; ebenso in Böhmen, Ungarn und Thracien; vorzüglich aber häufig in Polen, ganz Rußland und Scandinavien; in England, Spanien, Frankreich und Deutschland sind sie ausgerottet. Nach Plinius hat man auch zu Rom Bären aus dem nördlichen Africa gezeigt, und die Alten reden häufig von Bären aus Libyen; Strabo aus Arabien. Später hat man nichts mehr davon gehört bis auf den Reisenden Shaw, welcher aber nichts weiter sagt, als daß der Dubh oder Bär auch in der Barbarey vorkomme (Voyages 1743. I. 323.). Spätere Reisende haben nichts mehr davon gehört. Ehrenberg hat jedoch sein Daseyn in Syrien bestätigt, namentlich am Libanon; er hält ihn aber für eine besondere Gattung, und nennt ihn den syrischen Bären; er ist bräunlichweiß. (Symbolae I. 1828. tab. 1.)

Den Pelz braucht man als ein grobes Winterkleid; das Fett wird gegen Gliederreißen u. dergl. gebraucht; das Fleisch von armen Leuten gegessen; die fetten Tatzen aber kommen auf vornehme Tafeln. Cuvier, Menag. Fig.

Aristoteles hat gewußt, daß der Bär Winterschlaf halte, sonst aber war er wenig von seiner Lebensart unterrichtet. Er soll sich im Hornung paaren, aber nicht wie andere Thiere, nur 30 Tage tragen, 1—2 Junge werfen, nie mehr als 5; diese seyen kleiner als ein Wiesel, aber größer als eine Maus, nackt, blind und fast gestaltlos an den Füßen und übrigen Gliedern (VI. 30. VIII. 22.). Das macht alles Plinius ärger; sie sollen sich zwar, nach ihm, im November paaren, aber auch nach 30 Tagen werfen, und zwar meistens 5; die Jungen seyen ein weißes, unförmliches Fleisch, nur wenig größer als eine Maus, ohne Augen und Haare; sie würden erst durch Lecken allmählich figuriert; die Männchen blieben 40 Tage verborgen, die Weibchen 4 Monat, in einer Höhle oder in einer Hütte von Gesträuch; 14 Tage schliefen sie ganz tief und würden sehr fett; nachher aber setzten sie sich und lebten vom Aussaugen der Füße; in Spanien halte man das Hirn für giftig; sie gehen aufrecht, rutschen rücklings die Bäume herunter u.s.w. (VIII. 36.)

Den ersten Spaß vom Bären erzählt in der neuern Zeit Demetrius, der Gesandte der Moscowiter, an Pabst Clemens VII. Das Land der Mocowiter trägt weder den Rebstock noch den Oelbaum, und kaum Obst, außer Kirschen und Melonen, weil alle zarteren Gewächse durch den Wind des Nordens getödtet werden. Die Felder tragen jedoch Waizen, Roggen, Hirsen und alle Arten Hülsenfrüchte und Gemüse: aber die sicherste Aernte besteht in Wachs und Honig; das Land ist nehmlich überall voll der fleißigsten Bienen, welche nicht in künstlichen Körben, sondern in Baumhöhlen den vortrefflichsten Honig verfertigen. Daher kann man in den Wäldern eine Menge Schwärme an den Aesten hängen sehen, ohne daß man nöthig hätte, dieselben durch Klingeln zu sammeln. Oft findet man ungeheure Massen von Waben in den hohlen Bäumen, und alten Honig von den Bienen verlassen, weil die Bauern nicht alle Bäume in den ungeheuren Wäldern untersuchen können. Daher entdecken sie bisweilen in ungeheuren Stämmen ganze Teiche von Honig. Hierüber erzählte der heitere und scherzhafte Gesandte, zur großen Belustigung Aller: es sey vor einigen Jahren

ein Bauer in seiner Nachbarschaft beym Suchen des Honigs in einen ungeheuren hohlen Baum von oben hineingesprungen und in einen solchen Brunnen von Honig gefallen, daß er bis an die Brust darinn stand und 2 Tage lang sich davon ernähren mußte, weil sein Ruf um Hilfe in der Einöde zu keines Wanderers Ohr dringen konnte. An seiner Rettung bereits verzweifelnd, wurde er durch Hilfe einer Bärinn auf wunderbare Weise herausgezogen. Als sich dieses Thier nehmlich rückwärts, wie ein Mensch, in den Baum hinunter ließ, umfaßte er seine Lenden und schrie dabey aus allen Kräften. Dadurch erschreckt, sprang die Bärinn plötzlich heraus und zog ihn mit. **Paulus Jovius** de legatione Moscovitarum in Grynaei Novo orbe etc. 1532. 512.

In der spätern Zeit hat besonders **Olaus** M. die Fabeln fortgepflanzt und vermehrt. In den nördlichen Ländern hat man eine sehr sinnreiche Art die schwarzen und grimmigen Bären zu fangen. Wenn sie im Herbste auf die Bäume mit rothen und traubenartigen Früchten (Bärentraube) klettern, oder auf dem Boden stehen und die Aeste zu sich herunterziehen; so drückt der Jäger einen Pfeil auf sie ab, wodurch sie so erschreckt werden, daß sie die Früchte wie Schrot und kleine Steinchen durch den Hintern von sich geben, auf eine absichtlich in die Nähe gestellte Bildsäule, die einigermaaßen einen Menschen oder sonst ein Scheusal vorstellt, stürzen, und sich mit derselben herumbalgen, bis sie einen zweyten Pfeil von dem hinter einem Felsen oder Baum versteckten Jäger bekommen. Sie werden durch die Verwundung und den Anblick des Blutes so wüthend, daß sie auf alles losschlagen, besonders die Bärinn, wann sie Junge hat. Sie lauert vorzüglich auf die vorübergehenden Hirsche, nicht sowohl aus Hunger, als aus Furcht, die Jungen möchten ihr geraubt werden, wenn sie sich zu weit entfernte. Sie übertrifft den Bären weit an Stärke, List und Ausdauer im Auflauern. Sie versteckt sich hinter Baumäste oder Gesträuch und springt auf den sorglosen Hirsch, welcher niederfällt und aufgefressen wird. Dasselbe geschieht dem Stier, an dessen Hörnern und Schultern sie sich mit ihren Klauen hält, bis er der Last unterliegt. Dann

ladet sie ihn wie einen Quersack auf den Rücken und trägt ihn aufrecht zu ihrem Schlupfwinkel. Da sich jedoch diese Vorfälle im Winter ereignen, so verräth sich die Bärinn bald durch ihre Spuren im Schnee, und entkommt nicht leicht den überall her zusammenlaufenden Jägern. — Dann erzählt er die Geschichte von den unförmlichen Jungen und dem Winterschlaf ganz nach Plinius, und hatte mithin keine eigenen Beobachtungen. Vor die Baumlöcher, worinn Bienen wohnen, hängt man eine Keule voll Nägel, wie ein sogenannter Morgenstern. Hat nun der Bär ein Gelüste nach dem Honig, so klettert er hinauf und wirft die Keule zornig zurück; sie fällt ihm aber sodann auf den Kopf und schlägt ihn todt: denn sein Kopf ist nicht hart, wie der des Löwen; man kann manchmal den Bären mit einer Ohrfeige todt schlagen. So bekommt der Eigenthümer für wenig Honig ein Bärenfell sammt dem Fleisch, welches eingesalzen oder geräuchert sich lang halten läßt.

Da die Bären die Musik lieben, so richten sie die Russen und Litthauer zu Tanz und allerley Kunststücken ab, und wandern mit ihnen durch alle Welt. Sie geben ihnen eine Schale in die Tatze, um das Geld von den Zuschauern zu sammeln. Legt man nicht genug darauf, so brummen sie auf ein Zeichen des Führers, um mehr zu bekommen. Sie scheinen aber diese Reisen nicht wegen des geringen Gewinns zu machen: denn wenigstens sind 6, oft 12 starke Männer dabey, und darunter mischen sich manchmal die Söhne von Magnaten, um die entfernten Völker, ihre Sitten, die Entfernungen der Städte, die Waffen, die Freundschaft und Feindschaft der Fürsten unter einander bey diesen Possenspielen zu erspähen. Da man aber bisweilen in Deutschland einige ertappt hat, welche die Reisenden plünderten und den Bären zum Fressen vorwarfen; so hat man scharfe Gesetze gegen sie erlassen.

Auf den Höfen läßt man sie das Rad treten, um Wasser aus tiefen Brunnen zu ziehen; sie tragen sogar aufrecht Säcke und Holz an einen bestimmten Ort, und stehen Wache vor den Thüren der Großen, damit keine gefährlichen Thiere eindringen.

Die Jungen spielen mit den Knaben allerliebst. De Gentibus septentrionalibus. 1562. cap. 21. 144.

In Persien sind die Bären kleiner, gar nicht wild und leicht zähmbar. Kämpfer sah zu Ispahan ihrer zwey ganz allein in der Stadt herumlaufen und die zu Mittagessenden belästigen, bis man ihnen ein Maulvoll gab; mit Schlägen durfte man sie nicht vertreiben, weil sie dem König gehörten. Kaempfer, Amoenitates. 1712. Fasc. II. 411.

In Kamtschatka geht die schwarze Art, nach Steller, heerdenweise umher, und sie würden das ganze Land längst schon menschenleer gemacht haben, wenn sie nicht zahmer und friedfertiger wären, als irgendwo in der Welt. Im Frühjahr kommen sie haufenweise von den Quellen aus den Gebirgen, wohin sie sich im Herbste, der Nahrung wegen, begeben haben. Sie stellen sich an die Mündung der Flüsse, werfen die Fische ans Ufer und fressen zur Zeit wann es viele gibt, wie die Hunde, nur den Kopf; auch ziehen sie die Netze mit den Fischen heraus. Gegen den Herbst, wann die Fische stromaufwärts ziehen, gehen sie mit nach dem Gebirge. Wenn ein Itäkman einen Bären ansichtig wird, so bietet er ihm Freundschaft an; Mädchen und Weiber lesen die Aehren auf den Feldern und die Beeren auf dem Torfboden unter den Bären. Geht einer auf sie zu, so geschieht es nur um der Beeren willen, die er ihnen abnimmt und frißt. Sie fallen keinen Menschen an, es sey denn, daß man sie im Schlafe stört; selten geht einer auf den Schützen los, selbst wenn er angeschossen ist. Uebrigens sind sie so frech, daß sie in die Häuser brechen.

Man fängt sie in Sibirien auf verschiedene Art. Sie werden mit Flinten und Pfeilen erschossen; man macht am Irtysch, Oby und Jenisey ein Gerüste von vielen Balken, welche zusammenfallen und die Bären erschlagen; man macht Gruben mit einem spitzigen Pfahl in der Mitte, legt ein Schnellholz auf den Weg, wodurch der Bär erschreckt wird und blindlings in die Grube läuft; man legt ein Brett mit vielen Fußangeln und treibt ihn auch mit dem Schnellholze darauf. Zuerst tritt er mit einem Fuß in die Angel und ist angenagelt; sucht er los zu kommen,

so tritt er mit dem andern wieder in eine; dann fängt er an zu toben, tritt mit allen Vieren hinein, schlägt um und hält das Brett in die Höhe. Noch lächerlicher fangen ihn die Bauern am Lena und Jlim. Sie binden nehmlich einen Klotz an einen Strick mit einer Schlinge und stellen denselben an ein hohes Ufer; hat der Bär den Strick um den Hals, so läuft er grimmig auf den Klotz los, wirft ihn hinunter und fällt sich zu todt. Bleibt er lebendig, so trägt er den Klotz wieder den Berg hinauf und wirft ihn wieder hinab, bis er sich zu todt gearbeitet hat. Die Koräken binden an die Gipfel krummer Bäume eine Schlinge mit einem Aas; der Bär steigt hinauf, kommt in die Schlinge und bleibt hängen. Im Herbst und Winter gräbt man ihn aus einem Loch, nachdem man ihn mit Spießen durch die Erde erstochen hat. Auch trägt man viel Holz vor den Eingang, um der Sicherheit willen, steckt dann ein Stück nach dem andern hinein, welches der Bär sogleich anfaßt und nach sich zieht, bis die Höhle so voll ist, daß er sich nicht mehr rühren kann. Dann gräbt man ein Loch und ersticht ihn. Bisweilen fällt es ihnen ein, Schlafende unter freyem Himmel zu überfallen. Haben sie ein Feuer, so legt er sich vorher ins Wasser und löscht es aus. Er ahmt in vielen Dingen die Kamtschadalen nach, sucht und frißt dieselben Wurzeln und Kräuter, besonders von Angelica und Aron.

Aus der Haut macht man Betten, Decken, Mützen, Handschuh und Halsbänder für die Schlittenhunde, Sohlen für die Robbenfänger, weil sie auf dem Eise nicht ausglitschen. Das Fett ist eine schmackhafte und gesunde Speise, und dient ausgeschmolzen statt Baumöl auf Salat. Zu dem Fleisch ladet man immer Gäste ein. Die Därme werden abgeschält und die Frauenzimmer bedecken damit das Gesicht vom März bis May, wenn die Sonne zu stark auf dem Schnee zurückprallt und das Gesicht schwärzt; die Kosaken machen Fenster daraus; aus den Schulterblättern macht man Sicheln zum Grasschneiden. Vom Juny bis in den Herbst sind die Bären sehr fett, im Frühjahr aber ganz mager, und dann findet man nichts in ihrem Magen als Schleim; sie sollen den ganzen Winter nicht fressen, sondern nur an den

Tatzen saugen. Selten überwintert mehr als einer in einem Lager. Beschreibung von Kamtschatka. 1774. 113.

In den nördlichen und gemäßigten Wäldern von ganz Rußland und Sibirien ist er gemein; er meidet die Felder, wo er nicht leicht Thiere überfallen oder Beeren und Wurzeln sammeln kann; er findet sich auch im Caucasus, ist aber in der Krimm vertilgt. Sie sind nur gefährlich, wenn man sie im Winterlager stört, ehe sie eingeschlafen sind; die ältern wehren sich auch gegen den Jäger, und sollen ihn nach einigen Tagen noch am Geruch erkennen und anfallen. Manchmal schweifen welche wie wüthend auch des Winters umher, wahrscheinlich weil sie zu spät, nachdem der Boden schon gefroren war, an eine Höhle dachten; sie sollen dann einander selbst angreifen. Des Sommers aber sind sie ganz mild, und fressen Aron, wie schon Aristoteles sagt (VIII. 22.), Zwiebeln von Lilien, die Wurzeln von Knöterich, Erdrauch und Claytonia, Beeren von Hartriegel, Geißblatt, Preißel-, Heidel-, Vogel- und Brombeeren, Sprossen von Schachtelhalm, Spierstaude u.s.w., und besonders gern Fische, sowohl aus Flüssen als aus dem Meer. Mangelt ihnen die Nahrung, so überfallen sie bisweilen Menschen, fürchten sich aber vor den Hunden.

Im Frühjahr fallen ihnen die Haare aus, und dann sind sie vom Juny bis August fast nackt; im November sind die Pelze am besten. Sie graben sich dann Löcher unter einem alten Baum oder an einem Ufer, sind im Hornung noch fett, im April aber ganz mager; der Magen leer, die Därme aber voll harten Unraths, dessen sie sich mit viel Müh, Geschrey und untermischtem Blut entledigen, und sich dabey so an die Bäume klammern, daß man viele zerkratzt findet. Kühe und Pferde fürchten ihn nicht, ja verfolgen ihn sogar, und Pallas hat selbst gesehen, wie ein Pferd einen mit den Vorderhufen todt geschlagen hat.

Man trägt sich in Sibirien mit allerley Fabeln; er sey sehr gerecht und ein Rächer der Lüge; daher halten sie denjenigen Eid für den heiligsten, bey dem der Schwörende in ein Bärenfell beißt. Die Jakuten glauben, er höre des Winters sehr gut,

und daher wagen sie es nicht, Böses von ihm zu reden; er gehe nie in einem ganzen Kreise herum, sondern kehre auf halbem Wege zurück. Da er den Baschkiren im Ural die in ausgehöhlten Fohrenstämmen angelegten Bienenstöcke plündert, so verfolgen sie ihn auf alle Art mit Flinten, Pfeilen und Spießen; manche haben sogar den Muth, ihn mit einem Dolch anzugreifen, wobey sie so hurtig herumspringen, daß er sie nicht verwunden kann. Man erkennt sein Lager theils aus der Fährte, theils aus dem Reif, welcher von seiner Ausdünstung an den Bäumen entsteht. Mit den Fellen bedeckt man die Schlitten und macht daraus Helme für die Soldaten. Die schwarzen Felle der Jungen sind sehr geschätzt zu Verbrämungen; den ältern braunen aber zieht man die schwarzen americanischen vor. Fleisch und Fett wird für lecker gehalten, und zu Petersburg kommen die Lenden der mit Milch und Brod aufgezogenen auf den Tisch der großen Herren. Die meisten sind schwarz, im Ural gibt es aber weiße und schwarze, ja so kohlschwarze, wie es die Jungen sind. Hin und wieder gibt es auch schwarz- und weißgeschäckte, manchmal ganz weiße. Man unterscheidet auch Ameisen- und Aasbären, aber ohne Grund; sie wechseln bloß in der Farbe, schwarz, braun und röthlich; ihr Gemüthszustand ändert sich nach der Jahrszeit, dem Alter und dem Ueberfluß oder Mangel an Nahrung. **Pallas**, **Zoogr. I. 1811. 64.**

In der Schweiz findet er sich höchst selten nördlich der Wasserscheide, wohin er sich nur etwa des Winters wagt, um Nahrung zu suchen; auf der Südseite der Alpen kommt er noch überall vor, besonders, nach Salis v. Marschlins, im Veltelin, namentlich im Malencher, Masiner und Terzier Thal, so wie im Bergell in Graubündten. Man unterscheidet daselbst eine schwarze größere Art, welche sanfter ist und mit dem sogenannten Ameisenbären übereinstimmt, und eine rothe kleinere, welche viel grausamer ist und Honigbär genannt wird. Sie hat einen viel längern und schmächtigern Kopf und gleicht nicht wenig einem großen Schwein. Der erstere bewohnt das Hauptthal des Veltelins und die kleineren Nebenthäler, der andere dagegen die großen Nebenthäler, besonders das Malencherthal

und Bergell. Beide fressen gern Fleisch, doch begnügt sich die größere Art auch mit anderer Nahrung. Beide schlagen ihre Wohnung in den dichtesten Waldungen auf und verlassen sie nur des Nachts, um ihrem Raube nachzugehen. Im Frühjahr nähren sie sich von dem fetten Gras neben den Alphütten und von aufkeimendem Korn; weßwegen sie sich des Nachts bis an die Wohnungen wagen. Die rothe Art bricht sogar bisweilen in die Viehställe ein, die schwarze dagegen sucht lieber Ameisenhaufen auf. Des Sommers ziehen sie in die Höhe und rauben das waidende Vieh, besonders die rothe Art. Die schwarze verschmäht es zwar auch nicht, wenn sie es ohne Gefahr bekommen kann, doch hält sie sich mehr an die Ameisen und Beeren, besonders Erdbeeren, welche sie bisweilen aus den Körbchen frißt, wenn sie von Mädchen gesammelt worden sind. Im Herbste ziehen sie wieder herunter, um Haidekorn, Welschkorn, Castanien und Trauben zu fressen. Im Winter verkriechen sie sich in die Höhlen, welche sie sich unter einen Felsen oder einen großen Baum gemacht und kunstlos mit Moos, Laub, Gras und Zweigen ausgefüttert haben. Darinn bleiben sie 3 Monat lang und sollen an ihren fetten Tatzen saugen.

So plump der Bär aussieht, so klettert er doch sehr leicht auf Bäume, besonders die Jungen, und lassen sich dann sehr vorsichtig rücklings herunter, wie es scheint, bloß zum Vergnügen, oder, wie andere meynen, um die Gegend auszuspähen. Er läuft besonders hurtig bergan, so daß ihm Menschen kaum nachkommen. Er soll in einer Nacht 8—10 Stunden weit herumstreifen, und wird er verfolgt, so flieht er wohl 12—18 Stunden von seiner Heimath, welche er dessenungeachtet wieder finden soll. Will er auf Raub ausgehen, so soll er auf eine Anhöhe oder einen Baum steigen und wittern, in welcher Gegend sich Vieh aufhält. Dann schleicht er des Abends zu den Ställen, um welche die Ziegen lagern, und holt eine weg. Gewöhnlich flüchten diese auf die Dächer der Hütten, wodurch die Alpknechte aufmerksam werden und den Feind vertreiben. Gelingt es ihnen nicht eine zu erhaschen, so legen sie sich in einen Hinterhalt, bis das Vieh auf die Waide kommt, und treiben dann eines so lange

herum, bis sie es erhaschen oder in einen Abgrund stürzen, weil es in der Angst nicht weiß, wo es hinaus soll. Da die Hirten keine Flinten haben und auch oft die Heerde verlassen, so sind diese Fälle im Malencherthal nicht selten. Die rothe Art zerreißt manchmal ein Stück Vieh vor den Augen der Menschen, und läßt sich nur durch die Flinte vertreiben. Er ist bey seinem Angriff übrigens sehr vorsichtig. Selten packt er das Vieh von vorn an, sondern springt ihm auf den Rücken und schlägt die Klauen ein, daß es bald zu Boden stürzt; scheint es ihm zu stark, so jagt er es herum, bis es ermüdet niederfällt; dann springt er darauf, zerreißt es, frißt zuerst das Euter und dann die Nieren. Hat er sich gesättiget, so vergräbt er den Rest in die Erde auf ein andermal; wird er daran gestört, so trägt er fort was er kann.

Gemeiniglich sammelt sich später die Heerde um ihn, schnaubt und brüllt, als wenn sie Lust hätte ihn anzugreifen. Bey Nebel aber und Regenwetter holt er oft eine Kuh aus der Heerde, ohne daß es die andern merken. Unter den Schafheerden thut er besonders vielen Schaden; an Pferde wagt er sich selten, und gegen den Menschen wagt er sich nur, wenn er Junge hat oder verwundet ist; die schwarze Art läßt sich oft durch ein Kind mit Geschrey und Steinwürfen vertreiben, ja sich sogar den Raub abjagen. Die Männchen sind im Anfange des Herbstes am kühnsten, aber muthlos am Ende desselben; die Weibchen dagegen sind muthig im Frühling, wann sie Junge haben. Sie ranzen im October, wobey es bisweilen Kämpfe gibt; nach 6 Monaten werfen sie im April oder May zuerst ein Junges, später 2—3, welche 6 Monate lang saugen. Während dieser Zeit ist die Mutter dem Vieh sehr gefährlich. Die Jungen spielen oft vor der Höhle und machen possierliche Sprünge, klettern an den Bäumen auf und und ab u.s.w. Nach 3 Jahren sind sie ausgewachsen.

Man verjagt sie durch großen Lärm, durch Blasen auf Hörnern u. dergl., weil die Leute zu arm sind, um Flinten und Pulver zu kaufen. Zur Jagd treten mehrere zusammen, treiben ihn mit Schreyen, Blasen und Trommeln in einen engen Paß

und schiessen ihn todt. Fehlt aber der Schuß, so geht er auf den Jäger los, und dieser entkommt ihm nur, wenn es bergab geht. Es gibt aber Beyspiele, daß ein muthiger Jäger stehen geblieben ist, ihn, nachdem er sich aufgerichtet, umarmt, den Kopf unter den seinigen gesteckt hat und so mit ihm den Berg hinuntergerollt ist, bis einer seiner Cameraden ihn erlößt hat. Dabey kommt freylich der Jäger nicht ohne Wunden weg, mit denen er einige Monate zu thun hat. Zu solcher Jagd wird auch der Jäger durch den Gewinn gereizt: denn er bekommt von der Regierung 40 Gulden, für die Haut 11 und wohl eben so viel für das Fleisch, welches nicht selten 2 Centner wiegt. Es gibt Jäger, welche alle Jahr einen und den andern erlegen. Um dem Fleisch seinen süßlichen Geruch zu nehmen, legt man es einige Tage in kaltes Bergwasser; dann schmeckt es wie Rindfleisch, noch besser geräuchert. Die Tatzen sind ein wahrer Leckerbissen. In der neuern Zeit gibt man kein Schießgeld mehr, dessen ungeachtet verfolgt man den Bären, wo man kann. Höpfners Magazin. II. 1788. 133.

Dieser Bär findet sich auch in Nordamerica, zwischen dem obern See und dem großen Sclavensee, in einer Ausdehnung von 10°, und stimmt mit dem braunen Bären von Kamtschatka überein. Er heißt, in Hearnes Reise an der Hudsonsbay, grauer Bär (Grizly Bear), und auch Cook erwähnt ihn an der americanischen Küste (3te Reise II. 376.). Er ist übrigens in America gefürchtet, kommt im August an die Küste des Eismeers und lebt von Thier- und Pflanzenstoffen. Man fand in einem Ueberbleibsel von einer Robbe, einem Murmelthier, eine Menge Wurzeln von Traganth, nebst Beeren und Gras. **Richardson, Fauna bor. am. I. 1829. Nro. 9.** (Isis 1832. 72.)

3) In America findet sich ein grauer Bär mit weißen Ohren, welcher der greuliche (**U. horribilis, ferox, cinereus**), **Grisly Bear**,

heißt und mit dem gemeinen verwechselt worden ist.

Er ist schon lang den Indianern und Pelzhändlern als eine besondere Gattung bekannt, wurde auch schon von Umfreville (Hudsonsbay. 1790. S. 168.) und Mackenzie (**Voyage. 1801.**

160.) erwähnt; Lewis und Clarke aber haben ihn zuerst genauer beobachtet. (Exped. to the Missoury. I.)

Er ist stärker und wilder als der schwarze Bär, hat längere Klauen, größere Sohlen und einen kürzeren Schwanz; Stirn und Nase liegen in einer Richtung ohne Einschnitt; der Pelz ist schlechter, lang, meist dunkelbraun mit blassern Spitzen. Er ist vorzüglich fleischfressend, verzehrt jedoch auch Wurzeln und Beeren, bewohnt das Rockygebirge südlich bis Mexico, östlich und nördlich bis zum 61. Grad. Jung kann er auf Bäume klettern, alt nicht mehr, was doch der schwarze, braune und selbst der weiße kann. Die Jäger fürchten sich sehr vor ihm, weil er oft unversehens aus dem Dickicht auf die Menschen springt. Bey den ältern Reisenden heißt er weißer Bär, was aber nicht eigentlich weiß, sondern hell bedeuten soll. Schon Forster hat in seiner Uebersetzung von Bossues Reisen gesagt, daß der weiße Bär in Louisiana verschieden sey vom Eisbären. Seine Höhle ist 10 Schuh weit, 5 hoch und 6 lang. Richardson, Fauna americana. I. Nro. 10. tab. 1.

Lewis und Clarke haben ihn in der Nähe des Rockygebirges oft getödtet; darunter war einer 9 Schuh lang; die Tatzen ungeheuer, die Vordersohle 9 Zoll breit, die hintere 12 Zoll lang und 7 breit. Er ist das kühnste und gefährlichste Raubthier in den vereinigten Staaten, verfolgt oft die Jäger, und kein Thier entgeht ihm, wenn dessen Hurtigkeit oder List nicht die seinige übertrifft. Er tödtet den Bison und schleppt ihn weg, um ungestört nach Lust fressen zu können. Die Indianer am Missouri ziehen bisweilen in kleinen Truppen gegen ihn zu Feld, und Trophäen von ihm sind eine große Ehre; sie tragen die Klauen von ihm als Halsbänder. Ehmals scheint er auch in den atlantischen Staaten gewesen zu seyn: denn schon La Hontan spricht von ihm, und nach Heckewelder machen die Delaware-Indianer ihre Kinder mit dem großen nackten Bären (Big naked Bear) fürchten. Say in Longs Expedition to the Rocky-Mountains. 1823. 8. III. cap. 9. (Isis 1824. Litt. A. 279.)

Man sieht ihn jetzt bisweilen bey den Thierführern. Er wird von ihnen bloß mit Haber gefüttert, wie die andern.

b. Glatte Bären

sind mit kurzen, straffen und glatten, durchgängig schwarzen Haaren bedeckt. Sie finden sich bloß in America und Ostindien.

4) Der schwarze oder americanische (U. americanus) bleibt kleiner als der gemeine und wird selten 5 Schuh lang, ist glänzend kohlschwarz, hat aber rothbraune Flecken an der Schnauze. Catesby, Carolina, app. 25. Schreber III. Taf. 141. B. Cuvier, Menag. Fig. Wolffs Abbild. I. 34. T. 7. Fr. Cuvier, Mammif. livr. 14. 1820.

Dieser Bär findet sich in ganz Nordamerica, vom atlantischen bis zum stillen Meer und von Carolina bis ans Eismeer, und ist den Reisenden seit den ältesten Zeiten bekannt. Er ist der kleinste unter den americanischen Bären, frißt Beeren und in deren Mangel auch Wurzeln, Insecten, Fische, Eyer, auch Vögel und Säugthiere, aber nicht gern. Er ist furchtsam, außer wenn er verwundet ist oder die Jungen zu vertheidigen hat; er läuft nicht so schnell als ein Mensch, klettert aber, wie Katzen, auf Felsen. Er scharrt sich im Winter unter einem gefallenen Baum eine Höhle, welche der Schnee bald bedeckt und warm hält; der Athem macht darein eine kleine Oeffnung, um welche sich Reif ansetzte wodurch sein Lager dem Jäger verrathen wird. So bleibt er liegen, bis der Schnee weggeht, am Huronsee 4 Monat, unter 65° aber von Anfang Octobers bis Ende Aprils. Sie paaren sich im September, werfen Anfangs Jänners 1 bis 5 Junge und tragen mithin 16 Wochen. Bey der Jagd beobachten die Wilden allerley Ceremonien, wie die Lappländer, um sie zu beschwören, und entschuldigen sich, wenn sie sie erschlagen haben, wahrscheinlich aus Angst vor der gefährlichen Jagd. Bey den Pelzhändlern kommen außer den schwarzen auch zimmetfarbene vor, und die Hudsonsbaygesellschaft schickt jährlich 1000 nach Europa. Richardson, Fauna bor. am. I. 1829. Nro. 8.

In Carolina sind die Bären zwar nicht so groß, wie die in Grönland und Rußland, aber sehr gemein, ihr Fleisch gut und nahrhaft, und nicht schlechter als das beste Schweinenfleisch.

Die Säuglinge sind ein Leckerbissen und werden allem andern Fleisch vorgezogen; es sieht gut aus und das Fett ist weiß wie Schnee, sehr mild und besonders gut zum Backen der Fische, wenn es ausgeschmolzen ist; man macht auch sehr gute Schinken aus dem Fleisch. Diese Bären fressen alle Art von wilden Früchten und Fischen, besonders Häringe, welche sie im März und April fangen; aber dann schmeckt ihr Fleisch nicht gut. Wenn sie Hunger haben, so greifen sie die Schweine in den Wäldern an; das ist aber das einzige Fleisch, was ihnen schmeckt. Bisweilen fallen sie in die Welschkornfelder, wo sie zehnmal mehr verderben als fressen; auf die Erdäpfel sind sie so erpicht, daß sie alle ausscharren, wenn sie zufällig in ein solches Feld kommen. Obschon sie sehr plump aussehen, so klettern sie doch vor den Hunden sehr hurtig auf Bäume und bleiben oben, bis sie geschossen werden; es ist wirklich zum verwundern, wie schnell sie oben und unten sind; im letztern Fall immer den Schwanz voran. Eben so geschickt sind sie im Fischfangen, wann diese in seichtem Wasser laichen. Dann kann man sie sitzen sehen und die Fische so schnell herausziehen, als sie die Tatze ins Wasser tauchen. Sonderbar, daß noch nie jemand einen trächtigen Bären bekommen hat. Sie müssen sich in dieser Zeit an sehr verborgenen Plätzen aufhalten, weil sonst die Wilden gewiß bekämen, da sie sich beständig in den Wäldern herumtreiben und Tausende von ihnen tödten. Die Bärenjagd gehört zu den größten Vergnügungen der Christen und Indianer; die ersteren haben eine Art Jagdhunde, gleich den Hofhunden, welche den Bären riechen, demselben nachlaufen, bellen und ihn beißen bis er bäumt, worauf die Jäger herbeykommen und ihn schießen. Obschon sie nicht reißend sind, so wehren sie sich doch verzweifelt, und daher gehen immer 3—4 Jäger mit einander. Sie sehen es nicht gern, wenn der Hund sich an den Bären hängt; denn der beste Hund vermag nichts gegen ihre Tatzen. Diese werden für den besten Bissen gehalten, der Kopf dagegen weggeworfen, weil das Hirn giftig sey. Früher haben die Colonisten in einer Jahreszeit 4—500 erlegt; daher sind sie jetzt nicht mehr so häufig. Der Grund, warum man sie so leicht tödten kann, liegt

darinn, daß sie vor dem schlechtesten Hunde bäumen. Mit dem Fett schmieren sich die Wilden den ganzen Leib ein; aus dem feinen Haar an der Unterseite des Leibes macht man Hüte. Brickell, Carolina. 110.

Der Kopf des schwarzen Bären hat eine ganz andere Gestalt als des braunen; die Ohren sind größer, so wie auch ihr Zwischenraum. Die Seitenlinien des Schädels sind nicht so abgerundet, die Stirn weniger gewölbt, die Schnauze eher convex als concav und verhältnißmäßig größer. Die Behaarung ist kurz und steif, ohne Wollhaare, gleichförmig glänzend schwärzlichbraun, Gesicht röthlichgrau, über jedem Auge ein hellbrauner Flecken. Ein Exemplar in Paris war 5 Schuh lang; es gibt aber von 7 Schuh Länge und 4 Centner Gewicht. Die Jungen haben ganz die Farbe der Alten, ohne irgend ein weißes Halsband. Sie finden sich nur im nördlichen America, von Virginien an bis zur Hudsonsbay, und sollen selbst von der Westküste über das Eis auf die Aleuten, Curilen und nach Kamtschatka kommen; bey strengen Wintern auch südlich bis Louisiana, sind aber dann sehr mager. Wenn sie auch noch so hungerig in Louisiana ankommen, und selbst in die Häuser dringen, so gehen sie doch nur an Korn und Obst, und lassen die Schlachtbänke unversehrt; auch tödten sie den Jäger, wenn sie von demselben verwundet worden, ohne ihn aufzufressen. Le Page du Pratz, Louisiane. 1758. II. 77.

Die in Paris wurden mit Brod, Obst, Kohl, Salat u. dergl. gefüttert; sie fraßen übrigens Fleisch, kauten es aber nicht mit ihren stumpfen Backenzähnen, wie die reißenden Thiere, sondern zerbissen es mit den Schneidzähnen, wie die andern Bären. Ihre Stimme ist von der des gemeinen Bären verschieden, und lautet wie Weinen oder scharfes Heulen. Cuvier, Menag. Fig.

5) Die einzigen Reisenden, welche von Bären in den Anden von Peru sprechen, sind Condamine (S. 982.) und Ulloa (S. 461.). Seitdem hat man nichts mehr davon gehört; vor wenigen Jahren aber brachte ein französisches Schiff einen schwarzen Bären aus Chili, mit weißer Schnauze und einem

braungelben Ring um die Augen, was sehr zierlich aussieht (U. ornatus).

Er war noch jung, $3^1/_2$ Schuh lang, 15 Zoll hoch. Weiter ist er noch nicht bekannt, aber in sofern wichtig, daß er das Daseyn der Bären auch in Südamerica beweißt. F. Cuvier, Mamm. 1825.

In Ostindien hat man in der neuern Zeit mehrere glatte und schwarze Bären entdeckt, von denen man früher nichts wußte.

6) Der langnasige (U. longirostris, labiatus)

wurde seit mehr als 40 Jahren in Europa herumgeführt unter dem Namen des bärenartigen Faulthiers, weil ihm die Schneidzähne gern auszufallen scheinen; er ist der größte unter den indischen, wird jedoch nicht so groß als der unserige. Nase, Fuß-Enden und Kehle weiß; um den Kopf dicke schwarze Haarbüsche; die Unterlippe ist länger als die obere und sehr beweglich. Er soll im Oberkiefer nur 4 Schneidzähne haben. (Sykes, Zool. Proceed. 1830. 100.) Er findet sich in Bengalen, vorzüglich in den Gebirgen von Silhet (Duvaucel in Fr. Cuviers Mamm. 1823.), in Deccan und Nepal (Hodgson, Zool. Proceed. 1834. 96.).

Er ist sehr gelehrig, und daher wird er in Indien häufig zur Schau herumgeführt; sonst weiß man nichts von seiner Naturgeschichte. Shaw, Gen. Zool. tab. 4. Journal de Physique 40. 1792. 136. Tiedemanns bärenartiges Faulthier. 1820. 4. Fig. Blainville, Bulletin philom. 1817. Frédr. Cuvier, Mamm. 1823 et 1824. Fig. Ours jongleur.

7) Der malayische (U. malayanus)

ist kleiner, hat eine braune Schnauze und auf der Brust einen mondförmigen weißen Flecken; Zunge ungewöhnlich lang; 4 Zitzen; Länge $4^1/_2$ Schuh.

Findet sich auf Sumatra, in Pegu und Nepal; wird jung aufgezogen sehr zahm, spielt gern und frißt mit Hund und Katze aus einer Schüssel. Ausgewachsen ist er sehr stark und im Stand einen Pisangbaum, den er kaum umarmen kann, auszureißen. Raffles, Linn. Transact. XIII. 1821. 254. Hors-

Field, Zool. Res. IV. Fig. Duvaucel in Fr. Cuviers Mamm. livr. 47. 1825. Fig.

Man sieht ihn jetzt bisweilen bey den Thierführern.

b) Auf der Insel Borneo gibt es einen ganz ähnlichen (U. eurygpilus),

der einen gelben Flecken an der Brust und eine graue Binde um die Füße hat über den Klauen; also wohl kaum wirklich verschieden ist. Länge 3 Schuh 9 Zoll, Höhe 1 1/2, Schwanz 2 Zoll; also etwas kleiner als der vorige. Die Zunge ist so lang, schmal und schlank, daß sie das Thier fast 1 Schuh weit aus dem Maule schießen kann; es biegt sie sodann spiralförmig nach unten.

In seinem Vaterland hat man ihn noch nicht beobachtet, aber in England, wo einer mehrere Jahre gelebt hat und zu denjenigen Thieren gehörte, welche am liebsten gesehen worden. Er stand und gieng leicht, saß aber gewöhnlich aufrecht vor der Thür und betrachtete die Zuschauer, welche hinwiederum ihn gern betrachteten wegen seiner Ungestalt und seiner sonderbaren Bewegungen. Obschon er dumm aussah, so war doch Gesicht und Geruch sehr scharf; er bemerkte alles, was im Thierhof vorgieng; die fleischige Nasenspitze bewegte er sehr lächerlich, wenn man ihm Brod vorhielt, dehnte die Naslöcher aus, schob die Oberlippe wie einen Rüssel vor, ergriff mit den Tatzen das Brod, nahm ein Maul voll, legte das Uebrige an die Hinterfüße und brachte es stückweise ins Maul. Oft nahm er eine bittende Stellung an, drehte den Kopf hin und her, sah die Zuschauer ernsthaft an und streckte die Tatzen aus. Er kannte seinen Wärter, zeigte ihm Anhänglichkeit und ließ einen weinerlichen Ton hören, wenn er sich näherte, um Futter zu bekommen. War er guter Laune, so ergötzte er die Zuschauer auf mancherley Art. Oft saß er ganz ruhig, sperrte das Maul auf und streckte die lange und schlanke Zunge heraus. Das Streicheln, auch von fremden Personen, erwiederte er durch verschiedene Stellungen, streckte Nase und Vorderfüße aus, oder drehte sich plötzlich um und hielt eine zeitlang den Kopf auf den Boden. Rauhe Behandlung nahm er aber sehr übel, stieß kreischende Töne aus,

und ließ sich nicht schmeicheln, so lange er die Person sah, welche ihn geärgert hatte. Dieser und der vorige sind auf wenige Grade unter dem Aequator beschränkt, leben fast bloß von Pflanzen und nähern sich oft den Wohnungen, um die Cocosnußschösse, die sie sehr lieben, zu fressen. In den Wäldern hilft ihnen die lange Zunge den wilden Honig zu erreichen. Horsfield, Zool. Journ. Nro. 6. 221. tab. 11. (Isis 1830. 1023.)

B. Krone der Backenzähne viereckig und breiter als lang.

2. G. Die Waschbären (Procyon)

sind von der Größe des Fuchses, mit kleinen Sohlen und einem langen Schwanz; der hintere Backenzahn ziemlich groß und quer; überall 3 ziemlich große Lückenzähne.

Sie finden sich bloß in America, und zwar nur in den gemäßigten oder heißen Theilen desselben.

1) Der nordamericanische (Ursus lotor), Raton,

ist etwas kleiner als der Dachs und auch ziemlich so gefärbt, Schnauze weiß, mit einem dunkelbraunen Band durch die Augen; der Schwanz braun und weiß geringelt. Buffon VIII. T. 43—46. Linne, Schwed. Abhandl. 1747. 300. Knorr, Deliciae tab. K. 1. Schreber III. 521. Taf. 143. Fr. Cuvier, Mamm. 1819.

Er findet sich im ganzen gemäßigten Nordamerica bis zum 56.° Nord Breite, wo er bey den Wilden und Engländern Raccun, bey den Schweden Schupp heißt, und von allen Reisenden seit der ältesten Zeit beschrieben worden ist. Auch lebt er auf den Antillen und in Mexico. Unter Tages liegt er still in hohlen Bäumen und geht nur heraus, wann es trüb ist; in der Nacht dagegen wandert er umher, um seine Nahrung zu suchen, welche in verschiedenen Arten von Früchten, besonders Welschkorn besteht, wann die Aehren noch weich sind, in Castanien, Pflaumen und wilden Trauben. In den Gärten schadet er sehr den Aepfeln, stellt den Vogelnestern nach und würgt Hühner ohne alle Barmherzigkeit; dann frißt er die Eyer. Bey stürmischem Wetter, und besonders wenn es schneit, kann er aber eine ganze Woche in seinem Neste liegen, ohne zu fressen. Er wirft seine 2—3 Jungen im May. Er wird theils durch Hunde gefangen,

die seinen Schlupfwinkel in hohlen Bäumen aufspüren, theils in Sprenkeln und Fallen, in welche man ein Stück von einem Huhn oder Fisch legt. Treffen ihn die Hunde im Freyen, so klettert er auf einen Baum, jemand klettert ihm nach, schüttelt ihn herunter, wo er sodann von den Hunden todt gebissen wird. Wenn er springt, so tritt er mit allen Pfoten zugleich auf.

Er hat sich sehr gegen die vorigen Zeiten verringert; indessen findet er sich tiefer im Lande noch in Menge. Das Fleisch wird von einigen gegessen; für den Balg zahlt man in Philadelphia 18 Pences; man macht aus den Haaren Hüte, welche nächst den Biberhüten die besten sind; der Schwanz wird um den Hals getragen.

Er läßt sich so zähmen, daß er auf den Gassen wie ein anderes Hausthier herumgeht. Es ist aber nicht möglich, ihm das Rauben abzugewöhnen; er schleicht sich im Dunkeln zu den Hühnern und bringt oft in einer Nacht alle um. Zucker und andere Süßigkeiten kann man nicht sorgfältig genug vor ihm verwahren. Verschließt man Kisten und Kästen nicht gut, so schleicht er sich hinein, verzehrt den Zucker nnd leckt den Syrup mit den Tatzen aus. Die Frauensleute haben daher täglich über ihn zu klagen, und mancher entbehrt lieber das Vergnügen, welches ihm dieses Thier macht durch sein affenartiges Betragen. Kalms Reise. 1757. II. 246. 351. III. 31.

Buffon besaß einen 1 Jahr lang lebendig. Er bedient sich seiner Vorderfüße, um das Fressen ins Maul zu bringen, läuft und springt sehr hurtig, klettert mit seinen Nägeln auf die letzten Zweige wie Katzen, kann zwar etwas aufrecht stehen, aber nicht gehen. Er taucht alle Speisen ins Wasser, ehe er sie verzehrt; das Brod warf er in die Wasserschüssel, und zog es nicht eher heraus, als bis es weich war, außer wenn er sehr Hunger hatte. Er schnupperte überall herum und fraß alles, rohes und gekochtes Fleisch, Fisch, Eyer, Geflügel, Korn, Wurzeln, Insecten, besonders Spinnen; im Garten fieng er Maykäfer, Schnecken und Würmer; er liebte Zucker, Milch und die Süßigkeiten über alles, mit Ausnahme des Obstes, dem er Fleisch und besonders Fische vorzog. Um seine Nothdurft zu verrichten

gieng er an einen entfernten Ort. Er war immer zutraulich und schmeichelnd, sprang an den Leuten hinauf, die er lieb hatte, spielte gern mit ihnen und war immer in Bewegung; er hat überhaupt viel vom Naturell der Maki und etwas von dem des Hundes. Länge 2 Schuh, Höhe 10 Zoll, Umfang 14, Schwanz 1 Schuh, Ohren 2 Zoll, Gewicht 15 Pfund. Die Stinkdrüsen öffnen sich in den Mastdarm. Hist. nat. VIII. 1760. 337. Suppl. p. 215. Hernandez, N. Hisp. c. 1. Mapach. Sloane, Jamaica II. 1725. 329. Catesby, Carolina, app. 29.

2) Der südamericanische (Ursus cancrivorus)

ist kaum davon verschieden; nur ist er höher auf den Beinen, die Schwanzringel sind weniger deutlich und das Ohr ist kürzer; Färbung dunkel gelblichgrau, unten gelblichweiß, Kopf graulichschwarz, über jedem Auge ein weißer Streifen und dahinter ein solcher Dupfen; Maul weiß eingefaßt; Schwanz schwarz mit 3—4 weißlichen Ringeln. Buffon, Suppl. VI. tab. 32.

Er scheint sich im ganzen südlichen America zu finden, wenigstens diesseits der Anden, und mit dem vorigen ähnliche Lebensart zu haben. In Paraguay heiß er Aguara pope (Fuchs mit flacher Hand), weil die Vorderfüße wirklich sehr gerade Zehen haben, mit welchen er die Speisen zum Maule bringt. Er tritt auf die Fersen, wenn er sitzt, aber nicht, wenn er geht, in welchem Falle er hinten höher ist, weil er die Vorderfüße immer vorwärts streckt; der Schwanz ist ausgestreckt. Er ist selten, soll sich vorzüglich in den Niederungen aufhalten und nicht gern in die Wälder gehen, obschon er auf Bäume klettere. In der Gefangenschaft wird er sehr zahm, spielt mit aller Welt, frißt alles, hält es zwischen den Füßen und grunzt, wenn man ihm dann nahe kommt. Länge 2 Schuh, Schwanz 15 1/2 Zoll, Höhe 15, Umfang 14; 6 Zitzen. Azara I. 324.

In Brasilien heißt er Guaschini, und hält sich besonders in dem Gebüsche an Fluß- und Seeufern auf, geht bey der Ebbe auf dem Schlammboden zwischen den Mangogebüschen (Rhizophora, Avicennia et Conocarpus) umher, um Krabben zu fangen, verkriecht sich auch wohl in die Höhlen der Füchse und Gürtelthiere, klettert auf Bäume nach Früchten und stellt dem Zucker-

rohr nach. Das Auge ist gelb, und leuchtet bei Nacht wie beym Fuchs. Im Jänner und Hornung sind sie sehr fett und werden sodann gegessen; aus dem Fell macht man Regenkappen für die Flinten. Länge 2 Schuh, Schwanz 14 Zoll, Ohr 1 Zoll 9 Linien. Wied, Beitr. II. 1826. 310.

Auch Rengger hat ihn in Paraguay selten angetroffen und nur 2 von einem Baume geschossen, wohin sie von den Hunden gescheucht worden waren; ein anderer watete bedächtig durch tiefen Schlamm. Sie leben einsam in den Wäldern, an großen Sümpfen und Flüssen, schlafen bey Tag in einem hohlen Baum und gehen bei Nacht aus nach Nestvögeln, Eyern, Ratten, Insecten und Würmern, auch nach Früchten. Sie sollen im dortigen Frühjahr, d. h. im October und November, 2—4 Junge in einem hohlen Baum werfen. Auf einem Hofe bey Villa rica sah er 2 Stück, welche schon 3 Jahr alt und so zahm waren, daß sie mit jedem spielten, auch mit den Hausthieren, aber für niemanden eine Vorliebe zeigten. Sie waren angebunden in einem Verschlag, und schliefen zusammengerollt, den Kopf zwischen den Vorderbeinen, fast den ganzen Tag; gegen Abend ließ man sie herumlaufen; sie steckten die Nase in jedes Loch, trabten und galopierten in Sätzen, stellten sich zuweilen auf die Hinterbeine wie die Bären, konnten sich aber nicht lange halten.

Sie bekamen Rindfleisch, gekochte Maniocwurzeln und Früchte, welche sie zwischen die Vordertatzen nahmen und ins Maul steckten, ohne sie vorher ins Wasser zu tauchen. Sie soffen schlappend.

Sie ließen nie einen Laut hören, außer einem Knurren, wenn man sie beym Fressen störte, wobey sie leicht in Zorn geriethen und um sich bissen. Sie kamen auf den Ruf des Wärters, gehorchten jedoch nur, wenn es ihnen beliebte, und widersetzten sich bisweilen hartnäckig, selbst mit Anwendung ihrer Zähne, wenn man sie zwingen wollte. Nur die Indianer benutzen Fell und Fleisch. In den Wäldern ist er leicht zu jagen, weil er auf Bäume klettert; sonst läuft er in die Sümpfe. Paraguay. 1830. 113.

3) In Ostindien gibt es einen ähnlichen (Ailurus refulgens), von der Größe einer Katze, mit einem glänzend zimmetrothen Pelz, unten schwarz.

Er lebt auf der Hügelkette südlich vom Himalayagebirge, ist 2 Schuh 3 Zoll lang, Schwanz 15 Zoll, und unterscheidet sich von den americanischen durch völlig behaarte Sohlen, ziemlich zurückziehbare scharfe Klauen und durch einen Lückenzahn weniger. Der Kopf ist kurz, rundlich und weiß, die Schnauze sehr breit, die Ohren kurz. Er hält sich in der Nähe der Bergbäche meistens auf Bäumen auf, lebt von Vögeln und kleinen Haarthieren, verräth sich oft durch seinen lauten Ruf „wa", und heißt deßhalb Chitwa. Hardwicke, Linn. Transact. XV. 1826. 161. tab. 2. F. Cuvier, Mamm. 1825. Fig. Panda.

3. G. Die Nasenbären (Nasua), Cuati,

gleichen im Gebiß und in den nackten Sohlen ganz den Waschbären, haben aber eine rüsselförmige Nase, eine kleine Spannhaut zwischen den Zehen und lange Klauen zum Graben und Klettern; 8 Zitzen.

Es sind ziemlich schlanke Thiere, fast wie unser Marder, mit einem langen Schwanz, welche sich bloß im heißen America finden und daselbst Vögel, Eyer und Früchte fressen. Im Betragen und Geselligkeitstrieb haben sie Aehnlichkeit mit den Affen, im Kopf mit dem Fuchs, im Rüssel mit einem Ferkel.

1) Der gemeine oder größere (N. socialis, Viverra nasua, narica s. fusca), Coati roux et brun,

ist größer als der Marder, fast 2 Schuh lang, Schwanz 1½; von verschiedener Farbe, meist röthlichbraun, auch gelblichgrau und ganz grau; Rüssel und Ohren schwarz, um die Augen mehrere weiße Flecken; Stirn und Nase weiß, Schwanz schwarz und weiß geringelt. Marcgrave 228. Coati. Fig. Buffon VIII. 364. Taf. 48. Coati brun. (Schreber III. 438. Taf. 119.)

Dieß ist die gemeinste Gattung in Surinam, Guyana, Brasilien und Paraguay, und wird schon von den älteren Reisenden beschrieben. Er lebt bloß in den trockenen Wäldern, welche man in Paraguay das Gebirge nennt, und ist nicht selten; man sieht

ihn einzeln, paarweise und in kleinen Truppen; er klettert leicht auf Bäume, ohne sich mit dem Schwanz zu halten, und es ist sehr lustig anzusehen, wie er sich von dem Gipfel herunter fallen läßt, wenn man an den Baum schlägt und thut, als wenn man ihn umhauen wollte.

Man hält ihn viel in den Häusern, aber angebunden, weil er überall herumklettert mehr als eine Katze, alles umwendet und in Unordnung bringt. Er frißt rohes und gekochtes Fleisch, Brod und Früchte, kurz alles mögliche; Mäuse, die man ihm einmal gegeben hatte, rührte er nicht an; bisweilen tödtete er junge Hühner, fraß etwas vom Hals an und ließ das Uebrige liegen. Er drückt das Fleisch mit dem linken Fuße auf den Boden, kratzt mit dem rechten etwas ab und frißt es; nähert sich jemand oder ein Hund, so nimmt er ein Stück und läuft fort. Beym Saufen zieht er den Rüssel zurück, um ihn nicht unterzutauchen, und schlappt mit der Zunge wie die Hunde. Er läuft unaufhörlich an der Schnur hin und her, und unterbricht diese Bewegung nur um zu fressen und zu schlafen. Er ist so eigensinnig, daß selbst Schläge ihn nicht zwingen können, etwas wider Willen zu thun, und obschon er gern spielt und sich kratzen läßt, so zeigt er doch für niemanden Vorliebe. Er spielt mit kleinen Hunden und Katzen, und schläft, indem er dieselben zwischen den Füßen hält. Er schläft die ganze Nacht, selten bey Tag, zusammengerollt, den Kopf nach hinten, den Schwanz nach vorn.

Sein Gang hat etwas schwerfälliges; er tritt dabey nicht auf die Ferse, wohl aber im Zustand der Ruhe; er kratzt sich mit der Schnauze und mit allen 4 Füßen. Sein Laut ist ein Pfeifen, wie bey einem Vogel; er läßt ihn aber nur hören, wann er bös ist und Hunger oder Schmerzen hat. Gegen die Hunde wehrt er sich mit Bissen, und tödtet dieselben manchmal mit seinen großen Eckzähnen. Länge 2 Schuh, Schwanz 20 Zoll. Gewöhnlich hält er denselben aufrecht, mit der Spitze nach hinten, sonst bewegt er ihn nach allen Seiten; Höhe 1 Schuh, Ohr klein, 1½ Zoll, Rüssel 3; die Eckzähne sind zweyschneidig,

wie ein Dolch, die oberen 5 Linien lang, 4 breit, die unteren 8 Linien lang und 4 breit.

Er hat einen weißen Dupfen unter, hinter und über dem Auge, welcher auf die Schnauze läuft, die schwarz ist so wie die Unterlippe; die obere aber und der Unterkiefer weiß bis unter das Ohr. Die allgemeine Färbung fällt ins Gelbliche, Füße und Ohren schwarz; der Schwanz schwarz und weißgeringelt; bisweilen sind alle Haare weiß mit schwarzen Spitzen. Zwey Weibchen hatten nur 6 Zitzen, ein anderes 10. Man fand bey einem 4 Junge.

Es gibt Cuati, welche von den Heerden getrennt ganz allein in den Wäldern angetroffen und Monde oder Haegno genannt werden. Viele halten sie für eine eigene Gattung, weil sie etwas größer sind, als die vorigen; wahrscheinlich sind es aber bloß alte Männchen, welche anderswo ein Weibchen aufsuchen, da die Zahl derselben in den Rudeln der Cuati geringer ist, als die der Männchen. Man kann nicht mehr als eine Gattung unterscheiden. Azara I. 1801. 334.

Der Prinz Max v. Wied hält die gesellige und einsame Art für 2 verschiedene Gattungen, dagegen diejenige, welche man nach den Farben in gelbe, braune, rothe u. dergl. hat unterscheiden wollen, für eine und dieselbe Gattung, nehmlich für die gesellige, welche unter all diesen Farbenabänderungen vorkommt.

In den Wäldern von Brasilien sind die geselligen zahlreicher als bey uns die Füchse, und leben daselbst in Banden von 12—18 Stück, welche nicht bloß bey Nacht, sondern auch bey Tag umherschwärmen. Ihre Manieren sind eine Mischung von denen des Fuchses und des Bären. Sie kommen ziemlich schnell herangezogen, lassen kurze, rauhe und sonderbare Töne hören, klettern plötzlich auf einen hohen Baum, fressen dessen Früchte unter beständigem Knurren ab, klettern eben so schnell wieder herunter, um zu einem andern Baum zu ziehen. Ihr Lauf ist ein schwerfälliger Galopp, bey dem sie auf die ganze Sohle treten, aber dennoch entfliehen sie ziemlich schnell und halten dabey den Schwanz in die Höhe.

Uebrigens fressen sie auch Fleisch, Vögel und Eyer, und suchen unter dem Laube die Würmer wie die Früchte auf; sie sollen sogar darnach wühlen, wie die Dachse.

Sie werfen in ihren Erdhöhlen 4—6 Junge, werden im Hornung sehr fett und die Brasilianer essen sie gern. Man kann leicht auf einem Baum mehrere schießen, bis sie herunter kommen und davon laufen, wo sie noch von den Hunden gefangen werden, obschon sie sich tüchtig wehren; auch fängt man viele in Schlagfallen. Länge 20 Zoll, Schwanz 19, Ohr 1. Wied II. 1826. 283.

Auch Rengger erklärt die Farbenverschiedenheiten für unwesentlich. Die Hauptfarbe ist gewöhnlich braun, weil die Wollhaare grau, die Stachelhaare dagegen an ihrer untern Hälfte röthlichgelb, an der obern schwarz sind; die Unterseite des Leibes ist vorn gelblichroth, hinten röthlichgelb; am Schwanz wechseln 6—7 röthlichgelbe Ringe mit so viel schwarzen ab; die Füße sind schwarz, so wie das Gesicht, Stirn aber und Scheitel gelblichgrau, Hinterkopf braun, wie Hals und Rücken, Oberlippe aber und Unterlippe weiß; Unterkiefer vorn schwarz, hinten graulichgelb, in der Mitte weiß; ein solcher Flecken über, hinter und unter dem Auge, und ein weißer Streifen auf der Nasenwurzel; das Ohr hinten bräunlichschwarz, vorn bräunlichgelb, der Rand bisweilen weiß. Die Weibchen und die jüngern Männchen fallen aber ins Bräunlichgraue, unten ins Weißlichgelbe; eben so die abwechselnden Schwanzringe. Es gibt aber auch Stücke, welche ganz gelblichroth sind; jedoch bleibt die Färbung und die Zeichnung des Kopfes. Dergleichen Abänderungen bemerkt man in ein und demselben Rudel, und sogar bey demselben Wurf. Länge 20 Zoll, Schwanz 18, Höhe 11 Zoll. Der Rüssel ragt über den Unterkiefer 1½ Zoll hervor.

Auch in Paraguay lebt er in Gesellschaften von 8—20 Stück in allen großen Waldungen, welche er nur selten verläßt, unter Tages durchstreift, und sich des Nachts unter Baumwurzeln in hohle Bäume oder auf eine Astgabel verkriecht, um zu schlafen; er gräbt keine Höhlen und ist überhaupt kein nächtliches Thier, hält sich aber sowohl auf dem Boden, als auf den Bäumen auf.

Wenn ein Rudel heranzieht, so hört man seine halbpfeifenden Töne, ehe man es sieht; sie durchsuchen im Gehen den mit Laub bedeckten Boden, stecken in jedes Loch ihren Rüssel, halten sich aber nicht lange bey einem Gegenstand auf, sondern springen von einem zum andern; haben sie einen Wurm oder eine Insectenlarve ausgewittert, so scharren sie dieselbe aus, und stecken von Zeit zu Zeit die Nase ins Loch, wie die Hunde, wenn sie Mäusen nachstellen. Zuweilen besteigt die ganze Gesellschaft plötzlich einen Baum, durchsucht denselben schnell, und verläßt ihn eben so geschwind wieder, um auf einen andern zu kommen. Uebrigens kümmert sich keiner um den andern. Die Mittagsstunden bringen sie gewöhnlich schlafend im Gestrüppe zu, oder auf einem Baume.

Ist die größte Hitze vorüber, so fangen sie ihre Wanderung von neuem an. Bemerken sie einen Feind, so pfeifen sie laut und klettern auf einen Baum; schlägt man heftig daran oder klettert man nach, so begeben sie sich auf die äußersten Zweige und springen auf den Boden, aber nicht von einem Baum zum andern, wie die Affen und Katzen. Sonst klettern sie, mit dem Kopfe nach unten, herab.

Wie lange sie tragen, weiß man nicht; aber im October oder im dortigen Frühling werfen sie in einem hohlen Baum, unter Wurzeln oder in Gesträuch, 3—5 Junge, welche der Heerde schon nach einigen Wochen folgen. Die Jungen werden häufig gezähmt, was mit Ausgewachsenen nicht mehr angeht; man gibt ihnen Milch und Früchte, später Fleisch, roh und gekocht, besonders Rindfleisch; faules ist ihnen zuwider, und aus großem Geflügel machen sie sich nicht viel, auch nicht aus Mäusen und Meerschweinchen, obschon sie hungerig dieselben nicht verschmähen. Sie sind überhaupt nicht fleischgierig; man kann sie Monate lang mit Pflanzennahrung erhalten, ohne daß sie dem Geflügel nachstellen. Am liebsten aber fressen sie Wasser- und Zuckermelonen. Sie saufen oft und viel. Man hält sie gewöhnlich im Hofe mit einem Riemen an einen Baum gebunden. In der Gefangenschaft paaren sie sich nicht. Sie wachsen sehr langsam, wechseln die Zähne erst im zweyten Jahr, sind

erst am Ende des dritten reif, und mögen wohl über 10 Jahre alt werden.

Sie spielen mit jederman, gebärden sich dabey wie Affen, und untersuchen mit der Nase jede Tasche; sie spielen auch mit den Hausthieren und vertragen sich selbst mit Hühnern und Enten; nur dürfen sie nicht beym Fressen gestört werden. Sie sind übrigens unbändig und lassen sich zu nichts abrichten; ihre Sinne sind schwach, mit Ausnahme des Geruchs und des Gefühls in der Nasenspitze, auch die Geistesfähigkeiten gehen nicht weit; ihr Gedächtniß ist schwach; sie vergessen bald Wohlthaten, Beleidigungen und Unfälle, und rennen daher blindlings und wiederholt in dieselbe Gefahr. Nur die Indianer essen das Fleisch, das gut schmecken soll; aus den Fellen machen sie Beutel. Paraguay. 1830. 96.

2) Der einsame (Nasua solitaria), Coati mondi,

ist etwas größer und dicker und sieht ziemlich einem kleinen Bären gleich; Behaarung gelblichbraun, unten röthlichgelb, Gesicht und Füße schwarz, Schwanz graulichbraun mit 7 schwarzbraunen Flecken, Unterkiefer weiß und ein solcher Dupfen über, unter und hinter dem Auge. Marcgrave. 228. Coati mondi. Perrault, Mém. de l'Acad. III. 2. 1699. p. 15. t. 37. 38. Buffon VIII. 358. tab. 47. Coati noiratre. (Schreber III. 436. T. 118.) Linne, Schwed. Abhandl. 30. 1768. 140. t. 4.

Sie leben einsam in Brasilien und Paraguay und führen die Lebensart der vorigen, haben auch denselben Farbenwechsel. Länge 23 Zoll, Schwanz 21½. Im Hornung und März sind sie am fettesten. Wied. II. 292.

Rengger hat mehr Gelegenheit gehabt diese Gattung zu beobachten. Die Woll- und Stachelhaare sind ziemlich wie bey dem vorigen, auch die weißlichen Dupfen um die Augen, aber der weiße Nasenstreifen fehlt; Unterkiefer weiß, Kinn und Ohren schwarz; die oberen Theile bald gelblichbraun, bald bräunlichgelb, unten röthlichgelb, am Schwanze 7 bräunlichgelbe und eben so viel dunkelbraune Ringe; Füße, Rüssel und Sohlen schwarz. Farbenabänderungen bemerkt man keine. Länge 23 Zoll, Schwanz 21, Höhe 12; der Schwanz ist mithin verhältnißmäßig kürzer,

so wie auch der Rüssel; die Zähne aber stärker. Er hält sich bloß in den größten Urwäldern auf, und geht nicht so weit südlich, zeigt sich immer einzeln, außer im Frühling oder August und September, welches seine Paarungszeit ist. Schon Ende Decembers sieht man Junge allein herumlaufen. Ihr Betragen ist viel ruhiger, und sie eilen nicht so von einem Baum auf den andern, wahrscheinlich weil ihnen keine Cameraden die Nahrung wegschnappen. Da sie seltener sind, so sieht man sie nur hin und wieder gezähmt. Sie sind aber gelehriger, haben ein besseres Gedächtniß, kennen ihren Wärter, rächen Beleidigungen, lassen sich jedoch nur durch Güte abrichten, warten auf wie ein Pudel, fallen auf einen Knall nieder, stellen sich todt u.s.w. Bey der Jagd fliehen sie ebenfalls auf Bäume; werden sie aber von den Hunden überrascht, so beißen sie schreyend und wüthend um sich, und tödten oft ein und den andern; daher oft ein einzelner Jagdhund ihnen nichts anhaben kann.

3) Der mexicanische (**Bassaris astuta**)

ist ein schlankes Thier wie ein Marder, 1½ Schuh lang, Schwanz 15 Zoll, röthlichgrau mit einem schwarz und weiß geringelten Schwanz; ein Flecken über, hinter und unter den Augen und ein Ring um die Nase weiß.

Hernandez erwähnt ein Thier unter dem Namen **Tepe maxtlam**, vergleicht es mit **Ozto hua**, welches der Augenbär (**Cercoleptes**) zu seyn scheint, sagt aber, er sey nicht rothbraun, habe aber einen schwarz und weiß geringelten Schwanz. Es sey eine Art Marder von der Größe einer Katze mit schwarzen und weißen Haaren gemengt, habe eine lange Schnauze, kurze Ohren und Schwanz (Cap. 16 u. 20.). Aus diesem Thierchen wußte man nichts zu machen, bis Deppe im Jahr 1826 mehrere nach Berlin schickte, wo sie von Lichtenstein genauer untersucht und als ein Nachbar des Nasenbären erkannt und mit dem obigen Namen belegt wurden. Er ist gemein in allen gemäßigten Gegenden von Mexico und als ein listiger Verfolger des Hausgeflügels bekannt. Er hält sich am liebsten in steinigem Boden, in der Nähe von Maisfeldern auf, wo er des Nachts allerley

Nagthiere fängt. Berl. Acad. 1827. 118. Säugthiere 1831. T. 43.

C. Die Kronen der Backenzähne rund; der hintere oder Kornzahn kleiner.

4. G. Die Ohrenbären (Arctitis, Ictides)

sind gleichfalls marderförmige Thiere mit langen Haaren, einem ganz behaarten Rollschwanz und einem Ohrpinsel, die Sohlen nackt mit Grabklauen; die Backenzähne rundlich, der hintere sehr klein; überall 3 starke Lückenzähne.

Sie finden sich bloß in Ostindien.

1) Der schwarze (A. ater)

ist so groß wie ein Hund, fast 2½ Schuh lang, mit einem eben so langen Schwanz, aber nieder auf den Beinen, kohlschwarz, mit gelblicher Schnauze.

Der Major Farquhar hat dieses sonderbare Thier zuerst im Jahr 1819 auf der Halbinsel Malacca, wo es Binturong heißt, entdeckt. Es sieht langsam und kriechend aus; der lange und dicke Leib ist, mit Ausnahme der kurzen Füße und des Gesichts, mit einem dicken schwarzen Pelz bedeckt; der Schwanz, dick an der Wurzel, verdünnt sich allmälich und rollt sich ein. Schnauze kurz und spitzig, mit Schnurrborsten strahlig umgeben; die Augen groß, schwarz und vorragend; die Ohren kurz, abgerundet, mit einem weißen Rand und einem großen, schwarzen Haarbusch. Ueberall 5 Zehen mit großen starken Klauen. Die Sohlen nackt, treten ganz auf, die hinteren länger. Das Haar ist an den Füßen kurz und fällt ins Bräunliche. Wenn das Thier schläft, so rollt es sich auf und schlägt den Schwanz um den Leib.

Er klettert auf Bäume, mit Hilfe seines Rollschwanzes, worinn er große Stärke hat. Der Major hatte einen mehrere Jahre lang lebendig; er fütterte ihn mit Fleisch und Pflanzenkost; er liebte besonders Paradiesfeigen, fraß aber auch die Köpfe des Geflügels, Eyer u. dergl. Seine Bewegungen sind langsam, und das Thier ist überhaupt furchtsamer Natur; es schläft viel bey Tag und wacht bey Nacht. Dieses Thier scheint dem Augenbären (Cercoleptes) aus America sehr verwandt zu seyn; in

seinem Aussehen aber und dem Herumwandern bey Nacht gleicht es dem Waschbären. Raffles, Linn. Transact. XIII. 1821. pag. 253.

Die holländischen Naturforscher Kuhl und Hasselt haben um dieselbe Zeit Exemplare nach Leyden geschickt, wo sie Temminck als eigenes Geschlecht erkannt und sie unter dem Namen Arctitis im Jahr 1820 aufgestellt hat. Monographies VII. 1827. 21.

Um dieselbe Zeit hat Duvaucel eine Abbildung nach Paris geschickt, nach einem Exemplar aus dem Thierhofe des Gouverneurs Hastings zu Barackpoor in Indien, mit der Bemerkung, daß es aus der Provinz Butan stamme, daß das Sehloch spaltförmig sey, wie es gewöhnlich bey nächtlichen Thieren ist. Auf dem Kopf zeigt sich Weißes und der Hals fällt ins Graue, daher hat es F. Cuvier Paradoxurus albifrons genannt. Zugleich hat er ein junges Exemplar mit gelben Haaren eingeschickt (A. aureus ibid). Mém. Mus. IX. 1822. p. 43. tab. 4.

Valenciennes bekam 1822 ein ausgestopftes Stück, nebst dem Schädel, von Drapiez, Vorstand des Brüsseler Naturaliencabinets; er erkannte es für ein eigenes Geschlecht und nannte es Ictides. Es ist die Art, deren schwarzes Haar ins Grauliche fällt, besonders auf der Stirn; es kam aus dem Innern von Java, wo es aber nicht so häufig ist, wie in Sumatra und Malacca. Länge 2 Schuh; Haare hart, lang und dicht, gegen die Wurzel schwarz, gegen das Ende graulichweiß, oft mit röthlicher Spitze; daher die Färbung röthlichgrau auf schwarzem Grund, der Bauch fast schwarz, die Wollhaare röthlich, der Kopf so dick als breit, Füße 5 Zoll lang, die Nägel sehr stark zusammengedrückt, krumm und nicht zurückziehbar, Schwanz 2 Schuh 6 Zoll, rollt sich, hat aber nichts Nacktes. Annal. des sc. nat. IV. 1825. 57. tab. 1. I. albifrons. Fr. Cuvier hat sodann dasselbe Thier illuminiert abgebildet mit einer Zeichnung von Duvaucel. Mamm. 1824.

Hodgson hat es auch in Nepal entdeckt, wo es sich auf den höchsten Gebirgen, in der Nähe des Himalaya, aufhält,

welche ein halbes Jahr lang mit Schnee bedeckt sind. Zool. Proceed. 1834. 96.

Nach Kuhl und Hasselt ist das grauliche mit weißer Stirn das Weibchen, das gelbe das Junge. Temminck, Monogr. VII. 1827. 21.

5. G. Die Augenbären (Cercoleptes)

sind Thiere wie Marder, mit wolligem Haar, rundlichem Kopf, nackten Sohlen und einem langen Rollschwanz; Backenzähne ganz rund, der hintere nicht viel kleiner, nur 2 Lückenzähne. Findet sich bloß im heißen America.

1) Der gemeine (Viverra caudivolvula)

hat die Größe des Iltiß und ist mit kurzen, krausen, linden und gelblichbraunen Haaren bedeckt; Nase schwärzlich.

Dieses seltene und artige Thierchen kam einigemal nach Europa, und zwar von den Antillen, Surinam und Mexico. Die erste Spur von diesem merkwürdigen Thier glaube ich schon bey Hernandez zu finden. Er sagt von einem Thier mit Namen Quauh tenzo (Baum-Tenzo), es sey eine Art wildes Wiesel, mit sehr langem Schwanz, braunem, sehr weichem Haar mit schwarzen Düpfeln, ein sehr sanftes Thier, gleich einem Füchslein, das, im Hause gehalten, zu denen, welche es kennt, läuft. Es werden aus seinem Pelz sehr geschätzte Kleider gemacht, theils wegen der Schönheit, theils gegen die Kälte. Es hat Hände und Füße wie der Quauh peçotli (Coati), nährt sich von Paradiesfeigen und anderen Früchten, und lebt in den heißen Gegenden von Xonotle, woher es geschickt worden ist. N. Hisp. 1651. c. 27. pag. 9. Wenn man diese Angaben mit den folgenden neueren vergleicht, so kann man kaum zweifeln, daß Hernandez dieses Thier gemeynt habe.

Pennant hat es zuerst bey einem Thierführer zu London gesehen, welcher aussagte, daß er es aus den Gebirgen von Jamaica erhalten habe; er nannte es Potto, welcher Namen aber dem langsamen Maki von Guinea zukommt. Der kurze, linde und dichte Pelz ist ein Gemisch von gelb und schwarz, Backen und Unterleib gelb, Rückgrath und Schwanz bräunlich, der letztere kann sich rollen und halten wie bey manchen Affen; er ist

17 Zoll lang, der Leib 17; die Ohren kurz, breit und sehr weit aus einander, Kopf flach und breit, mit aufgeblasenen Backen, Zunge sehr lang, Füße kurz und dick, mit 5 Zehen, alle getrennt und vorwärts gerichtet, Klauen groß, etwas gebogen und fleischfarben. Es war ein gutmüthiges, lustiges Thier, welches sich mit seinem Schwanz aufhieng; beym Schlafen legte es den Kopf unter den Bauch und die Füße. Quadr. II. Nro. 258. tab. 65. Lemur flavus. (Schreber I. 1775. 145. T. 42.) Vosmaer, Descr. d'une Belette américaine, Potto. Amsterd. 1771. (Schreber III. 453. Taf. 125.)

Pallas hat dasselbe Thier aus Surinam in den Niederlanden gesehen; es fiel mehr ins Rostfarbene, der Scheitel schwärzlich; es hatte nur 2 Zitzen in den Weichen, war übrigens ein Männchen. Spicil. XIV. 1780. 26.

Herr De Seve sah ein anderes Stück 1773 auf einem Markte zu St. Germain unweit Paris, wo es als ein allen Naturkundigen unbekanntes Thier angezeigt wurde, was es auch allerdings war, und vergleicht den Pelz, so wie den Kopf, mit denselben Theilen der Fischotter; es ist aber keine Spannhaut zwischen den Zehen, und der Schwanz ist so lang als der Leib, welcher ziemlich schlank ist und dem Thier im Gehen das Ansehen eines Marders gibt, aber das Auge ist größer und die Schnauze kürzer; besonders auffallend die lange und dünne Zunge, welche es manchmal ausstreckt. Das Thierchen war sehr zahm, leckte die Hand mit seiner sanften Zunge, wurde aber von den Zuschauern sehr herumgejagt und so scheu gemacht, daß es endlich biß. Es war sehr unruhig, kletterte gern, saß auf dem Hintern, kratzte sich mit den Vorderfüßen, drehte eine Pfote in der andern herum, spielte und machte allerley Gebärden, wie die Affen. Es fraß wie ein Eichhörnchen, indem es die Früchte zwischen den Pfoten hielt; es bekam nie Fleisch; im Zorn sprang es bisweilen auf jemand los und schrie wie eine Ratte. Es hatte besondere Geschicklichkeit, mit dem Schwanze sich aufzuhängen und verschiedene Dinge an sich zu ziehen. Im Gehen richtete es die Füße etwas nach außen und die Zehen blieben dicht an einander, während sie sich bey andern Thieren spreizen.

Es war ein Weibchen und olivengelb mit grau und braun gemischt, schillerte daher bald grau, bald grünlich, bald braun, die Füße gelb; die Schnauze dunkelbraun, so wie ein Kreis um die Augen; die Naslöcher gebogen, die Iris braun, das Sehloch sehr klein, die Eckzähne groß, der Schwanz ganz behaart, 14 Zoll lang, Leib 16, Kopf $2^1/_2$, Ohr 1, Leibeshöhe 7.

Buffon sah dasselbe Thier und ein anderes, welches aus den Gebirgen von Mexico gekommen war und 3 Jahre zu Paris lebte; er nennt es Kinkajou, weil er glaubte, es sey dasselbe, welches Denys (Americ. sept. 1672. 330.) unter diesem Namen beschrieben hat, das aber der Carcajou des Charlevoix ist, oder der Vielfraß, weil er auf das Elennthier springt und ihm den Hals durchbeißt. Es bediente sich sehr häufig seines Wickelschwanzes, um sich zu halten und Dinge zu sich zu ziehen, die es sonst nicht erreichen könnte; es schlief den ganzen Tag und wachte bey Nacht, kletterte überall herum, durchsuchte und schleppte alles fort, schmeichelte gern, gehorchte seinem Wärter, war aber nicht gelehrig; fraß Brod, Fleisch, Gemüse, Wurzeln, besonders gern Obst, Zucker und eingemachte Sachen, sof Milch, Wasser, Caffee, Wein und sogar Branntenwein, wovon es trunken und mehrere Tage krank wurde; es griff auch Geflügel an, sog ihm unter den Flügeln das Blut aus und ließ es sodann liegen. Des Nachts fieng es manchmal an zu nießen und schwach zu bellen; that man ihm etwas zu leide, so klagte es fast wie eine junge Taube; im Zorn zischte es fast wie eine Gans und schrie endlich heftig; wenn es gähnte, so streckte es die Zunge einige Zoll weit heraus. Es war ein Weibchen. Hist. nat. Suppl. III. 245. tab. 50. 51.

Alex. v. Humboldt hat dieses Thierchen in Südamerica angetroffen, namentlich am Rio negro, welcher in den Amazonenstrom fällt, wo es Manavier heißt. Es findet sich auch von da an südwärts in den Urwäldern von Maranham, Pernambuco und Minas Geraes, dagegen nicht in den nördlichen Provinzen Cumana und Caracas, obschon wieder noch nördlicher in Neu-Granada, wo es Cuchumbi heißt. Ob es wirklich auf den Antillen vorkommt, ist sehr zweifelhaft; wenigstens fehlt es auf

der Insel Cuba. Es ist in seinem Betragen ein merkwürdiges Gemisch von Bär, Hund, Affe und Zibeththier; der Leib sehr gestreckt, Kopf wie bey einem Fuchs, Ohren klein und spitzig, Pelz sehr lind und hell braunroth; Bauch weiß, die Schenkel innwendig goldschimmernd. Schwanz so lang als der Leib, behaart und greift eben so gut, wie der der Wickel-Affen; das Thier bedient sich desselben wie eine Hand, um sich an Zweigen zu halten und auf Bäume zu klettern. Er schläft unter Tags und steckt den Kopf unter den Schwanz; wacht nur so lange als es frißt, und thut das sehr schnell; die Zunge ist sehr lang. Da es den Honig liebt und die Bienenstöcke der Wilden zerstört, so nennen es die Missionäre Honigbär (Oso melero). Nach dem Honig sind seine Lieblingsspeisen Paradiesfeigen, Eyer und kleine Vögel. Es sitzt oft auf den Hinterbeinen und frißt, wie die Affen, mit den Tatzen. Es ist schmeichelhaft und zutraulich, wie ein Hund, und erkennt die Stimme seines Herrn. Es jagt während der Nacht, wird lustig beym Niedergang der Sonne, zieht die Gesellschaft des Menschen der seiner eigenen Art vor, beißt nicht beym Spielen, und zeigt durch sein Schmeicheln wie lieb es ihm ist, wenn man sich mit ihm abgibt. In dem gemäßigten Theil von Neu-Granada gehörte es ehemals zu den Hausthieren der Eingeborenen. Obschon es indessen sehr gutmüthig und zahm ist, so sucht es doch wieder seine Freyheit, wie der Hirsch, der Steinbock und die Vicunne. Ein Altes, welches ihnen auf der Reise mehrere Wochen folgte, entfloh während der Nacht in einem Walde, nachdem es zween Felsenhähne im Käfig erwürgt und mitgenommen hatte. Obschon man es in den meisten europäischen Sammlungen hat, so ist es doch in America sehr selten. Observ. Zool. I. 1811. 349. F. Cuvier, Mamm. 1821.

Owen hat dieses Thier anatomiert. Es fehlen ihm die Schlüsselbeine, wie dem Waschbären und den anderen Geschlechtern dieser Zunft, und es unterscheidet sich mithin dadurch, so wie durch andere Dinge, von den Maki und Affen. Es maaß 16 Zoll, Schwanz 17. Zool. Proceed. 1835. 119.

16. Zunft. Die Affen
haben Hände an den Vorder- und Hinterfüßen.

Diese in Gestalt und Betragen dem Menschen ähnlichen Thiere, von mäßiger Größe, finden sich bloß in den warmen Zonen der ganzen Welt, und unterscheiden sich vom Menschen dadurch, daß sie nicht bloß an den vorderen, sondern auch an den hinteren Gliedern Hände haben, d. h. verlängerte Zehen, welche fassen können, meist mit einem gegensetzbaren Daumen, und zwar vollkommener und durchgängiger an den hintern. Da die Hand ein viel vollkommeneres Werkzeug ist als der Fuß, so könnte man glauben, die Affen wären dabey im Vortheil; allein nicht die Zahl gleichförmiger Organe, sondern die Zahl der ungleichförmigen, oder überhaupt nicht die Vielheit, sondern die Manchfaltigkeit der Organe ist die Vollkommenheit. Der Affe kann mit seinen 4 Händen nur Einerley thun, nehmlich sich halten und klettern, und kann daher die vorderen nicht einmal als Hände gebrauchen, weil er sie nicht frey bekommt, indem die hinteren allein nicht im Stande sind den Leib zu tragen, wie beym Menschen. Die Nägel sind flach, hin und wieder mit einer Ausnahme auf dem hintern Zeigfinger.

Sie stimmen auch mit dem Menschen ziemlich überein in der Gestalt und Zahl der Zähne, besonders der stumpfen Backenzähne; nur sind die Eckzähne länger als die anderen, und einige haben unten scheinbar 6 Schneidzähne, jedoch oben nie mehr als 4. Ihre Augen sind vorwärts gerichtet und stehen meist näher beysammen als beym Menschen; die knöcherne Augenhöhle ist ringsum geschlossen, und sie haben nur 2 Milchdrüsen, welche vorn auf der Brust liegen. Zu ihrem Gang brauchen sie alle 4 Füße, sey es auf Bäumen oder dem Boden; aufrecht können sie kaum gehen wie ein Kind, welches diese Bewegung lernt; sie treten nur auf den äußern Rand des Fußes, und fallen nach einigen Schritten wieder nieder.

Ihre Nahrung besteht ausschließlich in Obst, Eyern und Insecten, und sie rühren kein Fleisch an, mit Ausnahme der Insecten

und Würmer. Sie bringen die Speise mit einer einzigen Hand in das Maul.

Die Bäume sind fast ihr ausschließlicher Aufenthalt; sie leben darauf gesellig, springen von einem zum andern, ohne auf den Boden zu kommen, und machen gemeinschaftlich ein fürchterliches Geschrey, welches gewöhnlich in einem gellenden Pfeifen besteht. Sie bekommen nur ein Junges, welches sie sehr lieben und auf dem Rücken, wo es sich anklammert, mit sich tragen.

Ferner sind sie dem Menschen ähnlich in allen Unsitten und garstigen Manieren. Sie sind boshaft, falsch, tückisch, diebisch und unanständig; lernen eine Menge Possen, sind aber ungehorsam und verderben oft den Spaß mitten im Spiel, indem sie dazwischen einen Streich machen wie ein tölpelhafter Hanswurst. Ehe man sich versieht springen sie an einen Menschen und zerzausen ihn, besonders Frauenzimmer. Es gibt keine einzige Tugend, welche man dem Affen zuschreiben könnte, und noch viel weniger irgend einen Nutzen, den sie für den Menschen hätten. Wachestehen, Aufwarten, verschiedene Dinge holen thun sie nur so lange, bis sie die Narrheit anwandelt. Sie sind nur die schlechte Seite des Menschen, sowohl in physischer, als moralischer Hinsicht.

Unähnlich sind sie dem Menschen in dem hagern Leib, den unverhältnißmäßig langen, dünnen Beinen oder Armen, im Mangel des Gesäßes und der Waden, in der Behaarung des ganzen Leibes, in der verlängerten Schnauze, dem Winkel, welchen die Stirn mit dem Gesichte macht, den eingestülpten, dünnen Lippen, der eingesenkten oder nicht ihrer Länge nach hervorragenden Nase, dem aufgerollten Ohrrand ohne freyes Läppchen, durch die vorragenden Eckzähne, und endlich durch den langen Schwanz, womit die meisten reichlich versehen sind.

Sie zerfallen in zwey Abtheilungen: in Tag-Affen, mit 4 regelmäßigen, breiten Schneidzähnen oben und unten,

und in Nacht-Affen, mit unregelmäßigen Schneidzähnen. Die ächten Affen nehmlich haben ein Gebiß ziemlich wie der Mensch, namentlich 4 breite schneidende Vorderzähne und stumpfe Backenzähne; die sogenanten Halb- oder Nacht-Affen da-

gegen haben meist stärkere Spitzen an den Backenzähnen, wodurch sich ihre Neigung zur thierischen Nahrung erklärt, stark abweichende Eck- und Vorderzähne. Bey den meisten ist die Zahl der letztern 4; die oberen sind spitzig, die unteren schmal und liegen an einander, wie die Zähne eines Kammes; sogar der Eckzahn hat diese Gestalt und Lage angenommen, daher man unrichtig diesen Thieren 6 Schneidzähne beylegt. Andere haben überall, oder wenigstens unten, nur 2 Vorderzähne, fast wie Nagzähne.

Uebrigens haben sie dieselben Entwickelungsstuffen nach den Sinnorganen, wie die anderen Zünfte.

A. Nachtaffen: kleine Affen mit großen Augen und spitzigen Schneidezähnen.

1. Die Haut- oder Finger-Affen (Psilodactylus) sind durch den Gefühlsinn, besonders den langen Mittelfinger characterisiert.

2. Die Zungen-Affen (Lemur) sind durch den Geschmacksinn, besonders die rauhe, katzenartige Zunge und die lange Hundsschnauze, unterschieden.

3. Die Nasen-Affen (Stenops) sind durch die aufgestülpte, spitzige Mopsnase ausgezeichnet.

4. Die Ohren-Affen (Otolicnus) durch die langen Hasen-Ohren.

B. Tag-Affen; Affen mit mäßigen Augen.

5. Die Augen-Affen (Simia) haben mäßige Augen und 4 breite Schneidzähne.

Die Affen sind außerordentlich zahlreich, häufig beobachtet und nach Europa gebracht, aber dennoch nur wenige in ihrem freyen Leben und Weben näher bekannt; wir werden uns daher nur auf die wichtigern beschränken.

Geoffroy St. Hilaire hat die Geschlechter und Gattungen zuerst gehörig aus einander gesetzt, und eine Classification davon geliefert in Ann. du Muséum XIX. 1812. 85 et 156.; später Kuhl in seinen Beyträgen. 1820. 4.

A. Nacht-Affen;

kleine Affen mit spitziger Schnauze, großen Augen und un-

regelmäßigen Vorder- und Eckzähnen; fast alle haben auf dem hintern Zeigfinger eine aufrechte, sichelförmige Klaue, sonst einfache Nägel.

Diese sogenannten Halb-Affen oder Maki finden sich nur in der alten Welt, und zwar nur zwischen den Wendekreisen in Africa und Ostindien, in den Wäldern und auf Bäumen, wo sie von Obst und Insecten leben. Es sind meistens kleine Thiere, wie Eichhörnchen und Katzen, mit zarten Gliedern und sehr großen Augen, welche auf ein nächtliches Leben deuten. Ihre Lebensart ist übrigens noch wenig bekannt.

Sie theilen sich in kurz- und langbeinige; jene wieder in nag- und kammzähnige.

a. Kurzbeinige Nacht-Affen.

1. Mit Nagzähnen.

1. G. Die Haut- oder Finger-Affen (Psilodactylus, Chiromys)

gleichen in Gestalt, Zähnen und Schwanz dem Eichhörnchen, haben aber einen rundlichen Kopf, vorwärts gerichtete Augen, große rundliche Ohren, vorn einen sehr langen und nackten Mittelfinger, überall lange Klauen und nur auf dem hintern Daumen einen flachen Nagel; oben und unten 2 sehr große Schneidzähne, breiter von vorn nach hinten, als von außen nach innen, kein Eckzahn, oben 4, unten 3 rundliche Backenzähne; 2 Bauchzitzen, der knöcherne Augenring ganz.

1) Der gemeine (Sciurus madagascariensis), Aye-Aye,

hat ziemlich die Größe des Marders, 1½ Schuh lang und eben so viel der Schwanz, mit einem wolligen, braunen Pelz, unten weiß; Schwanz buschig und schwarzbraun; die Ohren nackt.

Dieses äußerst seltene Thier wurde noch nirgends, als an der Westküste von Madagascar, und zwar von Sonnerat, vor bereits 60 Jahren entdeckt, abgebildet und nach Paris gebracht, wo es noch steht, und auch noch das Einzige in Europa ist. Es ist ein Gemisch von Eichhorn und Maki, hat hinten wahre Hände mit einem gegensetzbaren Daumen, vorn aber 5 parallele Finger mit Klauen, und der Daumen nicht gegensetzbar, was übrigens auch bey den meisten americanischen Affen der Fall ist.

Am Mittelfinger sind die 2 letzten Glieder sehr verlängert, und fast so dünn wie eine Ahle; es soll damit Insecten aus Baumritzen holen und zum Maule bringen: dennoch soll es auch damit eine Höhle in die Erde graben, was fast unmöglich scheint. Ein Paar in der Gefangenschaft lebte nur zwei Monate, war sehr träg und sanft, scheu und furchtsam; sie liebten sehr die Wärme, krochen immer zusammen, um zu schlafen, wobey sie auf der Seite lagen, der Kopf unter den Vorderfüßen, und sich nur regten, wenn sie viel gerüttelt wurden. Sie bekamen gekochten Reiß, den sie mit ihren langen Mittelfingern zum Maule brachten, wie die Chinesen mit ihren Stäbchen. Die Augen sind roth und starr, wie bey den Eulen; sie sehen nicht bey Tag, und laufen daher bey Nacht herum. Sonnerats Reise nach Ostindien. 1782. II. 142. T. 88. Buffon, Suppl. VII. 268. t. 68. Geoffroy St. Hilaire in Decade philosoph. Nro. 28. Fig. Schreber, Taf. 38. D.

2. Mit Kammzähnen.

2. G. Die Zungen-Affen (Lemur)

haben unten scheinbar 6 Kammzähne, vierspitzige Backenzähne, flache Nägel, eine Sichelklaue auf dem hintern Zeigfinger, eine rauhe Zunge, und kurze rundliche Ohren, wie die Tag-Affen.

Dieses sind die eigentlichen Maki und finden sich, wie es scheint, ausschließlich auf Madagascar an der naheliegenden Küste von Mosambic in Africa, wo sie in den Wäldern größtentheils von Obst zu leben scheinen; wenigstens ziehen sie dieses in der Gefangenschaft der Fleischnahrung vor.

Die einen haben einen langen, die andern fast gar keinen Schwanz.

a. Die geschwänzten

haben eine spitzige Fuchsschnauze, kurze Ohren, kurze Fußwurzeln, und einen langen Schwanz; flache Nägel, nur auf dem hintern Zeigfinger eine aufrechte Sichelklaue, Zunge glatt, 2 Zitzen.

Sie finden sich bloß auf der Insel Madagascar und der naheliegenden Küste von Africa, und scheinen ausschließlich von Früchten zu leben.

1) der graue (Lemur catta), Mococo,

ist so groß als eine Katze; Länge 17 Zoll, Höhe 13, Umfang 9, Ohren 1, Schwanz 20, Vorderfüße 7, Hinterfüße 10; Färbung aschgrau, unten weiß, so wie das Gesicht, Nase schwarz, Schwanz weiß und schwarz geringelt. Edwards T. 197. (Seligmann VI. 292. Schreber I. 143. T. 41.) Buffon XIII. 175. T. 22 u. 25. Audebert, Makis, tab. 4. F. Cuvier, Mamm. 1819.

Dieses artige Thier lebt auf Madagascar in kleinen Heerden von 30—50 auf Bäumen, und kommt nicht selten lebendig nach Europa, wo es sehr zahm wird, immer in Bewegung ist, Possen und mit seinen langen Beinen Sprünge macht wie Katzen und Affen, aber gar nicht boshaft ist. Es läßt selten eine schwache Stimme hören, und fast nur, wenn man es reizt. Sein Haar ist sehr lind, steht aber aufrecht; am Schwanze sind gegen 30 abwechselnde Ringel. Darm 5½ Schuh; 12 Rippen, 7 Lendenwirbel, 3 Kreuz- und 33 Schwanzwirbel. Buffon XIII. 173. T. 22—25. Flaccourt, Voyage. 154. Vari. Osbecks Reise II. 168.

Einer zu Paris wurde 19 Jahre alt, ein Beweis, daß er unser Klima sehr gut erträgt; indessen war ihm die Kälte unangenehm, er rollte sich immer zusammen und bedeckte den Rücken mit dem Schwanz; setzte sich gern ans Feuer, hielt die Hände daran und verbrannte oft den Schnurrbart. Er hielt sich sehr reinlich und glänzend, war immer in Bewegung, untersuchte alles und warf es um; gegen Abend sprang oder tanzte er eine halbe Stunde lang ziemlich tactmäßig, und dann legte er sich auf ein Brett über der Thür, um zu schlafen. Er fraß Brod, Möhren und besonders gern Obst, so wie Eyer; in seiner Jugend fraß er auch gekochtes Fleisch und trank Wein. Er war übrigens sehr sanft, ließ sich gern schmeicheln, bezeugte aber keiner Person eine besondere Zuneigung, war vielmehr zutraulich gegen alle Welt und setzte sich jederman auf den Schooß oder kletterte auf die Schultern; in seinen alten Tagen wurde er stiller. Geoffroy, Menag. du Mus. 1801. Fig.

2) Der gemeine oder braune (Lemur mongooz)

ist $^1/_2$ Schuh lang, 1 hoch, Umfang 9 Zoll, Schwanzlänge $1^1/_2$ Schuh, Ohren 1, Breite $1^1/_2$, Pelz seidenartig, kurz und kraus, Nase und Hände schwarz, der Schwanz ungeringelt. Edwards T. 126. (Seligmann VII. T. 12. Schreber I. T. 39. B.) Buffon XIII. 176. T. 36. Schreber I. 137. T. 39. A. F. Cuvier Mamm. 1819.

Er findet sich auf Madagascar, und muß daselbst sehr häufig seyn, weil er oft lebendig nach Europa kommt, und selbst bey Thierführern zu sehen ist. Er ist wilder und muthwilliger als der Mococo, wird aber dessen ungeachtet sehr zahm, zutraulich und schmeichelhaft. Er frißt alle Arten von Obst, Kohl, Salat, Brod, Backwerk, Rosinen, Zucker und alle eingemachten Sachen, bringt dieselben mit den Vorderfüßen zum Munde, hebt sie aber auch mit der Schnauze auf, wie andere vierfüßige Thiere; sieht zwar schlau aus, steht aber darinn doch weit hinter den Affen. Die Stirn und die Backen fallen ins Gelbrothe, der Schwanz ins Aschgraue, die Augen sind roth; sie schreien unangenehm „bacah“. Bechstein in Pennants vierfüßigen Thieren I. 235.

Buffon hatte einen männlichen, welcher in seinen Bewegungen sehr rasch und zu Zeiten sehr muthwillig war, auch unreinlich und lästig, indem er selbst in die Nachbarshäuser lief, um Obst, Zucker u. dergl. zu stehlen, wobey er sogar die Deckel der Kisten öffnete. Man mußte ihn daher anbinden, und wenn er entwischte hatte man seine Noth ihn wieder zu fangen; er biß selbst diejenigen, welche er gut kannte. Er murmelte fast beständig; ließ man ihn allein, so bekam er Langeweile und ließ dann eine Art Quaken hören, wie die Frösche; er suchte die Katzen auf und spielte mit denselben. Er wurde mit Brod und Obst gefüttert. Seine Zunge ist rauh, wie die einer Katze; er leckte gern die Hand, und ließ man ihn machen, so wurde endlich die Haut roth, und er fieng an zu beißen. Er fürchtete sich sehr vor Kälte und Nässe, blieb daher während des Winters immer in der Nähe des Feuers und stellte sich aufrecht, um sich zu erwärmen. Hist. nat. XIII. 176. Neuhoffs Reise. 351.,

macassar. Fuchs. Petiver, Gazoph. 56. tab. 17. fig. 5. Simia-Sciurus.

Es gibt davon eine besondere Art, welche sich bloß durch eine weiße Stirn unterscheidet (Lemur albifrons). Geoffroy St. Hilaire, Maglencyc. 1796. VII. Annus II. I. p. 48. Ann. Mus. XIX. 1812. 160. Audebert, Makis, tab. 3. (Schreber, T. 39. D.), aber selten nach Europa kommt.

Man hatte in Paris 2 Männchen und 2 Weibchen, wovon sich eines am 13. December paarte wie andere Thiere, und am 13. April, also nach 4 Monaten, ein Junges warf mit offenen Augen. Dieses klammerte sich sogleich an die Mutter an, und zwar quer über den Unterleib. Die Mutter zog die Schenkel so in die Höhe, daß sie es fast ganz bedeckte, und wenn Menschen da waren, so kehrte sie denselben immer den Rücken zu, so daß man das Junge erst nach einigen Wochen sehen konnte; es hatte nach 6 Wochen schon völlig die Haare und Färbung der Mutter. Diese war immer außerordentlich zahm, und kam sogleich herbey, wenn man sich näherte, um die Hände zu lecken. Sobald sie aber das Junge hatte, zog sie sich zurück und drohete sogar, wenn man sich ihr näherte. Erst nach 3 Monaten klammerte sich das Junge nicht mehr an die Mutter, und dann wurde sie wieder zutraulich. Das Junge fieng erst nach der 6. Woche an, die ihm hingestellte Nahrung zu versuchen, hörte aber erst gegen den 6. Monat auf zu saugen. F. Cuvier, Mamm. 1819. m. f. et juv. Walch, Naturforscher VIII. 17. S. 26. T. 1.

3) Der große oder schwarze (Lem. macaco), Vari cosy, ist der größte, 20 Zoll lang, Umfang 1 Schuh, Schwanz $1^1/_2$, Pelz ziemlich lang, ganz schwarz oder mit großen weißen Flecken; Schwanz schwarz, ein großer Backenbart. Buffon XIII. 178. T. 27—29. (Schreber I. 142. T. 40. B.) Audebert T. 5. 6.; überall der gescheckte.

Findet sich ebenfalls auf Madagascar in den Wäldern, und soll daselbst sehr wild und wüthend seyn, wie ein Tiger; ihrer 2 machen ein Geschrey, als wenn es ihrer 100 wären. (Flacourt, Voyage 253.) Dennoch läßt er sich zähmen und wird

so zutraulich und sanft als irgend ein anderer. Edwards T. 217. Maucauco. (Seligmann VI. T. 92. Schreber I. 142. T. 40. A.), der ganz schwarze (L. niger).

In Paris lebte einer friedlich mit einem Mongoz in einem Käfig: als sie aber an einen andern Ort gebracht wurden, tödtete er den letztern in der ersten Nacht. Es war ein Männchen, schwarz, die Hinter- und Vorderfüße, der Backenbart, Schwanzwurzel und ein Gürtel um den Leib hinter den Schultern weiß; die Weibchen sind oben ganz schwarz. Buffons Exemplar war fast ganz weiß, und hatte nur einen schwarzen Schwanz, solche Stirn, Schultern, Weichen und Hände. Die Jungen kommen ebenfalls mit offenen Augen zur Welt. Fr. Cuvier, Mammif. 1824.

Es gibt auch ganz weiße. Cauche, Madagascar 127.

Salt ist der einzige, welcher von einem Maki in Abyssinien redet. Er heißt daselbst Founkus, ist so groß wie eine Katze, hat einen langen weißen Pelz mit einem schwarzen Fladen auf dem Rücken; der Schwanz lang, schwarz und weiß gestreift mit einer weißen Quaste. Er lebt auf Bäumen, und der Pelz kommt häufig zu Markt, wo er 1 Gulden kostet. Voyage to Abyssinia. 1814. 4.

b. Die ungeschwänzten

haben die lange Schnauze und das Gebiß der gewöhnlichen Maki, nur ist der sogenannte dritte Schneidzahn etwas abgerückt und zeigt sich deutlicher als Eckzahn; alle Nägel flach, die Ohren rundlich, von einem Haarkranz umgeben; kein Schwanz. Lichanotus.

4) Der ungeschwänzte (Lemur indri)

ist der größte unter allen Maken; aufrecht $3^1/_2$ Schuh hoch, Leib 21 Zoll, Füße eben so viel; Pelz dick und seidenartig, schwarz; Schnauze grau; Gesäß wollig und weiß.

Sonnerat hat dieses Thier auf Madagascar angetroffen und ein Exemplar nach Paris geschickt, das einzige, das man in Europa sehen kann. Seitdem hat niemand mehr etwas davon gesehen oder gehört. Es heißt daselbst Indri oder Waldmensch; ist sehr sanftmüthig, und in den südlichen Gegenden der Insel

ziehen es die Einwohner jung auf und richten es zum Jagen ab, wie wir unsere Hunde. Alle Finger sind am ersten Gelenke mit einander verwachsen; die Nägel flach, aber nicht gerundet, wie beym Menschen, sondern spitzig zulaufend; der hintere Daumen sehr dick und länger als der vordere; die Schnauze nicht so lang wie bey den anderen Maki; das Auge weiß und sehr lebhaft; das Geschrey gleicht der Stimme eines weinenden Kindes. Alle Maki, wohin auch dieses Thier gehört, haben längere Hinter- als Vorderbeine, womit sie, wie mit einer Springfeder, große Sprünge machen. Sie sind wirklich die flinkesten Thiere, und springen so schnell von einem Baume zum andern, daß man ihnen kaum mit den Augen folgen kann. Beym Fressen sitzen sie aufrecht wie die Eichhörnchen, und bedienen sich ihrer Füße wie einer Hand, um ihre Nahrung in den Mund zu stecken. Sie schlafen sitzend auf den Hinterbeinen und verstecken den Kopf zwischen die Schenkel. Sie scheuen sich sehr vor der Kälte, haben sehr spitzige Zähne und nähren sich von Früchten. Maki gibt es nur auf Madagascar, wo sie Make heißen, nach ihrem Geschrey; es gibt viele Arten derselben, die alle leicht zahm zu machen sind. Sie vertreten auf der Insel die Stelle der Affen, welche daselbst ganz fehlen. Reise nach Ostindien und China II. T. 783. 4. 111. T. 88.

3. G. Die Nasen-Affen (Stenops),

haben eine aufgestülpte Mopsnase und Kammzähne.

Sie heißen Lori oder Faul-Affen, sind schlanke Thierchen ohne Schwanz, mit rundlichem Kopf und spitziger Schnauze; Augen groß, Ohren kurz und rund, Backenzähne zackig, Zunge rauh. Sie haben, merkwürdiger Weise, zwey Zitzen auf jeder Brustdrüse, also vier.

1) Der bengalische (Lemur tardigradus, Nycticebus), Cucang,

ist ziemlich plump und hinten dicker, Pelz lang, zart, oben graulichroth mit einem dunklern Rückenstreifen, unten röthlichgrau, Nasenstreif weißlich, kein Schwanz.

Seine eigentliche Heimath ist das veste Land von Ostindien, findet sich jedoch auch auf den Molucken, namentlich auf Sumatra:

Der erste, welcher genauere Nachrichten darüber gibt, ist der Reisende Obsonville. Er ist selten, lebt in den einsamsten Wäldern und Felsengebirgen des südlichen Indiens, und heißt daselbst Tevang, welches Schleicher oder Tapper bedeutet; auch Tonger oder Schläfer. Ungeachtet einiger Aehnlichkeit mit den Affen und Maki, gehört er doch weder zu den einen, noch zu den andern, sondern ist eine allein stehende Thierart, sowohl in der Bildung, als in den Fähigkeiten und Sitten. Observille kaufte ein Männchen im Jahr 1755 von einem herumschweifenden Indier. Es war 1 Fuß hoch, nehmlich auf den Hinterbeinen aufrechtstehend. Es wuchs während eines ganzen Jahres nicht mehr, und war mithin ausgewachsen; jedoch soll es etwas größere geben. Der Kopf glich ziemlich dem des spanischen Schooßhundes; Hinterhaupt und Ohren ziemlich wie bey den Affen, Stirn aber breiter und flacher, Schnauze kurz und dünn; Augen sehr groß, Eckzähne lang, Hals kurz, Rumpf sehr lang, über den Hüften 3 Zoll im Umfang, Gesäß ziemlich fleischig, ohne Schwielen; gar kein Schwanz. Das Haar auf Kopf und Rücken schmutziggrau, etwas ins Fahle fallend; Brust und Unterleib heller, Hände und Arme nett gebildet; das könnte man auch von den Hinterbeinen sagen, wenn die Daumen nicht so weit abständen, wie bei den Affen. Sein gewöhnlicher Gang ist auf allen Vieren und so langsam, daß es in einer Minute kaum vier Klafter weit kommt; es konnte auch einige Schritte aufrecht gehen, und kam eben so weit. Es läßt zuweilen ein sanftes Pfeifen hören, welches verschieden ist, je nachdem es Vergnügen, Schmerz, Aerger oder Ungeduld ausdrücken will. Wollte man ihm seine Nahrung nehmen, so wurde es zornig, und ließ durchdringende Töne hören.

Es ist von Natur schwermüthig, still, geduldig, nächtlich und fleischfressend, lebt mit seiner kleinen Familie abgesondert, ruht den ganzen Tag hockend und schlafend, den Kopf auf beide Hände gestützt, die zwischen den Schenkeln zusammengelegt sind. Sein Gehör ist äußerst fein und auch im Schlafe der Eindrücke empfänglich: nähert sich ein Thierchen, so wacht es sogleich auf, und bemächtigt sich desselben. Das Tageslicht ist ihm zwar

unangenehm, aber dennoch zieht sich das Sehloch wenig zusammen.

Es war Anfangs mit einem Strick angebunden, den es bisweilen mit trauriger Gebärde aufhob, ohne aber einen Versuch zu machen, sich davon zu befreyen. Es biß Anfangs einige Mal seinen Wärter, wenn er es aufheben wollte; einige kleine Züchtigungen hoben aber bald diese Ausbrüche des Zorns. Nachher ließ man es frey im Schlafzimmer laufen. Wenn man es streichelte, so nahm es die Hand, drückte sie an seine Brust und richtete die halbgeöffneten Augen gegen einen in die Höhe.

Bey Einbruch der Nacht rieb es sich die Augen, sah sich um und wanderte auf dem Geräthe und den absichtlich ausgespannten Seilen herum. Es soff zwar Milch und fraß einige Früchte, war aber eigentlich doch nur lüstern nach Vögeln und Insecten. Hielt man ihm zum Spaß am andern Ende des Zimmers solch ein Wildpret vor, so kam es mit vorsichtigen Schritten herangeschlichen, wie wenn jemand auf den Zehen geht, um einen andern zu überraschen. War es noch etwa einen Schuh von seinem Raube entfernt, so hielt es an, richte sich in die Höhe, rückte aufrecht näher, streckte sachte die Arme aus, fuhr endlich plötzlich darauf los, und erdrückte ihn mit großer Schnelligkeit. Journal de Voyage en Asie. p. 351.

Seba scheint es zuerst abgebildet zu haben, und zwar ein Männchen, welches von Ceylon gekommen seyn soll. Es war größer als die folgende Gattung, und der Kopf war mehr wie bey einem Affen, als bey einem Hund; die Oberlippe gespalten, wie eine Hasenscharte. Es streckte gewöhnlich die breite Zunge heraus. Haar dunkelbraun, am Rücken fast schwarz, lind und seidenartig; kürzer und gräulichgelb an Bauch und Gliedern. Thesaurus I. 1734. 75. tab. 47. In der Abbildung ist der Leib 9 Zoll lang, die Hinterfüße 7, die Vorderfüße $6^1/_2$.

Nachher hat Vosmaer eines beschrieben und abgebildet, welches man in Holland lebendig hatte. Es schlief den ganzen Tag, saß dabey auf dem Hintern, den Kopf zwischen den Vorderfüßen, hielt sich manchmal mit den Hinterfüßen, auch wohl noch mit einem Vorderfuß am Gitter des Käfigs; wahr-

scheinlich schläft es auch so auf den Bäumen. Des Abends wachte es gegen 9 Uhr auf, bewegte sich höchst langsam und gleichförmig, setzte einen Fuß vor den andern, den Bauch sehr nieder, und ließ sich nicht durch Antreiben zu einer schnellern Bewegung bestimmen. Auch faßte es mit den Vorderfüßen einen Stab des Käfigs nach dem andern, setzte aber keinen ab, ohne vorher mit dem andern Fuße sich am folgenden Stabe vestzuhalten. Es fraß gekochten Reiß, Kirschen, Birnen, Brod und liebte sehr die Eyer. Als man einen Sperling zu ihm setzte, schlich es sich langsam heran, fieng denselben, und fraß auch einmal auf ähnliche Art einen Maykäfer. Es wachte die ganze Nacht hindurch, schrie manchmal jämmerlich Ai Ai, roch übel und legte sich des Morgens gegen 7 Uhr wieder schlafen. **Descr. d'un Paresseux pentadactyle. 1770.**

W. Jones hat dieses Thierchen auf dem vesten Land von Indien selbst bekommen und seine Lebensart beobachtet. Man kann keineswegs von ihm sagen, daß es die Größe des Eichhörnchens habe: denn es gibt von verschiedener Größe. Man hat gemeynt, es müßte wegen seines schlanken Leibes und der langen Hinterbeine sehr hurtig seyn und hüpfen können. Es geht aber und klettert wirklich nur sehr langsam, und ist wohl gar nicht im Stande zu hüpfen. Er hat ein Männchen von Dacca bekommen, welches er nach und nach sehr lieb gewonnen hatte. Sein Pelz ist sehr dick, besonders an den Hüften, äußerst lind, meist dunkelgrau, oben braun meliert und röthlich überlaufen; dunkler auf dem Rücken, röthlich auf dem Kreuz, blasser im Gesicht und an der Kehle; auf dem Rückgrath ein breiter castanienbrauner Streifen, schmäler gegen den Nacken. Kopf fast kugelrund, mit einer ausdrucksvollen Haltung; Augen rund, groß, nahe beysammen, schwach unter Tags, leuchtend und belebt bey Nacht; dazwischen ein weißer Streifen; Augenlieder schwarz; Ohren dunkel, rundlich, concav; Gesicht und Gehör bey Nacht sehr scharf. Gesicht flach, behaart, Nase spitzig, aber nicht viel verlängert, Oberlippe gespalten, Eckzähne lang und scharf, kein Schwanz.

Es starb in der Hitze des Augustes, so daß er es nicht

zerlegen konnte. Im Oberkiefer sah er nur zween Schneidzähne und auch nicht mehr unten, was vielleicht von irgend einem Verlust herrührt. In seinem Betragen war es sehr sanft, außer in der kalten Jahrszeit, wo seine Laune ganz verändert war. Das muß auch oft in seinen Wäldern der Fall seyn, und darum hat es wohl einen so dicken Pelz, den man selten bey Thieren in dem tropischen Clima sieht. Dem Herrn Jones, der es selbst fütterte und wöchentlich zwey Mal badete, bezeugte es sich immer dankbar: beunruhigte er es aber des Winters, so wurde es bös, und schien ihm seine Unbehaglichkeit vorzuwerfen, obschon es immer warm gehalten wurde. Es ließ sich immer gern streicheln an Kopf und Kehle, und selbst seine scharfen Zähne berühren; es war überhaupt munter, und wenn es zur Unzeit gestört wurde, so gab es seine Unzufriedenheit durch ein schwaches Murmeln zu erkennen, fast wie ein Eichhörnchen; war es zorniger, wie oft im Winter, durch einen ärgerlichen Schrey.

Eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang fiel es in Schlaf; es lag wie ein Igel gerollt und wachte nicht eher auf, als eine halbe Stunde vor Untergang; dann leckte und putzte es sich wie eine Katze, nahm ein kleines Frühstück, worauf es wieder ein wenig einschlummerte. Sobald aber die Sonne ganz weg war, bekam es seine ganze Lebhaftigkeit.

Seine gewöhnliche Nahrung waren die süßen Früchte des Landes; Paradiesfeigen das ganze Jahr, Mango zu ihrer Zeit; Pfirsiche mochte es nicht, auch nicht besonders Maulbeeren, ja nicht einmal Guajaven. Milch schlappte es gern, war aber auch mit Wasser zufrieden. Es war nicht gefräßig, jedoch konnte es nie genug Heuschrecken bekommen: denn während der heißen Jahrszeit stellte es ihnen die ganze Nacht nach. Wenn eine oder ein anderes Insect sich in seiner Nähe niederließ, so heftete es die leuchtenden Augen vest darauf, zog sich dann etwas zurück, um mit mehr Gewalt darauf springen zu können, fieng es mit beiden Pfoten, hielt es aber nur mit einer während es fraß. Sonst, und bisweilen um sein Futter zu halten, brauchte es ohne Unterschied alle Füße wie Hände: oft hielt es sich mit einem hoch oben am Käfig, während die drey andern etwas auf dem

Boden sich zu thun machten. Seine liebste Stellung aber war, sich verkehrt mit allen Vieren an dem obern Gitter zu halten; des Abends hieng es oft aufrecht am Gitter, und schwang sich einige Minuten lang hin und her, als wollte es sich auf diese Art Bewegung in seinem engen Raume machen. Etwas vor Tagesanbruch schien es seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen zu wollen, und wenn er ihm dann den Finger gab, so leckte oder sog es gar artig daran, nahm aber sogleich eine angebotene Frucht; indessen fraß es selten viel des Morgens. So bald der Tag da war, verloren die Augen ihren Glanz, und es bereitete sich wieder zu einem 10 oder 11 stündigen Schlaf vor. Die Hindu nennen es Lajja Banar oder den blöden Affen. Es ist aber keineswegs blöd, außer bey Tag, wo es blödsichtig und schläferig war: bey Nacht hatte es offene Augen und war so kühn als irgend ein Maki. Das erste Stück sah er in der Gegend Tripura, wohin es wie das vorige aus den Garrowgebirgen gebracht wurde. Es findet sich auch in den Küstenwäldern von Coromandel und auf den östlichen Inseln. Dem nur faustgroßen, geselligen und gelehrigen Thierchen von Ceylon oder dem Lori, welches Thevenot (III. 217.) gesehen hat, gleicht dieses weder in der Größe, noch im Naturell. Es fand sich einmal todt in seiner gewöhnlichen schlafenden Stellung. Asiatic Researches IV. 1799. 4. 135. Ed. II. 1807. 8. 127. Fig.

Man schreibt bekanntlich die Langsamkeit des Faulthiers der büschelförmigen Zertheilung der Schlüsselbein- und der Schenkelarterien zu. Derselbe Bau findet sich auch bey diesem langsamen Thier. Die Schlüsselbeinarterie gibt in der Achsel 23 Arterien ab, so daß jeder Armmuskel eine eigene bekommt; ebenso die Schenkelarterie. A. Carlisle in phil. Transact. 1800. 98. tab. 1.

Seitdem ist nichts mehr über dieses Thierchen geschrieben worden; auch ist noch nie eines lebendig nach Europa gekommen.

2) Der ceylonische (Lemur gracilis),

hat eine aufgestülpte Mopsnase, ist kaum so groß als ein Eichhörnchen und noch schlanker, bräunlichroth, ohne Rückenstreifen. Seba I. S. 55. T. 35. Fig. 1. 2. Buffon XIII.

1765. 210. T. 30—32. Schreber I. 1775. 133. T. 38. Audebert, Maki 24. Fig. 2. (Schreber T. 38*). G. Fischer, Anatomie der Maki. 1804. T. 7—9.

Dieses niedliche Thierchen kommt bisweilen aus Ceylon nach Europa, aber nie lebendig, und wurde auch noch nie in seinem Vaterlande beobachtet. Der erste, welche davon spricht, ist Thevenot. Er sah zu Aurengabad, der Hauptstadt der Provinz Balagate, im Reiche des ehemaligen Groß-Mogols, in Indien, Affen, welche ein Mann aus Ceylon gebracht hatte. Man machte viel Aufhebens davon, und hielt sie besonders deßhalb sehr hoch, weil sie nicht größer waren als eine Faust und von einer ganz andern Gestalt, als die gemeinen Affen. Sie hatten eine platte Stirn, große, runde, gelbe und helle Augen, wie gewisse Katzen. Ihre Schnauze war sehr spitzig und das Innere der Ohren war gelb; sie hatten keinen Schwanz, und ihr Haar gleicht dem der andern Affen. Während ich sie beobachtete standen sie auf den Hinterbeinen, umarmten öfters einander und sahen die Leute vest an, ohne Scheu. Ihr Herr nannte sie wilde Menschen. Voyages 1666. III. 217. Deutsch 1693. III. 145.

Dann bekam Charleton dieses seltene und zierliche Thierchen, welches ein Mittelding vom Orang-Utang und Pavian zu seyn scheint, aus Ceylon; es hat nehmlich keinen oder nur einen sehr kurzen Schwanz, eine verlängerte Schnauze, seidenartige Haare, wie ein Eichhörnchen, ohne die Ohrpinsel, an einem Finger der Hinterfüße eine spitzige Klaue, die übrigen breit. Raius, Synopsis Quadrupedum. 1693. 161.

Die erste und zwar vortreffliche Abbildung haben wir dem Seba zu danken, sowohl vom Männchen, als vom Weibchen. Er gibt ihm den Namen ceylonisches Faulthier, sagt aber, daß es diesen Namen ganz unverdient trage, weil es weder langsam noch faul sey, was seine langen und zarten Glieder und die damit übereinstimmende Gestalt des Leibes hinlänglich bewiesen; es sey im Gegentheil sehr hurtig im Gang, und geschwind im Klettern. In Gestalt und Gebärden gleicht es den Affen, mit Ausnahme des Mauls und der Nase, welche gleichsam eingedrückt ist und dünn hervorragt, wodurch mehr die Gestalt eines

Hundskopfs entsteht. Sein Geruch ist sehr scharf. Der Kopf ist oben rund, die Ohren ebenfalls und breit, haarlos, durchsichtig und graulich. Die Haare braunroth, lang, wie Wolle und so lind wie Seide, fast wie der Pelz des Mullwurfs; auf dem Rücken mehr ins Braune, unten heller. Die schlanken und langen Schenkel haben so wenig Haare, daß das weiße Fell durchscheint. Alle vier Füße haben vier Finger und einen Daumen, dessen letztes Glied angeschwollen ist; sonst gleichen sie denen des Menschen und der Affen, haben auch sämmtlich kurze und breite Nägel, mit Ausnahme des hintern Zeigfingers, auf welchem eine spitzige und krumme Klaue hervorragt, wie bey den Vögeln, womit sich das Thier anhängen und kratzen kann. Der Schwanz fehlt gänzlich. Sie leben von Samen und Früchten großer Bäume, welche das Männchen für das Weibchen von den Bäumen pflückt, kostet, ob sie gut schmecken, und sie dann dem Weibchen reicht; gewiß ein merkwürdiges Beyspiel: dieses thut entgegen dem Männchen sehr artig. Das Weibchen gleicht ganz dem Männchen, außer daß es auf der Brust zwey Brustdrüsen hat, und auf jeder zwey Zitzen hintereinander. Es bringt auch vier Junge zur Welt. Außerdem steht auf den Backen vor den Ohren ein krauses Haarbüschel, welches bis auf den Hals herunterhängt und sehr zierlich aussieht. Auf dem Rücken ist es heller, am Unterleibe dunkler als das Männchen. **Thesaurus I. 1734. 55. tab. 35. fig. 1. 2.**

Nach der Abbildung ist der Leib 7½ Zoll lang, die Vorderfüße 5½, die hintern fast 7; auf der Brust 2 Zoll dick, in den Weichen kaum 1½, Kopf 1¾.

Buffon hatte ein Männchen und ein Weibchen in Branntwein. Färbung röthlich, auf der Stirn ein weißer Streifen; unten graulich. Der Leib maaß 7½ Zoll, der Kopf 1 Zoll 10 Linien, Ohr 6 Linien, Breite 11; es hat eine Art Deckel wie die Fledermäuse. Umfang der Brust 4 Zoll, Vorderfüße 3¾, Hinterfüße 4⅛; der große Nagel auf dem hintern Zeigfinger 1½ Linien, Darm 2 Zoll, Rippen 15, Lendenwirbel 9, mehr als irgend ein anderes Thier, Kreuzwirbel 4, Steißwirbel 5. **Hist. nat. XIII. 1765. 210. tab. 30—31.**

Geoffroy St. Hilaire hat diese Thiere nachher als ein eigenes Geschlecht aufgestellt, unter dem Namen Loris. Magazin encyclopédique. 1796. VII. (Annus II. Vol. I. p. 29.)

3) Bosman hat in seiner Reise nach Guinea 1705 ein Thier beschrieben und abgebildet, unter dem Namen Potto, welches man hieher stellt. Der Kopf ist unförmlich dick, die Schnauze wie beym Lori, der Leib plump, mit rothen wolligen Haaren bedeckt, der Schwanz kürzer als der Leib. Es sey sehr träge wie ein Faulthier, und werde daher von den Holländern in Guinea der Faullenzer (Luyaerd) genannt. Beschryving van de Guineese Küst II. 30. Fig. 4. (Hist. gén. des voyages II. 716.)

Von diesem Thier hat niemand mehr etwas gehört, bis vor einigen Jahren Herr Boyle eines aus der Sierra Leone nach England geschickt hat.

Es ist ein schlankes Thier mit gleich langen Füßen, 8 Zoll lang, Schwanz $2^1/_4$, Vorderfüße $5^1/_3$, Hinterfüße $5^2/_3$, Ohren $^1/_2$. Der Pelz lang und wollig, graulich castanienbraun, unten blasser, Schnauze und Kinn fast nackt. Der Kopf ist rundlich mit vorspringender Schnauze; die Augen klein, die Ohren mäßig und schwach behaart, die Zunge ziemlich groß, rauh von kleinen Warzen. Alle Nägel flach, mit Ausnahme des krummen und aufrechten auf dem hintern Zeigfinger; der vordere Zeigfinger sehr kurz und fast ganz verwachsen. Schneidzähne oben 4, unten 6 dünne und liegende, wie bey den ächten Maki; Eckzähne; 2 einfache Lückenzähne und 2 Backenzähne mit 3 Spitzen; die übrigen fehlten, weil das Thier noch jung war; unten 2 Lückenzähne und nur 1 Backenzahn.

Das Thierchen ist träg und lebt zurückgezogen, zeigt sich selten, außer bey Nacht, wo es Pflanzen frißt, vorzüglich, wie es scheint, Cassada. Die Colonisten nennen es Buschhund (Bush-dog). Bennett macht daraus ein eigenes Geschlecht, unter dem Namen Perodicticus. Philos. Magazine by Taylor etc. X. 1831. 389. (Isis 1834. 838.)

b. Langbeinige Nacht-Affen.

Das Sprungbein ist unmäßig verlängert.

4. G. Die Ohren-Affen (Otolicnus)

zeichnen sich unter allen durch große Hasenohren aus. Sie haben lange Hinterbeine, große Augen und Ohren und einen langen Schwanz; zackige Backenzähne.

Sie finden sich, wie es scheint, in Africa, und zwar in der Nähe des Aequators.

a. Mit Kammzähnen (Otolicnus), Galago,

haben völlig das Gebiß der ächten Maki.

1) Der senegalische (O. senegalensis), Galago,

hat die Größe einer Ratte, 7 Zoll lang, Schwanz 9 1/2, Vorderfüße 2 1/2, Hinterfüße 6 1/4; Pelz lind, fahlgrau, unten gelblichweiß, Schwanz braunroth, die Ohren nackt mit einem Deckel.

Dieses höchst seltene Thier findet sich in den Wäldern des Königreichs Galam auf den Bäumen, wo es mit den Händen Insecten fangen und verzehren soll. Wegen seiner großen Augen ist es ohne Zweifel ein nächtliches Thier; sie sollen in hohle Bäume nisten und von den Negern gegessen werden.

Adanson hat es zuerst daselbst entdeckt; es springt von Zweig zu Zweig, und macht mit den Händen das Laubwerk aus einander um sich umzusehen. Er brachte einen Schädel und Zeichnungen mit. Im Jahr 1794 brachte der Gouverneur vom Senegal, Blanchot, ein lebendiges Stück bis Brest, wo es aber starb und schlecht ausgestopft nach Paris kam. Nach diesen Materialien hat Geoffroy St. Hilaire dieses Thier als neues Geschlecht unter dem Namen Galago aufgestellt. Magazin encyclop. 1796. VII. 35. Fig. Annal. Mus. 19. 166. (Audebert, Maki. p. 27. tab. 1. Schreber T. 38. B. b.)

Später bekam Geoffroy St. Hilaire eine schöne Zeichnung von dem bereits verstorbenen Geoffroy, Arzt an einem Pariser Krankenhause, welcher eine Reise an den Senegal gemacht hat. (l'Afrique 1814.) Er hat sie in seinen und in F. Cuviers Mamm. mitgetheilt 1820. Er schließt aus den großen Augen, daß es ein nächtliches Thier ist, und aus den spitzigen Zähnen, den langen Ohren und Füßen, daß es Insecten frißt, und dieselben wahrscheinlich im Fluge fängt: denn alle Thiere mit langen

Hinterbeinen können gut springen. Adanson erzählte ihm, daß sie sich wie Affen und Eichhörnchen betragen. Sie sind sehr sanft, sitzen fast beständig auf den Beinen und nähren sich von Insecten, nach welchen sie springen, dieselben sehr geschickt mit den Händen fangen und außerordentlich schnell verschlingen. Sie nisten in hohle Bäume und füttern sie mit Gras aus. Die Neger jagen und essen sie. Später hat ein Kaufmann, Bacle, der am Senegal gewesen ist, zwey lebendige, Männchen und Weibchen, von einem Mohren gekauft, der sie aus den Gummiwäldern mitgebracht hatte. Sie liegen in der großen Wüste Saara, 100 Stunden nordöstlich von St. Louis am Senegal. Die Galago, wie sie am Senegal heißen, scheinen sehr häufig in diesen Wäldern zu seyn, und werden von den Mohren an die Europäer unter dem Namen Gummithiere verkauft, mit der Versicherung, daß diese Thiere viel Gummi fräßen. Das haben sie auch bey Herrn Bacle wirklich gethan, aber Insecten waren ihnen doch lieber. Auf dem Schiff geriethen sie beym geringsten Summen eines Insects in Bewegung; sie lauerten auf Küchenschaben, wenn sie eine erblickten, und schnappten sie schnell weg. Man nährte sie indessen mit gekochten Speisen, Milch und Eyern. Ihr ganzes Betragen mahnte an das der Maki und Fledermäuse. Ihre Lebhaftigkeit, ihr Muthwille und besonders ihre Kraft im Springen, setzte alle Reisenden in Erstaunen; noch mehr aber die Bewegung ihrer Ohren, welche sie schließen, wenn sie schlafen wollen. Zuerst runzeln und verkürzen sie sich am Grunde, dann schlagen sie sich nieder, daß man sie fast nicht mehr sieht. Aber beim geringsten Geräusche schlagen sie sie auf und spannen die ganze Muschel aus, welche das Gehör um so mehr verstärken muß, als sie gänzlich nackt ist. Ebenso machen es manche Fledermäuse, was ihnen während des Schlafes bey dem Gelärm des Tages sehr zu Statten kommt.

b. Mit Ragzähnen (Tarsius).

Es sind kleine Thiere, nicht so groß als Ratten, aber mit ungewöhnlich verlängerten Hinterbeinen; alle Nägel sehr klein und flach, aber auf dem hintern Zeig- und Mittelfinger eine aufrechte Sichelklaue; Kopf rund, Augen und Ohren sehr groß,

die letztern mit einem Deckel wie bey den Fledermäusen; Schwanz sehr lang; oben 4 Schneidzähne, wovon die mittleren viel größer, wie Nagzähne, unten nur 2; Eckzähne mäßig, 3 Lückenzähne und 3 ziemlich zackige Backenzähne; 2 Zitzen fast in den Achseln.

Sie finden sich nur auf den Molucken.

2) Der indische (Lemur spectrum)

hat die Größe einer Ratte, 4½ Zoll lang, der Schwanz das Doppelte, die Hinterfüße 5; Pelz wollig und rothbraun, der Schwanz fast nackt, am Ende mit einer Quaste.

Buffon hat von diesem Thier zuerst einen eingeschrumpften Balg beschrieben und abgebildet, ohne das er wußte woher es kam. Der Leib war nicht größer als bey der großen Feldmaus (Mus sylvaticus), aber der Schwanz viel länger; eben so die Hinterfüße, und diese Länge kommt von dem ungewöhnlichen langen Sprungbein (bey der Springmaus vom Mittelfuß); der Kopf ziemlich rund mit ungeheueren Augen, die sehr nahe beysammen standen; die Ohren lang und aufrecht, nackt und durchsichtig wie bey den Ratten, an jedem Fuße 5 sehr lange Finger mit einem Daumen und Klauen, auf dem hintern Daumen aber ein flacher Nagel. Oben und unten 2 Schneid- und 2 Eckzähne, und jederseits 6 Backenzähne, wovon nur die 3 vorderen eine Spitze haben. Hist. nat. XIII. 1765. 87. tab. 9. (Schreber III. 554. T. 155.)

Nachher hat Pallas mehrere Exemplare gesehen und das Thier Gespenst-Maki (Lemur spectrum) genannt. Sein Vaterland sind die äußersten Molucken, besonders Amboina, wo es in der macassarischen Sprache Podjo heißt. Es kommt nur selten in die holländischen Sammlungen. Das Thierchen kommt dem Ansehen nach dem trägen Maki (Lemur tardigradus) am nächsten, mit Ausnahme des langen Schwanzes und der kürzern Schnauze. Die Augen sehr hervorstehend, die Ohren groß, länglich, nackt und unten am äußern Rande gleichsam doppelt, innwendig mit 3 Querrunzeln, von welchen die unterste in einen Lappen verlängert ist; Knebelbärte und die Haare an den Augenbrauen ziemlich lang; die Unterlippe innwendig gekerbt. Die Finger der Vorderfüße gleichen den menschlichen, aber der Daumen steht

nicht ab, wie dagegen an den Hinterfüßen, wo er einen kleinen Nagel hat; an der Zeig- und Mittelzehe sichelförmige Nägel; an der Ring- und Ohrzehe, wie an den Vorderzehen ein kleiner, flacher, spitziger Nagel. Der Schwanz ziemlich nackt. Glires 257.

Nachher fand Pennant 2 Stück in Weingeist in Hunters Sammlung zu London. Länge des Leibes 6 Zoll, bis zu den Hinterzehen 11½, Schwanz 9½, fast nackt und beschuppt, wie bey einer Ratte, am Ende aber ein Haarbusch; Ohren 1½, und zwischen denselben ein Haarbusch; an der Nase und an den Augenbrauen lange Haare; in jedem Kiefer 2 Schneid- und 2 Eckzähne, was etwas Ungewöhnliches ist. Quadrup. I. No. 152.

Rau hatte 1 Exemplar in Weingeist, dessen Leib 4½ Zoll, der Schwanz 8½ lang war; die Länge des Leibes nebst den Hinterfüßen 9½, Oberarm 13 Linien, Vorderarm 17, Hand 13, Schenkel 22, Schienbein 24, Sohle 24; Haare zart und bräunlichgelb. In jedem Kiefer 2 Schneidzähne, die oberen weit größer, nach vorn gerichtet und spitzig, und an jeder ihrer Seiten noch ein kleiner Schneidzahn, [welcher bis jetzt übersehen worden ist]. Unten 2 große und oben 2 kleinere Eckzähne; Backenzähne überall 6, scharf zugespitzt, schneidend und ausgezackt, fast wie bey den Fleischfressern. Naturforscher XXV. 1791. 1. T. 1.

Bald darauf haben Cuvier und Geoffroy Gelegenheit gehabt, ein Exemplar in Weingeist, das aus Holland nach Paris gekommen war, zu untersuchen. Sie sagen, daß die 2 Zitzen nicht am Bauche, sondern an der Brust und zwar fast in den Achseln liegen. Die Länge der Hinterfüße bey den Springmäusen kommt von den Mittelfußknochen her, der einzig und vielleicht aus den andern verwachsen ist, wie der Röhrenknochen bey den Wiederkäuern; bey diesem Maki dagegen sind alle Fußknochen getrennt vorhanden, aber das Sprung- und Fersenbein sind verlängert. Alle 4 Daumen sind abgesondert und haben platte Nägel, die hintere Zeigzehe einen langen und krummen wie die anderen Maki, und auch die Mittelzehe hat einen solchen, wie es Pallas angegeben hat. Die Ohren haben einen Deckel wie bey den Fledermäusen und dem Lori. Aehnlichkeit haben damit der träge Maki und der senegalische, besonders der letztere in

seinen langen Hinterbeinen. Magazin encyclop. III. 1795. 147. Audebert, Maki Taf. I.

Endlich hat Raffles das Thier in seinem eigenen Vaterlande, nehmlich auf Sumatra, bekommen. Der Leib 6 Zoll lang, der Schwanz 9. Alle Zehen sind an der Spitze in eine flache, fleischige Schwiele erweitert, womit sich das Thier besser an Baumstämmen halten kann. An den Vorderzehen stehen keine Klauen, sondern nur kleine schuppenartige Fortsätze auf der obern Seite der rundlichen Enden; eben so 3 Hinterzehen, aber auf der Zeig- und Mittelzehe stehen scharfe, etwas gebogene Klauen fast aufrecht. Kopf rundlich, Gesicht breit, Maul weit und die Lippen innwendig gekerbt. Das Sehloch ist so weit, daß man vom übrigen Auge fast nichts sieht; die Ohren groß und seitwärts hervorragend. Das ganze Gesicht hat ein sonderbares Aussehen, und das grinsende Maul gibt ihm einen seltsamen und lächerlichen Ausdruck. Der Schwanz ist nackt, bis auf einen Zoll vom Ende, woran ein Haarbusch.

Es ist sehr selten, und nur in den tiefsten Wäldern von Sumatra, wo man kaum in 2—3 Jahren eines zu sehen bekommt. Es soll in kurzen Sätzen auf die Bäume steigen, Knospen und verschiedene wilde Früchte fressen und nur ein Junges werfen. Es heißt Singa-Pooa oder kleiner Löwe. Die Fabeln des Landes sagen, es sey ehemals so groß gewesen als ein Löwe (Singa), wäre aber in der neuern Zeit so klein geworden. Die Innwohner haben eine abergläubische Furcht vor ihm: wenn sie es nehmlich auf einem Baum in der Nähe der Reißfelder sehen; so verlegen sie die letzteren anderswohin, weil sie sonst Unglück in ihrer Familie befürchten. Linn. Transact. XIII. 1821. 337.

G. Fischer hat in seiner Anatomie der Maki 1804, und in seiner Zoognosie mehrere Gattungen aufgestellt, welche aber nicht für hinlänglich unterschieden angesehen werden. Tarsius fuscomanus tab. 3 et 4.

Eben so hat Horsfield das Junge, welches er aus den Wäldern der Insel Banca erhalten hat, als eine besondere Gattung beschrieben. Es fehlen ihm oben die mittleren

Schneidzähne und überall der vordere Backenzahn. Zool. Researches II. 1823. 4. No. 3. tab. 3.

B. Die Tag-Affen.

Haben breite Gesichter, mäßige Augen, überall flache und aufliegende Nägel, und vier breite und aufrechte Schneidzähne in jedem Kiefer.

Sie leben zwar vorzüglich in den heißen Ländern; einige gehen jedoch auch aus den Wendekreisen heraus bis ans mittelländische Meer; keine in Neuholland. Ihr Aufenthalt sind die Wälder und eigentlich die Bäume, von denen sie von Zweig zu Zweig springen und fast bloß von Früchten leben. Obschon sie in ihrem ganzen Bau, und besonders in der Gesichtsbildung und dem Gebiß dem Menschen näher stehen, als die Nacht-Affen oder Maki; so sind sie doch viel roher, unbändiger und unreinlicher. Ihre Frechheit geht bis zur Unverschämtheit, und ihr tückisches Wesen ist durch keine freundliche Behandlung zu vertilgen.

5. G. Die eigentlichen Affen (Simia)

haben ein ziemlich kurzes Gesicht, hinten und vorn Hände mit flachen Nägeln; 4 aufrechte, breite und schneidende Vorderzähne; 5—6 stumpfe Backenzähne und verlängerte Eckzähne.

Die Zahl der Affen ist so groß, daß man Noth gehabt hat, dieselben gehörig abzutheilen. Schon Daubenton hat bemerkt, daß bey den Affen in America die Nasenscheidwand viel dicker ist, als bey denen der alten Welt, und die Naslöcher daher mehr auf der Seite als vorwärts liegen (Buffon XV. 14.). Geoffroy St. Hilaire hat nach diesem Bau die Affen in zwo Hauptabtheilungen gebracht, in die der neuen und alten Welt, dieselben auch in mehrere Geschlechter getrennt, welche jedoch auf keinen so wichtigen Gründen beruhen, daß sie beybehalten werden könnten. Annal. du Mus. XIX. 1812. 85. Nachher hat Kuhl alle Affen gemustert in seinen Beyträgen. 1820. Azara, Gr. v. Hoffmannsegg, A. v. Humboldt, Spix, der Prinz Max v. Wied und Rengger haben die americanischen genauer beobachtet und viele neue beschrieben.

Uebersicht.

Auch die Gattungen der Affen scheinen sich nach der Entwickelung der Sinnorgane zu richten, oder, was dasselbe ist, die Geschlechter ihrer Zunft zu wiederholen oder auch die 5 oberen Zünfte selbst. Wegen ihrer großen Menge ist es aber schwer, dieselben mit einiger Sicherheit an ihren gehörigen Ort zu bringen. Folgende Anordnung mag daher als ein vorläufiger Versuch angesehen werden.

I. Americanische Affen oder Breitnasen.

1. Wickel-Affen: haben einen Schwanz, dessen Spitze sich um Zweige wickeln kann (Cebus), Sapajous.

1) Haut-Affen: mit ausgezeichnetem Gefühlsinn im Schwanze.

a. Greif-Affen: Schwanzspitze unten nackt.

1) Brüll-Affen (Mycetes).

2) Klammer-Affen (Ateles).

b. Roll-Affen: der ganze Schwanz behaart. Sajous.

2. Wedel-Affen: der Schwanz ist schlaff und ganz behaart (Callithrix), Sagouins.

2) Zungen-Affen: durch den Geschmacksinn characterisiert; bey den meisten springen die Zähne stark vor, und bey anderen fehlt der hintere Backenzahn. Sakis.

a. Gebiß vollständig.

1) Fuchs-Affen (Pithecia).

2) Eigentliche Sagouins.

3) Kurzohren (Aotus).

b. Gebiß unvollständig.

4) Seiden-Affen (Hapale).

II. Affen der alten Welt oder Schmalnasen.

1. Geschwänzte.

a. Rüssel-Affen.

3) Nasen-Affen: durch die Nase characterisiert; die Naslöcher liegen vorn an der abgestutzten Schnauze. Paviane (Cynocephalus).

b. Schnauzen-Affen.

4) Ohren-Affen: durch den Hörsinn characterisiert; sie haben ziemlich menschliche Ohren, eine mäßige Schnauze mit darauf liegenden Naslöchern, und meistens einen sehr langen Schwanz.

a. Langschnauzen.

1) Kurzschwänze: Magot.

2) Schlaffschwänze: Meerkatzen (Macaco).

b. Kurzschnauzen.

1) Kurzbeine (Cercopithecus), Guénons.

2) Langbeine oder Schlank-Affen (Semnopithecus).

2. Ungeschwänzte.

5) Augen-Affen: durch die Augen characterisiert; Gesicht ziemlich menschenartig; kein Schwanz.

a. Lang-Arme (Hylobates).

b. Kurz-Arme (Simia).

I. Die americanischen Affen oder Breitnasen

haben eine dicke Nasenscheidwand, seitliche Naslöcher, einen langen Schwanz, aber keine Gesäßschwielen und Backentaschen; der Daumen nicht gegensetzbar.

Die Backentaschen sind übrigens bey den Affen keine eigenen Blasen wie beym Hamster, wo sie sich durch ein kleines Loch in das Maul öffnen, sondern nur Erweiterungen der Backen selbst.

Es gibt zwar mehr Affengattungen in der alten als neuen Welt: allein kein Welttheil ist so sehr von ihnen bevölkert, wie Südamerica zwischen den Wendekreisen. In den ungeheuren Ebenen, welche sich vom östlichen Abhang der Anden gegen die Küsten von Brasilien, die Wälder des Amazonenstromes, des Rio negro und Orinoco ausdehnen, sind die Capybaren, Pecari und Affen am allgemeinsten verbreitet, und darunter herrschen die Wickel-Affen (Sapajous et Alouates) über die anderen vor, sowohl in der Zahl der Gattungen als der Stücke. Manche leben paarweise, traurig, mißtrauisch und zurückgezogen, wie der wilde Mensch, z. B. der Capuciner-Affe vom Orinoco,

der Tiger- und Trauer-Affe; andere sieht man in Banden zu 80 und 100 sich von Ast zu Ast schwingen, wie die Sagouin und Brüll-Affen. **Humboldt, Observ. I. 14.**

Man theilt sie in Affen mit und ohne Wickelschwanz; jene heißen Wickel-, diese Wedel-Affen (Sapajous et Sagouins).

1. Die Haut- oder Wickel-Affen (Cebus), Sapajous,

können ihren Schwanz um Zweige wickeln und sich daran halten.

Es gibt dergleichen Schwänze, welche ganz behaart sind — Rollschwanz;

andere sind unter der Spitze nackt und haben daselbst eine Furche — Greifschwanz.

a. Die Greif-Affen

haben einen starken Schwanz mit einer unten nackten und gefurchten Spitze.

Sie theilen sich in Rund- und Spitzköpfe, oder Klammer- und Brüll-Affen.

1) Die Spitzköpfe oder Brüll-Affen (Mycetes, Stentor), Alouates, Singes hurleurs,

zeichnen sich durch ein sehr weites, trommelartiges Zungenbein aus, womit sie außerordentlich laut brüllen können.

Diese Affen haben einen langen, pyramidenförmigen Kopf, fast wie die Paviane, mit einem Bart; sehr breite und weit aus einander stehende Unterkieferwinkel zur Aufnahme der großen Stimmtrommel.

Sie unterscheiden sich von allen Affen sowohl in der äußern Gestalt, als im innern Bau und in ihrem trägen Naturell. Nirgends zeigt sich ein so sonderbar gebildeter Schädel, dessen pyramidale Figur gegen den breiten und großen Unterkiefer so auffallend absticht. Der Gesichtswinkel beträgt nur ungefähr 30°. Das Zungenbein erweitert sich in eine große Knochenblase, welche wie ein Kropf zwischen den Aesten des Unterkiefers liegt, und die ungeheure Stimme hervorbringt. (**Humboldt, Obser. I. p. 9. tab. 4.**)

Sie sind in Südamerica die gemeinsten und am weitesten verbreitet, sowohl in den feuchten Niederungen, als in den höher

liegenden Gegenden. Sie heißen fast allgemein Bart-Affen (Barbado), und machen des Morgens, wann sie aufwachen, einen fürchterlichen Lärm.

1) Der erste, welchen man genauer kennen lernte, ist der schwarze (S. beelzebul L., rufimanus), Guariba, Ouarine.

Von der Größe des Fuchses, Pelz lang, anliegend und glänzend schwarz; Hände und letzte Schwanzhälfte braun.

Sie finden sich in Brasilien in großer Menge in den Wäldern, wo sie ein so fürchterliches Geschrey erheben, daß man sie stundenweit hören kann. Sie versammeln sich täglich Vor- und Nachmittags: einer setzt sich in die Mitte und höher als die anderen, welche um ihn herumsitzen; dann singt der obere mit lauter Stimme vor, und sobald er ein Zeichen mit der Hand gibt, stimmen die anderen ein und setzen den Gesang so lange fort, bis der obere wieder ein Zeichen gibt, worauf sie plötzlich schweigen und er mit lauter Stimme den Gesang endiget. Es sieht aus, als wenn einer predigte und die andern zuhörten; ihr Gesang ist aber so laut, daß man glaubt ihrer 100 zu hören, wenn man etwas entfernt steht. Es sind bissige Thiere, die sich nicht zähmen lassen. Sie tragen ihre Jungen auf dem Rücken und laufen damit auf den Aesten herum. Diese umfassen ihre Mutter in den Weichen. Marcgrave, Brasilia. 1684. 226, die Abbild. S. 128. (Lichtenstein: Ueber Marcgraves Thiere. Berl. Academie. 1815.

Es gibt noch andere schwarze Affen der Art, welche man als eigene Gattung aufgestellt hat; ob mit Recht oder Unrecht, ist noch auszumachen. Dergleichen ist folgender:

b) Marcgrave spricht von ganz schwarzen ungeheuer großen, mit einem langen Bart, welche es noch in Brasilien gebe. Sie greifen die Negerinnen an *). M. barbatus. Spix T. 32. 33. M. niger. Wied, Beytr. II. 66. Abbild. Hft. III.

In Paraguay heißt dieser Affe Caraya und wohnt daselbst in den dichtesten Wäldern, besonders

*) Dantur alii nigri ingentes, qui nigritam mulierem solam offendentes vi stuprare solent: vera dico et exempla scio. p. 227.

in der Nachbarschaft der Flüsse. Wenn er genöthigt ist im Felde Wasser zu suchen, und daselbst überrascht wird, daß er nicht entfliehen kann; so soll er sich niederlegen und die Hände aufheben, als wenn er um Gnade bäte. Er ist viel ernsthafter, trauriger, träger und schwerfälliger als der Capuciner-Affe; geht immer mit einer Familie aus 4—10 Stück, weil jedes Männchen 2—4 Weibchen mit sich führt. Bey einem Trupp aus 8 bis 10 Köpfen sieht man daher immer 2 Männchen, die jüngeren jedoch nicht mitgerechnet, welche wie die Weibchen gefärbt sind. Das Männchen oder das Haupt der Familie setzt sich immer an einen höhern Ort, gleichsam um dieselbe zu bewachen. Diese setzt sich erst in Bewegung, wann er es gethan, und dann gehen sie mit Unterbrechungen von Zweig zu Zweig, ohne zu springen, es müßte denn nicht weit seyn. Man kann daher leicht unter sie kommen; aber dann lassen sie ihren Unrath auf einen fallen. Sie wissen sich vortrefflich hinter den Aesten zu verstecken, und bleiben daselbst auch angeschossen liegen, daß man sie nicht bekommt ohne hinauf zu klettern; was keine leichte Sache ist, da sie die dicksten Stämme wählen und gewöhnlich auf deren Gipfel sitzen. Manche versichern, sieraueten Blätter und legten sie auf die Wunden, was aber Azara nie gesehen hat und nicht glaubt. Des Morgens und Abends hört man ihre starke, traurige und rauhe Stimme auf eine Stunde weit; das Geschrey läßt sich nur dem Knarren einer Menge nicht geschmierter Wägen vergleichen, und ist unerträglich. Sobald sich jemand nähert, hört es auf. Niemand zähmt dieselben, ohne Zweifel wegen ihres garstigen Aussehens und ihres lahmen Wesens. Er bekommt im Juny ein Junges, welches sich auf den Rücken setzt und sich am Halse hält. Schreit man der Mutter unaufhörlich ah ah! zu, so wirft sie das Junge aus Schrecken ab. Sie fressen Blätter und Früchte, und halten sich mit ihrem Schwanze sehr vest. Sie gehen nur auf allen Vieren. Die Wilden ziehen sie dem Entenfleisch vor.

Ein ausgewachsenes Männchen mißt 21 Zoll und der Schwanz eben so viel; Widerrist 19; das Weibchen ist 2 Zoll kürzer. Das Gesicht bildet ein längliches Viereck, die Stirn fast nackt.

Die Nasenscheidwand sehr breit, der Bart 3 Zoll lang und sehr dick, der Leib bauchig; der Vorderdaumen liegt neben den andern und ist schwach. Der Pelz ist 2 Zoll lang, dicht, ziemlich weich, dunkel schwarz und glänzend, unten braunroth; das Weibchen fällt überall mehr ins Braune. Die Haut selbst ist schwarz. Marcgraves Erzählung von dem Gesang und den Ceremonien dabey ist lächerlich. Eben so wenig ist es wahr, daß sie Zweige nach einem würfen. Azara, Quadrup. II. 1801. 208. Stentor niger. Geoffroy, Annal. Mus. XIX. 108.

Rengger hat den Caraya, sowohl in Paraguay, als noch südlich von diesem Lande, in der Provinz Corrientes bis zum 28°. Südbreite angetroffen, ebenfalls in Familien von 3—10 Stück und in der Nachbarschaft des Wassers; besonders häufig am Flusse Paraguay, wo er an den herabhängenden Zweigen seinen Durst löschen kann und daher nicht nöthig hat, auf die Erde zu kommen, wo man ihn überhaupt nie sieht. Er ist nur unter Tags auf den höchsten Gipfeln; des Nachts schläft er auf den mit Lianen durchflochtenen niederen Bäumen. Er zieht Knospen und Blätter den Früchten und Insecten vor, und frißt im Nothfall auch Rinde; Welschkornfelder, Melonen u. dgl. sucht er nie auf. Sie heulen wirklich stundenlang fort, wobey die Männchen den Anfang machen, und die zahlreicheren Weibchen mit ihren schwächeren Stimmen einfallen. Sie schweigen des Nachts. Man sieht sie nie mit einander spielen. Wenn sie nicht Blätter und Knospen abreißen oder brüllen, sehen sie bewegungslos vor sich hin oder schlafen, wobey sie sich immer mit dem Schwanze halten. Steigt ein Männchen herunter, so folgen alle übrigen; sie lassen aber nie den Schwanz los, ehe sie einen tiefern Ast mit den Händen gefaßt haben. Schneidet man ihnen die Schwanzspitze ab, so geht das Klettern sehr schlecht. Sobald sie einen Feind merken, verstecken sie sich. Daß sie sich durch das Schwimmen zu retten suchten, ist ein Mährchen. Er hat einmal bey einer Ueberschwemmung eine Affenfamilie ganz abgemagert auf einem Baum angetroffen, dessen Blätter und Sprossen, sogar ein Theil der Rinde abgenagt waren, obschon sie höchstens eine Strecke von 60 Fuß zu durchschwimmen gehabt hätten.

Sie werfen ein Junges gewöhnlich im Juny oder July, welche sehr schwer aufzuziehen sind, und weder ihren Wärter kennen lernen, weder spielen, noch irgend sich zu etwas abrichten lassen. Sie erreichen erst im fünften Jahr ihre volle Größe, und mögen daher wohl 15—20 Jahre alt werden. Ihr Fleisch ist schmackhaft, wird aber bloß von den wilden Indianern gegessen: die übrigen Innwohner stellen nur den alten Männchen nach, und zwar ihres schönen schwarzen Pelzes wegen, den sie zu Mützen, Sattelbecken u. dgl. gebrauchen. Der bekannte Doctor Francia, Herr von Paraguay, ließ 100 Grenadiermützen daraus verfertigen. Gejagt lassen sie unaufhörlich ihren Koth fallen. Uebrigens hat diese Jagd etwas zurückstoßendes, weil die winselnden Töne und der Ausdruck des Schmerzens in den Gebärden dieses Thieres den Jäger an dessen Aehnlichlichkeit mit dem Menschen erinnern.

Alle Haare sind glänzend schwarz, 2 Zoll lang, auf dem Rücken etwas länger, der Bart 3; die Haut aber ist röthlich braun, und daher zeigen die haarlosen Theile diese Farbe, nehmlich das Gesicht, die Ohren, der Kehlkopf, die flache Hand, so wie der nackte Theil des Schwanzes; die Weibchen sind graulichgelb, auf dem Rücken bräunlichgelb. Eben so die jungen Männchen, welche nach dem ersten Jahre gelblichbraun werden, im zweyten röthlichbraun, im dritten oben schwarz, unten erst im vierten oder fünften; woraus man also sieht, wie schwer nach den Farben Gattungen zu unterscheiden sind. Der Schildknorpel ist noch einmal so groß als bey der rothen Gattung (S. seniculus), und die knöcherne Stimmcapsel des Zungenbeins fast ganz rund. Paraguay. 1830. S. 13.

2) Der rothe Brüll-Affe (S. seniculus), Alouate,

ist der größte unter den americanischen Affen, Leib 2 Schuh; Färbung braunroth, Bart sehr lang, Brust und Bauch wenig behaart. Buffon XV. S. 5. Suppl. VII. tab. 15. (Schreber I. 113. Taf. 25. C.) Blumenbachs Abbildungen T. 91. Audebert V. 1. T. 1.

Sie finden sich in den nördlicheren Theilen von Südamerica, in Guyana, Cayenne und Neu-Carthagena, wo sie eine Lebens-

art wie die vorigen führen. Da dieses Länder sind, wohin man früher leichter reisen konnte, so gibt es auch frühere Nachrichten von diesem Thiere als von dem vorigen: sie gehen aber meist ins Abentheuerliche. Gumilla nennt sie gelbe Affen; sie hießen am Orinoco Arabata, und machten ein unerträgliches, trauriges Geschrey, das schrecklich sey (Orénoque p. 3.). Schon Barrere hat gewußt, daß dieses Geschrey, welches er ein fürchterliches Röcheln nennt, von einem besondern Bau des Zungenbeins herrührt (France équinox. 150.). Le Gentil macht diese Affen auf der St. Georgsinsel, unter dem Wendekreis, so groß als Kälber; ihr Geschrey sey so seltsam, daß man glaubt, es stürzten Berge ein (Voyage I. p. 15.). Condamine macht sie so groß wie einen Windhund; sie seyen das gewöhnlichste und beliebteste Wildpret am Amazonenstrom (Voyage 164.). Desmarchais nennt Cayenne das Land der Affen; ihr Fleisch sey weiß und schmecke sehr gut, wenn man einmal den Widerwillen überwunden habe; ihre Köpfe geben gute Suppen, und man trägt sie darinn auf, wie die gesottenen Capaunen (Voyage III. 311.). Binet macht sie ebenfalls so groß wie große Hunde, und nennt sie kuhroth; wenn sie in Menge beysammen schreyen, so glaubt man eine Heerde Schweine zu hören, die sich beißen. Angeschossen ziehen sie mit den Händen den Pfeil heraus, wie ein Mensch. Ihr Fleisch schmeckt wie Hammelfleisch, und 10 Personen werden satt von einem Stück; sie haben in ihrer Kehle ein Horn, welches ihr Geschrey fürchterlich laut macht (Voyage 341.).

Oexmelin lebte mit seinen Abentheurern am Cap Gracias a Dio lange Zeit von nichts als solchem Affenfleisch, wovon die Jäger täglich genug herbey schafften. Es schmeckt wie Hasenfleisch, ist aber etwas süßlich, und daher muß man es stark salzen. Das Fett ist gelblich und vortrefflich. Auf der Jagd versammelten sie sich, um einander zu helfen, schrien fürchterlich, warfen dürre Aeste nach den Jägern und selbst ihren Koth aus den Händen. Sie ließen einander nie im Stich, sprangen blitzschnell von einem Baume zum andern, ohne je auf die Erde zu fallen; denn unterwegs erhaschten sie einen Ast bald mit den

Händen, bald mit dem Schwanz. Tödtete sie der Schuß nicht auf der Stelle, so bekam man sie nicht; sie blieben hängen, verfaulten manchmal und fielen stückweise herunter. Er sah einen getödteten, der 4 Tage lang hieng; man konnte daher oft 15 und mehr schießen, und bekam doch nur 3 oder 4. Das sonderbarste aber ist, daß sie sich um einen Verwundeten sammeln, die Finger auf seine Wunde legen, als wenn sie sie untersuchen wollten. Sehen sie viel Blut fließen, so halten sie dieselbe zu, während Andere Blätter holen, dieselben kauen und geschickt in die Oeffnung der Wunde stopfen. Oexmelin setzt hinzu: das habe ich mehreremal gesehen, und habe es mit Bewunderung angesehen. Die Weibchen haben nie mehr als ein Junges, welches sie wie die Negerinnen tragen, nehmlich auf dem Rücken, die Hände um den Hals, die Füße um den Leib geschlagen. Wollen sie ihm zu trinken geben, so nehmen sie es in die Arme, ganz wie die Weiber. Es gibt kein Mittel, die Jungen zu bekommen, als durch Tödtung der Mutter, mit der es herunterfällt. Im Nothfall helfen diese Thiere einander, um von einem Baum oder Ufer zu einem andern zu gelangen. Man hört sie gewöhnlich über eine Stunde weit schreyen. **Hist. des Avanturiers II. pag. 251.**

Am Magdalenenfluß und um Carthagena in America heißt er rother oder farbiger Affe (**Mono colorado**), am Rio-Sinu Capuciner-Affe. Sein Bart ist dichter und länger, der Kopf größer und der Pelz kürzer als beym **Araguato** (**S. ursina**); auch ist der Unterleib schwarz und fast ganz unbehaart, während er bey jenem mit braunrothem Haar bedeckt ist. Sie unterscheiden sich auch durch ihr Aussehen und ihr Betragen. Beide leben jedoch gesellig, und nähren sich mehr von Blättern als Früchten; der rothe aber hat rauhe Töne, wie das Grunzen der Schweine; der **Araguato** dagegen ein trauriges und anhaltendes Geschrey, von Ferne wie das Sausen des Windes. **Humboldt, Observat. I. 342. 8. tab. 4.** Kehlkopf.

Hievon hat man folgenden getrennt:

b) In Caracas gibt es einen mit Namen **Araguato**. Er findet sich auf den Gebirgen, wo die Höhle des Vogels **Guacharo**

liegt, über 2400 Schuh über dem Meer, wo es des Nachts ziemlich kalt wird; deßgleichen in den Thälern von Aragua, westlich der Stadt Caracas, in den Ebenen des Apure und des untern Orinoco, in den Missionen Caribes, der Provinz Neu-Barcellona, überall wo Sümpfe stehen, beschattet von der americanischen Sagopalme, **Moriche** (**Mauritia flexuosa**). Länge 20 Zoll, Schwanz eben so viel. Pelz lang, rothbraun, Gesicht bläulichschwarz, Bart nicht dick. Er findet sich sehr zahlreich und lebt in Gesellschaften bisweilen zu 40 auf einem Baum; in Wildnissen kann man über 2000 auf eine Quadratstunde rechnen. Ihr Gebrüll hört man 4800 Schuh, also fast 1/2 Stunde, weit. Man sieht oft Weibchen mit ihren Jungen auf dem Rücken; sie fressen lieber Blätter als Früchte; sind mäßig, und ertragen die Gefangenschaft besser als die anderen. Sie genesen leicht von schweren Wunden, selbst am Kopfe. **Observ. I. 1811. 329. tab. 30. Simia ursina. Voyage II. 134.**

Der Prinz Max v. Wied hat diesen Affen an der ganzen Ostküste von Brasilien gefunden, von Rio Janeiro bis Bahia. Der Leib eines Alten mißt 20 Zoll, der Schwanz 22, Arm 14, Fuß 15, Bart 3, Umfang der Brust 11, des Bauches 16, der Weichen 10; das Haar auf dem Rücken 1 1/2 Zoll, an den Seiten länger; Färbung gelblichbraun, im höhern Alter rothbraun oder rostfarben. Die Stimmcapsel bey den Männchen ist fast so groß als eine Faust, beym Weibchen kleiner. Er lebt in kleinen Familien von 6 Stück, scheint aber am weitesten verbreitet zu seyn, dient überall den Wilden zur Nahrung, und selbst den Reisenden. Bey Rio Janeiro heißt er **Barbado**, weiter nördlich **Guariba**, bey Bahia **Ruiva**.

Er hat ein träges Naturell, klettert langsam, fast kriechend, von Ast zu Ast; sitzt gewöhnlich gebückt, den Kopf auf die Brust gestützt, wie ein altes Männchen, und legt sich auch ausgestreckt auf einen Ast, um sich zu sonnen, meist auf den obersten Gipfeln, so daß man sie schon von Ferne über die Laubmasse der Wälder hervorragen und ihr rostrothes Haar in der Sonne glänzen sieht. Die Männchen lassen alsdann ihre röchelnde oder mehr trommelnde Stimme weit durch die einsame Wildniß er-

schallen. Sie wird bald länger, bald kürzer ausgehalten, und zuweilen von Pausen und kurzen rauhen Tönen unterbrochen, etwa wie sie der Edelhirsch in der Brunft hören läßt. Der Jäger hört diese Stimme gern, weil sie ihm den Aufenthalt dieser Affen verräth. Sie brüllen zu allen Zeiten des Jahres und des Tages, jedoch häufiger in der heißen Zeit, wo die heftigen Gewitter mit ihren Regengüssen die ganze tropische Natur zu erneutem Leben erfrischen; bey Nacht sind sie still, so wie bey der Annäherung einer Gefahr oder beym Fallen eines Schusses. Da gewöhnlich nur die alten Männchen brüllen, so ist die Sage, daß sie einen Vorsänger haben, der zu oberst sitze, leicht zu erklären.

Sie kommen nicht leicht auf die Erde, außer etwa wenn sie saufen wollen. Die Indianer versichern, daß sie über Flüsse schwömmen. Ihre Nahrung besteht in Früchten, meist von Palmen. Sie sind am fettesten im Hornung und März, und die meisten Jungen findet man vom Jänner an bis zum März. Das Junge sitzt auf dem Rücken oder unter dem Arm der Mutter, und schlingt seinen Wickelschwanz um ihren Leib. Sie verläßt es keineswegs bey der Verfolgung, und selbst nicht wenn sie angeschossen ist. Die gefangenen Jungen leben nicht lange; sie saufen sehr viel, was wahrscheinlich von der unpassenden Nahrung herrührt. Erreicht indessen einer sein reifes Alter, so wird er sehr zahm und zutraulich, und zeigt überhaupt ein sanftes Naturell. Wenn man sich nur einen Augenblick von ihm entfernt, so schreyt er kläglich. Ihr träges, trauriges und grämliches Wesen macht sie jedoch unangenehm, so wie ihre gar zu große Zutraulichkeit und die knarrende, röchelnde Stimme, welche sie beständig hören lassen. Ihre Hauptkunstfertigkeit ist das Klettern; wenn es auch nicht schnell von Statten geht, so geschieht es desto sicherer, und dabey spielt ihr Wickelschwanz die Hauptrolle. Daß sie sich am Schwanze schaukelten, um von einem Baum auf einen andern zu kommen, oder wohl gar eine Kette bildeten, ist eine Sage, von welcher die Jäger nichts wissen. Es ist jedoch richtig, daß sie angeschossen noch im Fallen mit dem Schwanz einen Ast ergreifen, und sterbend noch stunden-

lang daran hängen bleiben, so daß man mehrere Schüsse, und zwar aus einem Standrohr thun muß, ehe man sie bekommt. Mit Flinten verliert man Pulver und Bley, weil sie meistens in den Gipfeln hängen bleiben. Beyträge II. 1826. S. ursina. Abbild. Hft. IV.

2. Die Rundköpfe oder Klammer-Affen (Ateles) haben einen Gesichtswinkel von 50—60°.

Darunter gibt es mit vollkommen entwickelten Daumen an den Vorderhänden (Lagothrix, Gastrimargus), und mit fast ganz verkümmerten (Ateles).

a. Zu den ersten gehört:

3) Der graue (S. lagotricha, cana)

ist 1½ Schuh lang, Schwanz 2; Pelz lang, lind, dunkelgrau, Gesicht schwarz.

Er lebt im Gebiete des Orinoco, und zwar am Guaviare, welcher unter 2° Nordbreite entspringt, 30 Stunden östlich von den Quellen des Magdalenenflusses, und sich mit dem Orinoco verbindet unter dem Missionsort St. Fernando de Atabapo. Alex. v. Humboldt traf daselbst einen in einer indischen Hütte, wo er Caparro genannt wurde. Er gehört unter die großen, und zwar unter die Sapajous mit einem Greifschwanz. Seine Höhe beträgt 27 Zoll. Weniger beweglich als der Capuciner-Affe ist er stärker und hat eine angenehmere Physiognomie. Der runde Kopf ist ungewöhnlich dick; das ungemein linde und lange Haar ist mardergrau, die Spitzen schwarz; um das Maul steife Borsten, aber kein Bart; die Haare auf der Brust länger, dicht und dunkler als auf dem Rücken; alle Nägel platt. Sie leben in Banden, sind sehr gutmüthig und stehen oft aufrecht. In derselben Hütte fanden sie auch Sajous, welche sich leicht durch den braunen Pelz unterscheiden, selbst der sogenannte graue; ihr Gesicht ist nie schwarz. Observat. I. 1811. 321.

Spix hat ihn auch in Brasilien gefunden, und zwar am Flusse Tocantin und Solimoens, von Villa nova bis an die Gränzen von Peru. Er heißt daselbst Barigudo; Leib gegen 2 Schuh lang, Schwanz etwas mehr, Gesichtswinkel 40°. Sie verrathen sich durch ihr Geschrey in den Wäldern, werden sehr

zahm, setzen sich an den Tisch und warten geduldig bis man ihnen gekochtes Fleisch oder Pomeranzen gibt, springen auf die Schultern, schnurren etwas und schmeicheln, indem sie den Kopf hin und her neigen. Sie haben Junge im November. Simiae. 1823. pag. 39. tab. 28 et 29. Gastrimargus olivaceus et infumatus.

b. Unter denen mit verkümmertem Daumen (Ateles) gibt es welche, bey denen er gänzlich unter der Haut verborgen liegt (Ateles).

Darunter ist der bekannteste:

4) Der guyanische (S. paniscus), Coaita, Quato, gehört zu den größern, ist 2 Schuh lang und der Schwanz eben so viel, der Pelz rauh, lang und ganz schwarz, auf dem Kopf ein Haarwirbel; das Gesicht fleischfarben. Buffon XV. 1767. 1. T. 1. (Schreber I. 115. T. 26.) Vosmaer, Description d'un Singe voltigeur, Quatto. 1768. Fig. Audebert V. T. 1. Fr. Cuvier, Mammif. 1819.

Mit Sicherheit kennt man nur Guyana als das Vaterland dieser Gattung; in Brasilien und Paraguay wenigstens haben die Reisenden keine angetroffen. Es werden jetzt hin und wieder welche herumgeführt, und es ist wirklich merkwürdig zu sehen, mit welcher Vorsicht sie sich beständig mit dem Schwanze halten, als wenn sie fürchteten, ohne dieses Mittel zu fallen. Die Schwanzspitze bildet gleichsam das Centrum aller ihrer Bewegungen, sie mögen an ihrem Astwerk auf- oder absteigen. Dabey nehmen sie die sonderbarsten und verzerrtesten Stellungen an, bleiben wegen ihrer Langsamkeit eine Zeit lang darinn und sehen die Zuschauer unverrückt an, gewöhnlich verkehrt hängend, die Hände oft höher, die Füße tiefer angesetzt, daß man beym ersten Blick nicht weiß, was Hand oder Fuß ist. Auf dem Boden dagegen benehmen sie sich sehr ungeschickt, indem sie die Vorderhände auf den innern Rand, die hintern auf den äußern stützen, und deßhalb fast nicht gehen können. Ohne ihren Schwanz wären sie sehr unbehilfliche und unglückliche Geschöpfe.

Nach Bancroft werden sie in Guyana häufig zahm gehalten; sie zeigen in allen Handlungen besondere Fähigkeit und

Geschicklichkeit, aber dabey auch Bosheit und Verschlagenheit. Schlägt man einen, so läuft er den Augenblick fort, klettert auf einen Limonien- oder Pomeranzenbaum, wirft dem Verfolger die Früchte an den Kopf, und läßt sogar seinen Unrath fallen. Dabey macht er tausenderley Gesichter und Gebärden, woran sich die Zuschauer ergötzen. Wenn man ihnen die Hände auf den Rücken bindet, so können sie einen ganzen Tag mit ziemlicher Leichtigkeit aufrecht gehen. Guyana. 1769. 78.

Buffon hat ein Männchen und ein Weibchen gesehen, welche beide sehr zutraulich, folgsam und schmeichelhaft waren, aber unser Clima nicht lange ertragen konnten. Sie haben in ihrem Schwanz sehr viel Geschicklichkeit, und bedienen sich desselben wirklich wie einer fünften Hand; ja sie machen damit mehr als mit Händen und Füßen. Einer zog ein Eichhörnchen damit zu sich, welches man ihm in seinen Verschlag gegeben hatte; sie sollen sogar damit Fische fangen, was gar nicht unglaublich ist. XV. 1. T. 1—3.

Im Hornung begegneten wir in Surinam einem großen Trupp Guatto, welche die merkwürdigsten Affen sind, wegen ihrer Verwandtschaft mit dem Menschen. Als ich eines Abends spazieren gieng, näherten sich mir diese Affen sehr, um mich anzusehen, und warfen kleine Stöcke und ihren Unrath mir entgegen. Ich blieb stehen um sie zu beobachten. Er ist sehr groß und der Schwanz ungeheuer lang; Arme und Füße mit langen, schwarzen Haaren bedeckt, was sehr widerlich aussieht. Das Gesicht nackt und roth, die Augen vertieft, wie bey einer alten Indianerinn; die Ohren kurz, an den Vorderhänden 4 Finger ohne Daumen, hinten 5 mit schwarzen Nägeln; das Schwanzende spiralförmig, nackt und schwielig, weil er sich mit demselben häufig an Zweige aufhängt. Die Hurtigkeit, womit er von einem Baum auf den andern kommt, ist zu bewundern; aber ich habe ihn nie auf dem Boden springen sehen. Es scheint, daß seine Lust, kleine Stöcke und seinen Unrath zu werfen, nichts als eine Nachahmung der menschlichen Bewegungen ist: denn er thut es ohne Zweck, und hat weder die Geschicklichkeit noch die Kraft, den Gegenstand zu erreichen, nach dem er zielt; trifft er ihn, so ist

es nur Zufall. Das merkwürdigste aber ist, daß er, durch eine Flinte oder einen Pfeil verwundet, sogleich die Hand auf die Wunde legt, das fließende Blut betrachtet, mit Hilfe seiner Cameraden oben auf den Baum klettert und ein jämmerliches Geschrey ausstößt. Daselbst hängt er sich mit dem Schwanz an einen Zweig, beweint sein Schicksal, bis er geschwächt vom Blutverlust zu den Füßen seines Feindes herunterstürzt.

Es ist nicht auffallend, daß dieser Affe mit Hilfe der andern auf den Gipfel steigt: daß diese aber botanische Kenntnisse haben und Kräuter aufsuchen, kauen und auf die Wunde legen sollten, wie einige Reisende behaupten, kann ich nicht glauben. Was die Hilfe betrifft, welche sie sich beym Uebergang über einen Fluß leisten sollen, daß nehmlich einer den andern am Schwanz halte, bis der letzte der Reihe sich von einem Baum heruntergestürzt hat; so erlaube ich mir ebenfalls daran zu zweifeln, obschon ich von Ulloa eine große Meynung habe: allein er bildet diesen Vorgang wohl bloß nach Acostas Erzählung ab. **Stedman**, voyage II. 148.

5) Am Amazonenstrom gibt es einen ganz schwarzen, der aber um das Gesicht einen Kranz von weißen Haaren hat; die Brust weißlich (S. marginata). **Geoffroy**, Ann. Mus. XIII. 1809. 92. tab. 10.

Er ist ziemlich gemein in der Provinz Jaen de Bracomoros, am Flusse Santjago und Amazonenstrom, zwischen den Fällen Yariguisa und Patoruni, wo er Chuva heißt, und von den Wilden nach Tome penda, unter 5¹/₂° Südbreite, zum Verkauf gebracht wird. Der Leib ist nur 8 Zoll lang, der Schwanz länger. Er gleicht in seinem schlechten Aussehen und Betragen dem Marimonda, ist aber noch viel boshafter, schneidet Gesichter und pfeift dabey, richtet im Sitzen den Schwanz in die Höhe und roll seine Spitze. Oft bringt er die Hand nach hinten, um sich auf den Schultern oder an der nackten Stelle der Schwanzes zu kratzen. Seine Physiognomie gleicht auffallend der eines Negers. Er soll sich auch in Brasilien finden. **Humboldt**, Observ. I. 1811. 340.

6) Der Klammer-Affe vom Orinoco (S. marimonda, beelzebuth Brisson)

ist 2 Schuh 9 Zoll hoch, Pelz sehr lang, schwärzlichbraun, unten gelblichweiß, Gesicht schwarz, Schnauze röthlichweiß.

Alexander v. Humboldt hat diesen Affen häufig in den Hütten der Indier, welche ihn braten, gesehen; den ächten Coaita aber nirgends auf allen seinen Reisen; er hatte auch zwey Junge bey sich während seiner Schifffahrt auf dem Cassiquiare und dem obern Orinoco. Sie gehören zu den gemeinsten im spanischen Guyana. Das Haar auf der Stirn steht nach hinten, das auf dem Hinterhaupt nach vorn, wodurch ein Schopf entsteht, der das Thier sehr häßlich macht. Er ist sehr sanft, melancholisch, furchtsam und in seinen Bewegungen sehr langsam, beißt bisweilen aus Angst und schreyt dabey U-o. Er ist sehr geschickt mit seinem Schwanz, steckt ihn ins engste Loch, um sich zu halten, bringt aber nie etwas damit zum Munde. Sind mehrere beysammen, so verschlingen sie sich zu 2 und 2, und bilden die seltsamsten Gruppen. Ihre Stellungen zeigen die größte Gleichgültigkeit und Trägheit an. Alle ihre Gelenke sind so frey und locker, als wenn sie ausgerenkt wären. Oft sitzen sie stundenlang in der Sonnenhitze den Kopf nach hinten gereckt, die Augen zum Himmel und die Arme auf den Rücken geschlagen, ohne sich zu rühren. Obs. I. 1811. 325. Brisson, Règne animal. 211. Geoffroy, Ann. Mus. VII. 271. tab. 16. S. beelzebuth.

7) Der braune (S. arachnoides)

ist 2 Schuh lang und der Schwanz etwas mehr, Pelz lang und braunroth, Augenbrauen schwarz.

Dieser Affe, welcher aus Brasilien kommen soll, wo ihn aber noch kein Reisender gesehen hat, hieß schon bey den ältern Schriftstellern Spinnen-Affe, wegen des sehr dünnen Leibes und der unverhältnißmäßig langen und schmächtigen Beine. Edwards Gleanings. 1758. 222. Geoffr., Ann. Mus. XIII. 92. tab. 9.

Bey den folgenden steht der Daumen als ein kleiner Stummel vor (Brachyteles).

8) Der peruvianische (S. pentadactyla)

ist 17 Zoll lang, Schwanz viel länger, Pelz ganz schwarz, der Vorderdaumen ohne Nagel.

Er ist schon den frühern Reisenden in Peru und überhaupt auf der Westseite der Anden bis Panama bekannt geworden, und wahrscheinlich derjenige, von welchem schon der alte Acosta erzählt, daß er auf seiner Reise nach Panama einen solchen Affen von einem Baum auf einen andern jenseits des Flusses springen sah, worüber er sich sehr wunderte. Sie springen, wohin es ihnen nur immer beliebt, indem sie den Schwanz um einen Ast wickeln und sich hin und her schaukeln. Wollen sie an einen entfernten Platz, den sie nicht mit einem Sprung erreichen können, so wenden sie ein artiges Kunststück an. Sie fassen nehmlich einander an den Schwänzen, bilden eine Kette, die aus mehrern besteht und schwingen sich hin und her. Der erste erreicht endlich einen Zweig und zieht die andern nach.

Das habe ich jedoch nicht gesehen: dagegen sah ich im Hause des Gouverneurs einen sehr gescheidten Affen, welcher Dinge that, die unglaublich scheinen. Man schickte ihn in die Schenke, um Wein zu holen, und gab ihm in eine Hand die Kanne, in die andere das Geld; der Wirth war nicht im Stande das letztere von ihm zu bekommen, wenn er ihm jenen nicht gab. Begegneten ihm Kinder in der Gasse, die ihn mit Steinen warfen, so setzte er die Kanne auf den Boden, und warf die Steine zurück, bis sie ihm dem Weg frey ließen; und dann gieng er mit seiner Kanne nach Hause. Noch mehr muß man sich aber wundern, daß er, obschon ein großer Freund des Weins, denjenigen nie versuchte, welchen er trug, wofern man ihm nicht die Erlaubniß dazu gab. Hist. Ind. occ. 1604.

Dampier sah in der Meerenge von Panama ganze Heerden von schwarzen Affen. Einmal tanzte ein ganzer Trupp über seinem Kopfe von einem Baume zum andern; sie klapperten mit ihren Zähnen, machten ein entsetzliches Geschrey, wunderbare Gebärden und schnitten gräßliche Gesichter. Einige brachen dürre Aeste ab und warfen sie nach ihm; andere spritzten ihren Harn, und schleuderten ihren Unrath auf ihn herunter; endlich kam der

größte unter ihnen an die äußerste Spitze eines Zweiges, grad über seinem Kopf, und sprang auf ihn zu. Da er aber auswich, so schleuderte sich der Affe, an seinem Schwanze hängend, hin und her und schnitt ihm fürchterliche Gesichter. Wollen sie von einem Gipfel zum andern, deren Zweige aber zu weit abstehen, so hängen sie sich einander an die Schwänze und schwingen sich hin und her, bis der vorderste einen Zweig des entfernten Baums erreicht, worauf er die anderen nach sich zieht. (A. de Ulloa, Voyage 1748. I. Fol. 144. fig.

Die Weibchen sind, wenn sie Junge haben, sehr verdrießlich, daß sie die Sprünge der Männchen nicht mitmachen können. Sie haben gewöhnlich 2, wovon sie das eine unter dem Arm, das andere auf dem Rücken tragen. Wenn sie gefangen werden, so sind sie sehr bös und tückisch. Angeschossen hängen sie sich mit dem Schwanz an einen Zweig, bis sie sterben, so daß man sie nicht leicht bekommen kann. Wurde nur ein Arm oder ein Bein zerschmettert, so war es wirklich rührend anzusehen, wie das arme Thier das verletzte Glied von allen Seiten betrachtete, es um und um drehte und an allen Stellen befühlte. Sie haben außerordentlich viel Würmer in ihren Därmen, die 7—8 Zoll lang sind. Voyage III. 330.

Buffon bekam einen von den Küsten von Peru unter dem Namen Chamek. Er war 13 Monat alt, wog 6 Pfund, war ganz schwarz mit einem nackten und bräunlichen Gesicht; das Haar 2—3 Zoll lang und etwas rauh, Leib 13, Schwanz 22; die 9 letzten Zoll unten nackt, platt und mit einer Furche in der Mitte. Die Vorderhand 5 Zoll lang, 15 Linien breit, mit 4 großen Fingern und einem Daumen ohne Nagel, der nur 2 Linien lang war, während der Zeigfinger 26 hatte; der Hinterdaumen 1½ Zoll. XV. 21. Geoffr., Ann. Mus. VII. 267.

9) Der brasilische (S. hypoxantha)

ist 20 Zoll lang, Schwanz 25, Arme 22, Füße 20; Pelz dicht und etwas wollig, fahlgrau, Schwanzwurzel röthlich.

Dieses ist der größte brasilische Affe, welcher Aehnlichkeit mit dem Spinnen-Affen (S. arachnoides) hat, sich aber durch die Spur von Daumen unterscheidet. Er hat ebenfalls einen sehr dicken

Bauch, wogegen die schmächtigen Beine und der lange Schwanz sehr abstechen. Der Kopf ist klein, hinten abgerundet, die Stirn ein wenig erhaben, die kurze Schnauze etwas hervorragend, wodurch das Gesicht unter den Augen concav und durch Querrunzeln sehr häßlich wird; es sieht aus wie das eines alten, grämlichen Mannes. Von dem Vorderdaumen ist nur das letzte Glied frey und ohne Nagel. Der Schwanz sehr dick und stark, $^1/_3$ der Länge wird gegen das Ende bis unten nackt und mit feuchter, schwarzbrauner Haut bedeckt. Das Gesicht ist etwas herzförmig nackt, bey den jüngern schwarzbraun, bey den ältern ins fleischrothe.

Er durchstreift in Banden von 6—12 Stück die Urwälder der feuchten Niederungen in Brasilien, wo er Miriki heißt, und kommt nicht in den höher gelegenen trockenen Gegenden vor. Er breitet sich aus vom 14—25° Südbreite, findet sich aber nur stellenweise. Es sind harmlose Thiere, die in Gesellschaft ihrer Nahrung nachziehen, immer über die hohen Baumkronen hinwegeilen und Früchte und Insecten aufsuchen. Zwar geht es wegen der Schwere ihres Körpers nicht schnell, jedoch rascher als bey den Brüll-Affen: denn mit seinen langen Armen greift er sehr weit vorwärts, heftet aber stets zuerst den langen und starken Schwanz vest, und eilt auf diese Art durch die Gipfel der höchsten Bäume, so schnell, daß der Jäger keine Zeit verlieren darf, wenn er einen Schuß aubringen will. Sie kommen nie auf die Erde, es müßte denn um des Saufens willen geschehen, das sie aber selten bedürfen. Wenn sie sich mit den Früchten gesättigt haben, so sonnen sie sich sitzend oder ausgestreckt auf den hohen Aesten. Der Schwanz ist immer bevestigt, und auch tödtlich verwundet bleiben sie noch lange hängen, bis der schwere Leib unter heftigem Geräusch herunterstürzt. Außer verschiedenen Früchten, worunter auch die der Palmen sind, soll er besonders den Palmkohl lieben. Sie fressen sehr viel, und daher findet man gewöhnlich den Magen dicht ausgestopft und den Bauch hoch aufgetrieben. Im August und September tragen sie die Jungen mit sich auf dem Rücken oder unter dem Arme. Sie werden sehr zahm, sterben aber bald.

Um ihn aufzusuchen durchspähet der Jäger die Baumgipfel und geht seiner Stimme nach, welche zwar ziemlich laut ist, aber der der Brüll-Affen, des Gigos und Sauassus bey weitem nicht beykommt. Sobald sie den Feind bemerken, geht es schnell über die Zweige fort, indem sie Schwanz und Arme vorwerfen, und den schweren Leib nachschleifen. Sie springen selten. Angeschossen lassen sie den Urin und schreyen wie ein Schwein. Die Botocuden erlegen sie mit ihren Pfeilen, und fangen sie wie die andern Haarthiere: es sieht dann aus, als wenn sie ein Kind über dem Feuer rösteten. Die Wilden gebrauchen das Fell als Zierrath, und binden die Haut des Schwanzes um die Stirn, wo die gelbliche Farbe von der Schwärze ihrer Haare gehoben wird. Die Portugiesen machen davon Regenkappen für die Schlösser ihrer Gewehre. Wied II. 1826. 33. Abbild. Heft I. Spix, tab. 27. Brachyteles macrotarsus.

b. Die Roll-Affen

haben einen ganz behaarten Wickelschwanz, einen rundlichen Kopf und lange Daumen. Sajous.

10) Der Capuciner-Affe (S. capucina s. apella), Sai, Sajou,

ist 1 1/2 Schuh lang, Schwanz 15 Zoll, graulichbraun, Schulter und Brust grau, Scheitel und Hände schwärzlich. Clusius, Exot. 372. Linne, Mus. Adolph. tab. 2. (Schreber I. 120. T. 29.) Buffon XV. 37. T. 4—9. Audebert V. 1. T. 4. Spix T. 6.

Findet sich fast in ganz Südamerica, mit Ausnahme von Brasilien, und kommt schon bey den ältesten Reisenden vor, theils unter dem Namen Winsel-Affe (Singe pleureur), theils Bisam- und Capuciner-Affe. Er wechselt sehr in der Farbe, und kommt manchmal ganz grau vor, bald mit einer schwarzen, bald mit einer weißen Einfassung des Gesichts. Sie sind sehr sanft, gehorsam und furchtsam, schreyen wie eine Ratte, was in einen kläglichen Ton übergeht, wenn man ihnen drohet. Sie sitzen fast immer auf Bäumen und bleiben so lange oben, als sich Früchte finden, fressen aber auch Käfer und Schnecken. Wenn es regnet, so setzen sie sich in einen Klumpen zusammen,

um sich zu schützen. Sie halten bey uns am besten aus, wenn man sie warm hält, und bringen selbst Junge hervor. Sie sind munter, hurtig und geschickt in ihren Bewegungen, haben für manche Personen eine besondere Zuneigung, für andere dagegen einen unveränderlichen Widerwillen.

J. Hermann sah einen, der nichts weniger leiden konnte, als wenn man die Schnur verkürzte, woran er gebunden war; er ergriff sie zornig mit Zähnen und Händen, und zog sie zurück. Er soff gern Milch, steckte das Maul in die Schüssel und putzte es bald an der Erde, bald an einem Leintuch ab. Mohnsamen leckte er sehr gern mit der Zunge aus der Hand. Sehr lustig benahm er sich, wenn man ihm ein hart gesottenes Ey gab. Er warf es aus einer Hand in die andere, und wenn es ihn brannte, so hielt er eine an die Hinterfüße, ohne das Ey fallen zu lassen. War es etwas abgekühlt, so ergriff er es mit beiden Händen und schlug es auf den Boden, fraß sodann etwas Eyweiß, dann den Dotter und ließ das andere liegen. Mirabellen nahm er ganz in das Maul, zerdrückte dieselben und spie Stein und Schale aus; eben so machte er es mit Trauben und gekochten Bohnen, und, damit er nichts vom Saft verlöre, hielt er das Maul in die Höhe. Er fraß gern frisches Brod, warf aber die Rinde weg. Insecten mochte er nicht. Ein seidenes Kleid hat er sehr bewundert, und besonders die gelben Streifen daran mit dem Zeigfinger sanft betastet; ein Schnupftuch hat er sehr vorsichtig aus einander geschlagen. Er ließ sich gern schmeicheln und kratzen, weinte keineswegs jämmerlich, oder brüllte und bellte; sondern ließ einen sanften Ton „glieglie“ hören. Wenn er seinen alten Herrn, der ihn oft geschlagen hatte, sah, so gerieth er in Furcht und schrie lauter. Aus der Kälte und dem Regen hat er sich nicht viel gemacht. Er nagte immer am Schwanz, und daher mußte man ihm denselben abschneiden. Er kam aus Surinam. Observ. Zool. p. 7.

In Paraguay ist der Cay bey weitem nicht so häufig wie der Caraya (S. beelzebul); er lebt daselbst paarweise in den großen Wäldern, läuft sehr flüchtig auf den Bäumen herum und springt von einem zum andern. Er wirft im November ein

Junges und trägt es mit sich auf den Schultern. Man zieht ihn daselbst ebenfalls sehr häufig in den Häusern auf, weil er sehr lebhaft, beweglich und possierlich ist; man muß ihn aber anbinden, weil er alles zerreißt und umwirft. Uebrigens wird er sehr widerlich durch sein häufiges Geschrey, welches bald einem grellen Gelächter gleicht, bald traurig und jämmerlich „hu hu" lautet, wobey er eine Menge Runzeln zwischen dem Maul und dem Auge zieht. Wird er geplagt, so heult er unausstehlich. Er thut nichts wider seinen Willen, und bedroht Unbekannte, wenn er glaubt, daß sie ihn fürchten, obschon er selbst ein Furchthase ist. Er geht nicht aufrecht, außer wenn man ihm die Hände bindet; er frißt alles was man ihm gibt, im Freyen aber alle Früchte, und selbst das Welschkorn in den Feldern. Bisweilen bindet man ihn an einen Hund, der ihn überall herum trägt, und mit dem er auch schläft. Er weiß sehr geschickt den Hund zu bestimmen, ihn an den Ort zu tragen, wohin er Lust hat; wenn der Hund sich mit andern rauft, so hilft er ihm aus allen Kräften. Azara gieng einmal durch den Wald, und erblickte einen Cay auf einem Ast über seinem Kopfe, der so ernstlich drohete auf ihn zu springen, daß er auch ihm wieder drohen mußte: dessen ungeachtet ließ er sich nicht vertreiben. Wahrscheinlich war er eifersüchtig wegen eines Weibchens in der Nähe, welches aber nicht sichtbar war: denn in der Regel nehmen sie die Flucht. Ein ausgewachsenes Männchen war 17 Zoll lang, Schwanz 19; Pelz dunkelbraun, hinten ins Zimmetrothe. Der Kopf ist schwarz, Stirn, Schläfen, Gesicht, Ohren, Kehle und Hände bis zum Ellenbogen weißlich. Das Haar ist 2 Zoll lang und ziemlich anliegend; das auf der Stirn aufrecht und auf die Seiten gerichtet, fast wie Hörner, was also an den Horn-Affen erinnert.

Das Weibchen ist dunkler, der Unterleib mehr zimmetroth, das Gesicht mehr weiß. Es gibt auch Albinos mit rothen Augen. Quadrup. II. 1801. 230.

Moreau-St.-Mery kaufte auf St. Domingo einen gezähmten Cay oder braunen Sajou, der immer zahmer wurde und ihn sehr lieb gewann. Er band ihn oft los, weil er nirgends

Schaden anrichtete; auch machte er sich oft von selbst frey, und dann suchte er seinen Herrn im ganzen Hause. Fand er ihn nicht, so kletterte er sogleich auf das Dach und verspottete die Dienstboten, die ihn fangen wollten, was jedoch meist gelang, wenn man ihm etwas zu naschen anbot. Sobald aber der Herr kam, lief er herbey; und wenn er bisweilen zauderte, so geschah es bloß aus Scherz, was aufhörte, sobald er ihn ernstlich rief. Schlief er auf dem Canapee, so setzte er sich sogleich auf die Rücklehne; trat jemand ein, auf seine Brust, um ihn zu vertheidigen, wobey er wüthend schrie. In der Regel war er an einem Fensterhaspen angebunden gegen den Hof, wohin sein Herr oft kam. Gab er sich nicht mit dem Affen ab, so that dieser alles Mögliche, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, ja er warf sogar kleine Steinchen nach ihm. Nach einer achttägigen Abwesenheit schrie er laut und weinerlich, sprang ihm auf die Schulter, schlang ihm den Schwanz um den Hals, legte ihm auf jede Wange eine Hand, sah ihn aufmerksam an, seufzte und vergoß Thränen, und war fast gar nicht mehr wegzubringen. Den ganzen Tag war er wie toll vor Freude. Er bewachte das Haus fast wie ein Hund, und schrie jede fremde Person an, ohne jedoch zu beißen. Als einmal eine Taube neben ihm vorbei flog, schlug er sie nieder, um sie zu tödten, woran er jedoch verhindert wurde. Als sein Herr diese Jagd erfuhr, ließ er die Taube bringen, hielt ihm dieselbe vor, nebst einer Ruthe, womit ihm bisweilen gedroht worden war; und das war hinlänglich, daß er keine Tauben mehr berührte, so nahe sie ihm auch kommen mochten. Er fraß Alles, besonders Früchte und große Insecten, worunter die Spinnen sein Leibessen waren; er trank auch Wein und Liqueure. Schnupftaback beroch er nicht, nahm ihn aber in die Hände, und rieb ihn auf dem ganzen Körper ein; dann wusch er sich mit seinem Harn: wahrscheinlich, um das Ungeziefer zu vertreiben. Die Neger lassen sich von ihm die Läuse suchen, was er mit großer Geschicklichkeit thut, und dieselben mit seinen Zähnen zerknällt. Beym Anblick der Weiber wurde er unartig. Einmal fraß er gierig heißen Reiß, wovon er heftige Zuckungen bekam und starb. Ein anderer, den er

später bekommen hatte, betrug sich zwar im Ganzen auf dieselbe Art; hatte jedoch weniger Verstand, war weniger gehorsam, und mußte manchmal die Ruthe bekommen. Azara II. 257.

Schon Alex. v. Humboldt hat bemerkt, daß mehrere von den neuern Schriftstellern gemachte Gattungen vereinigt werden müssen (Obs. Zool. I. 1811. 323.); Rengger hat am meisten Gelegenheit gehabt, den Cay in Paraguay zu beobachten, sowohl zahm, als wild. Er hat einen solchen Wechsel in der Größe, der Färbung, und selbst in der Länge der Haare gefunden, daß er die meisten neuern Gattungen wieder vereinigt. Die Verschiedenheiten rühren vom Alter und von den Jahrszeiten her; selbst die Gestalt des Kopfes und der einzelnen Knochen, die Länge des Schwanzes sind Abänderungen unterworfen. Bey fünf Jahr alten, besonders bey Männchen, zeigen sich erst die zwey Büschel von aufgerichteten Kopfhaaren, und dieses sind die sogenannten Horn-Affen.

Er kommt südlicher als Paraguay nicht vor, und auch nicht am rechten Ufer des Rio Paraguay, dessen Breite ihn verhindert hat, sich nach Groß-Chaco auszubreiten. Er ist häufiger als der Caraya, und lebt in den ausgedehnten Wäldern, deren Boden nicht mit Gestrüpp bewachsen ist; bleibt fast immer auf den Bäumen, und kommt nur herunter, um zu saufen oder Welschkorn zu stehlen; hat kein bestimmtes Lager, schläft des Nachts auf den verschlungenen Aesten eines Baumes, und streift des Tags von Baum zu Baum, um Früchte, Knospen, Insecten, Honig, Eyer und Nesthocker zu suchen. Gewöhnlich trifft man kleine Familien von 5—10 Stück an, von denen immer mehr als die Hälfte Weibchen sind; nur alte Männchen gehen allein. An dem Saume eines großen Waldes konnte er dem Haushalt einer zahlreichen Familie zusehen. Der flötende Ton kündigte ihre Annäherung an. Ein altes Männchen, mit hohem Haarkranz auf dem Kopfe, war voran und blickte durch die höchsten Baumgipfel vorsichtig umher. Ihm folgten zwölf andere Affen, beiderley Geschlechts, von denen drey Weibchen ein Junges auf dem Rücken oder unter dem Arme mit sich trugen. Plötzlich erblickte einer einen Pomeranzenbaum, gab einige Töne von sich

und sprang darauf. In einem Augenblick war die ganze Gesellschaft mit Abreißen und Fressen der süßen Pomeranzen beschäftigt. Einige blieben darauf, andere trugen zwey Pomeranzen auf einen andern Baum mit starken Aesten, wo sie dieselben besser verzehren konnten. Sie umschlangen den Ast mit dem Schwanz, nahmen eine Pomeranze zwischen die Hinterbeine, die andere in die Hände, und suchten die Schale am Stiel mit einem Finger abzulösen. Gelang es nicht sogleich, so schlugen sie ärgerlich und knurrend die Pomeranze wiederholt an den Ast, bis sie einen Riß bekam: keiner biß dieselbe mit den Zähnen auf, wahrscheinlich wegen des bittern Geschmacks. Ein Theil der Schale wurde nun schnell abgezogen. Sie leckten gierig den herausträufelnden Saft, nicht bloß an der Frucht, sondern auch an den Händen und Armen ab, rissen das Fleisch mit den Händen oder Zähnen aus, und verzehrten dasselbe. Da der Baum nicht genug Früchte hatte, so suchten einige den andern die ihrigen zu rauben, jedoch mehr durch List als Gewalt, wobey beide Partheyen die seltsamsten Gesichter schnitten, die Zähne fletschten, sich am Ende in die Kopfhaare fuhren und zausten. Andere durchsuchten die abgestorbenen Aeste, hoben die Rinde auf und fraßen die Insectenlarven. Fand sich nichts mehr, so setzten sich die ältern auf eine Astgabel oder legten sich mit dem Bauch quer über einen Ast, indem sie den Schwanz herumschlangen und die Beine herunterhängen ließen; die jüngern spielten mit einander und waren dabey sehr behend. Zuweilen hängten sie sich an den Schwanz auf, um sich zu schaukeln oder einen tiefern Ast zu erreichen. Die Kraft, welche sie in diesem Organe besitzen, zeigte sich unter andern in der Leichtigkeit, mit welcher sie am Schwanze hängend sich aufwärts bogen, denselben mit den Händen faßten, und daran wie an einem Strick wieder in die Höhe kletterten.

Einen eigenen Anblick gewährten die drey Mütter mit ihren Säuglingen. Eine derselben, deren Junges mehrere Wochen alt seyn mochte, hatte schon, während sie ihre Pomeranzen verzehrte, mit ihm zu schaffen. Es gelüstete das junge Thier gleichfalls nach den Früchten, so daß es vom Rücken bald auf eine Schulter, bald unter einem Arm durch nach der Brust der

Mutter kroch, und dieser einen Bissen wegzuschnappen suchte. Anfangs schob sie dasselbe nur sanft mit der Hand zurück: dann zeigte sie ihm durch Grinsen ihre Ungeduld. Da es hierdurch nicht folgsamer wurde, so faßte sie es bey den Kopfhaaren und stieß es mit Gewalt auf den Rücken. So wie sie aber ihre Mahlzeit geendet hatte, zog sie es sachte hervor und legte es an ihre Brust. Ein gleiches thaten die zwey andern Weibchen, welche Säuglinge mit sich führten. Die Sorgfalt, mit der sie dieselben behandelten; die Mutterliebe, welche sie durch Anlegen des Jungen an die Brust, durch fortwährendes Beobachten desselben, während es sog, durch das Nachsuchen der Insecten, von denen es gepeinigt war; durch die drohenden Gebärden gegen die übrigen sich nahenden Affen an den Tag legten, waren bewundernswürdig. So wie die Jungen gesogen hatten, kehrten die zwey größern auf den Rücken der Mütter zurück; das kleinste blieb hingegen unter dem linken Arm. Ihre Bewegungen waren übrigens weder leicht noch gefällig, sondern plump und unbeholfen. Auch überließen sie sich bald dem Schlafe.

Ein andermal stieß er auf eine Familie, welche ein Welschkornfeld plünderte. Obschon es einer der furchtsamsten und zugleich gescheidtesten Affen ist: so bemerkt man doch nichts von den Vorsichtsmaaßregeln, die sie nehmen sollten, von Ausstellung der Wachen u. dgl. Jeder handelt für sich allein. Sich überall umsehend stiegen sie vom Baum herunter und über den Zaun des Feldes, brachen schnell zween oder drey Kolben ab, und kehrten, dieselben mit einer Hand an die Brust drückend, so geschwind als möglich in den Wald zurück, wo sie ihre Beute zu verzehren anfiengen. Die jüngern, als die weniger erfahrenen und vorsichtigen, hatten sich zuerst in die Pflanzung gewagt. Nachdem er einige Zeit diesem Treiben zugesehen hatte, trat er hinter dem Gebüsch hervor, und der ganze Trupp ergriff mit krächzendem Geschrey, durch die Gipfel der Bäume, die Flucht, jedoch nicht, ohne daß jeder wenigstens einen Kolben mit sich getragen hätte. Er schoß nun darunter, worauf ein Weibchen, mit einem Jungen auf dem Rücken, von einem Ast zum andern stürzte. Schon glaubte er dasselbe in seiner Gewalt zu haben,

als es noch im Todeskampfe seinen Schwanz um einen Ast schlang und daran hängen blieb. Da er den Säugling nicht verletzen wollte, so mußte er eine volle Viertelstunde warten, bis es anfieng zu erstarren, und der Schwanz sich aufrollte. Das Junge hatte die sterbende Mutter nicht verlassen. Auch nachdem sie erstarrt war, und er es wegnahm, suchte es dieselbe mit klagenden Tönen herbeyzurufen und kroch nach ihr hin, sobald er es frey ließ. Erst nach einigen Stunden und bey völlig eingetretener Todteskälte schien es dem Säugling vor seiner leblosen Mutter zu grauen, als er ihn ihr von neuem auf den Rücken setzte, so daß er willig an seiner warmen Brust blieb.

Da man immer mehr Weibchen als Männchen antrifft, und in kleinen Gesellschaften oft nur ein einziges, so scheinen sie nicht paarweise zu leben. Das Weibchen bekommt im November ein Junges, trägt dasselbe 14 Tage lang unter dem Arm, dann auf dem Rücken, und verläßt es nur in der äußersten Noth. Eines, dem der Schenkel zerschmettert wurde, nahm den Säugling auf der Flucht von der Brust, und setzte ihn auf einen Ast. Sie werden viel zahm gehalten, müssen aber dazu jung aufgezogen werden, weil die Alten kein Fressen annehmen. Mit Ausnahme des Tastsinns sind alle Sinne schlecht beschaffen. Der Geschmack ändert nach dem Alter. Jung liebt er Süßigkeiten, später Eyer, älter Fleischspeisen, besonders junge Vögel. Seine Laute sind nach den Leidenschaften verschieden: im ruhigen oder langweiligen Zustande ein flötenartiges Pfeifen; bey Sehnsucht eine Art Stöhnen wie bey jungen Hunden; bey Erstaunen oder Verlegenheit ist der Laut halb pfeiffend und halb schnarrend; bey Zorn oder Ungeduld grunzend „hu hu“; bey Furcht oder Schmerz ein helles Gekreisch, wobey er das Maul stark verzerrt, und das Gesicht runzelt; bey der Freude des Wiedersehens einer angenehmen Person ist es ein eigener kichernder Ton; amgenehme Empfindungen drückt er durch eine Art Lachen aus, indem er den Mundwinkel zurückzieht, jedoch ohne Laut. Wird ein Wunsch nicht befriedigt, oder geräth er in große Furcht, so fängt er an zu weinen, wobey jedoch die Thränen bloß die Augen füllen, aber nicht abrinnen.

Die Speisen beriecht er, eh er sie kostet; Welschkornmehl oder gestoßenen Zucker leckt er mit der Zunge auf; die ungenießbaren Theile sondert er zuerst mit den Händen oder Zähnen ab; er schält Pomeranzen und Maniokwurzeln, das junge Zuckerrohr, reißt den Insecten Flügel und Beine aus, frißt bey einem Vogel zuerst das Hirn, rupft ihn sodann, zerreißt ihn in Stücke und nagt Knochen für Knochen ab.

Reif werden sie erst nach dem zweyten Jahr, paaren sich aber selten in der Gefangenschaft. 9 Jahr alt, sind sie noch in voller Lebenskraft und man glaubt, daß sie über 15 Jahr alt werden.

Seine geistige Eigenschaften haben ein großes Feld. Wird er freundlich behandelt, so wird er zutraulich, anhänglich und ein völliges Hausthier mit allen guten Eigenschaften. Wird er aber schlecht behandelt und viel geneckt, so ahmt er es nach, läßt kein Thier ungeschoren, lernt sich verstellen und rächt sich unversehens mit Beißen, oder stiehlt, wenn man weggegangen ist, während er vorher thut, als wären ihm die Dinge ganz gleichgültig. Hat er sie verzehrt, so stellt er sich ganz unschuldig und furchtlos, als wenn nichts geschehen wäre; wird er aber dabey ertappt, so bittet er schreyend um Gnade. Neben der Naschhaftigkeit ist Habsucht ihr Hauptlaster. Sie geben nichts mehr her, was sie einmal besitzen, unlieben Personen nicht einmal Dinge, die ihnen nichts nützen, oder sogar schaden. Einer vertheidigte gegen einen gehaßten Neger glühende Kohlen, obschon er sich immer daran verbrannte. Um sie zu fangen, schneidet man ein Zoll großes Loch in eine Kürbse, und füllt sie mit Welschkorn aus. Ein Affe zwängt eine Hand hinein und füllt dieselbe: da er sie aber nicht herausbringen kann, so sucht er das Loch mit den Zähnen zu erweitern. In diesem Augenblicke springt der Jäger hervor, und der Affe läßt sich eher fangen, als daß er das Welschkorn fahren ließe. Dennoch legen sie keinen Vorrath an. Sie sind ferner sehr neugierig, zerstörungssüchtig und eigensinnig. Man kann sie zwar durch Drohungen wohl von einer Handlung abhalten, aber nie zu einer zwingen.

Uebrigens ist er ganz ungelehrig und ahmt nur nach, was

mit seinen Listen übereinstimmt. Er lernt Schachteln und Flaschen aufmachen, Taschen aussuchen, Palmnüsse mit einem Stein aufschlagen u. dgl. Indessen wird er durch eigene Erfahrungen klug und geschickt. Zum erstenmal zerbricht er ein Ey, so daß alles ausläuft: dann öffnet er es sorgfältiger, zuletzt schlägt er nur die Spitze ganz sachte an einen harten Körper, und nimmt die Schalenstückchen mit dem Finger weg; hat er sich mit einem Messer geschnitten, so berührt er es nicht wieder, oder nur mit der größten Behutsamkeit. Mehrmals nach einander lassen sie sich nicht hintergehen. Er gab ihnen oft ein Stück Zucker in Papier gewickelt, dann auch mit einer lebendigen Wespe, von der sie gestochen wurden. Nachher hielten sie immer die Dute an ein Ohr und öffneten sie erst, wenn sie keine Bewegung wahrnahmen. Die Hand stecken sie auch nicht zum zweytenmal in eine Kürbse.

Gelernte Handgriffe wissen sie auch bey andern Gelegenheiten anzuwenden. Derjenige, welcher Palmnüsse aufschlagen gelernt hatte, zerschlug endlich auch Schachteln und Gefäße mit einem Stein. Einen andern lehrte man ein Kästchen mit einem Stab erbrechen; nachher wälzte er ein Stück Holz mit einem Hebel fort.

Nur die Indianer schießen diese Affen mit Pfeilen, um sie zu verzehren; die Weißen dagegen fangen sie bloß zur Belustigung, entweder mit der Kürbse, oder es beschleichen ihrer Mehrere im December und Jänner eine Affenfamilie, überraschen sie plötzlich mit lautem Geschrey, mit Würfen und blinden Schüssen, wobey die Weibchen bisweilen die Jungen auf der Flucht zurücklassen. Sonst haben sie Feinde am Cuguar, Chibi guazu und an den größern Raubvögeln. Paraguay. 1830. 26. *)

---

*) Von dem Capuciner-Affen scheinen folgende nicht verschieden zu seyn:

Cebus apella. Buffon XV. Taf. 4. Sajou brun. Schreber T. 28. Audebert V. T. 2.

C. fatuellus. Buffon, Suppl. VII. tab. 29. Sajou cornu. Schreber T. 27 B. Horn-Affe; Audebert V. T. 3.

C. cirrifer (lunatus). Wied, Beyträge II. 97. Abb. Hft. IV

11) Der Eichhorn-Affe oder das Todtenköpfchen (S. sciurea), Saimiri,

hat die Größe eines Eichhörnchens, 10 Zoll lang, Schwanz 15, ist gelblichgrau, Vorder- und Hinterfüße röthlichgelb, Schnauze schwarz; die Eckzähne lang, wie bey den Sapajou. Marcgrave 227. Cagui major. Buffon XV. 67. T. 10. Schreber I. 121. T. 30. Audebert V. 2. T. 7. Fr. Cuvier, Mamm. 1819.

Dieses ist einer der gemeinsten Affen in Südamerica und seit den ältesten Zeiten bekannt; in Brasilien aber und Paraguay scheint er zu fehlen; er ist am häufigsten in Cayenne und Guyana, und heißt daher auch cayennischer Sapajou, bey den Franzosen Sapajou aurore, orangé et jaune, aus welcher Namenzahl man schon schließen kann, daß er der gemeinste und beliebteste Affe ist. Er zeichnet sich auch wirklich durch seine prächtigen Farben, die niedliche Gestalt, das kleine, rundliche Gesicht, welches oben fleischroth, unten um den Mund herum graulichbraun ist, und durch seine großen, feurigen Augen aus, so wie durch sein zutrauliches Wesen und die Zierlichkeit seiner Bewegungen; er ist jedoch gegen Kälte sehr empfindlich und schwer nach Europa zu bringen. Der Schwanz hält die Mitte zwischen dem schlaffen und dem Rollschwanz; er dient zwar wohl einigermaaßen zum Auf- und Absteigen, aber nicht zum vesthalten, und kann auch keine Dinge herbey ziehen; seine Haare sind kurz. Buffon XV. 67. T. 10.

C. griseus. Buffon XV. T. 5. Sajou gris.

C. barbatus. Audebert V. T. 6.

C. trepidus. Edwards 312. (Seligmann IX. Taf. 5. Schreber T. 27.) Audebert V. T. 3.

C. niger. Buffon, Suppl. VII. tab. 28. Sajou nègre.

C. flavus. Schreber T. 31.B. Marcgrave 227. Cai tala. Wied II. 101.

C. albus. Geoffroy, Ann. Mus. XIX. 112.

C. robustus. Wied II. 82.

C. macrocephalus. Spix T. 3.

C. libidinosus. Spix T. 2.

Alex. v. Humboldt nennt ihn Titi vom Orinoco, wo er sehr gemein ist, besonders in der Nähe der Wasserfälle, am Rio Guaviari, Rio Caura und auch bey Essequibo; die schönsten und kleinsten sind die vom Cassequiare. Sein Pelz ist goldgelb, und alle Theile seines Leibes haben einen schwachen Bisamgeruch. Seine Physiognomie gleicht der eines Kindes; sie hat denselben Ausdruck der Unschuld, dasselbe schalkhafte Lächeln, denselben schnellen Uebergang von Lust zu Leid. Sobald er erschreckt wird, vergießt er Thränen aus seinen großen Augen. Er ist in beständiger, aber leichter und zierlicher Bewegung, hört nicht auf zu spielen, zu springen und Insecten zu fangen, besonders Spinnen, welche er aller Pflanzenkost vorzieht; daher ist er den Insectensammlern sehr schädlich. Wo man sie auch verstecken mag, weiß er sie auszuspüren, und ohne sich zu verletzen von den Nadeln zu machen; er greift sogar nach schwarzgezeichneten Insecten, Heuschrecken, Wespen und Wasserjungfern, sieht dagegen gleichgültig Schädel von Säugthieren, oder Skelete von Vögeln an. Er ist keineswegs so reizbar wie der rothschwänzige (S. oedipus) und der Löwen-Affe von Mocoa (S. leonina). Da er immer in einem feuchten und gemäßigten Clima lebt, so verliert er seine Munterkeit, wenn man ihn aus den Wäldern des Orinoco an die heißen Küsten von Cumana oder Guayra bringt; er überlebt hier selten einige Monate. Manche geben dem Saimiri einen Wickelschwanz; aber er ist fast eben so schlaff, wie der vom Trauer-Affen. Indessen, wenn mehrere in einem Käfig vom Regen getroffen werden, oder das Thermometer auf 2—3° fällt; so krümmen sie den Schwanz um den Hals und schlagen Hände und Füße um einander, um sich warm zu halten. Die indischen Jäger versichern, daß man oft solche Truppen von 10—12 antreffe, welche jämmerlich schrien, weil die Auswendigen sich alle Mühe geben, um in den Klumpen hinein zu kommen. Wenn sie ein Weibchen mit einem vergifteten Bolzen schießen, so bleibt das Junge auf der Schulter der Mutter hängen. Die meisten Titi, welche man in den Hütten der Eingeborenen findet, hat man auf diese Art bekommen. Es wird ein Handel damit getrieben, und zwar bey Gelegenheit des Schildkrötenfanges. Die

Missionäre zahlen den Wilden dafür 1 oder 1½ Piaster und lösen 8—9. Observ. zool. I. 811. 332.

Einer zu Paris bediente sich zwar seines Schwanzes nicht, um etwas anzufassen, aber er bog die Spitze etwas nach unten ein, und zog erreichbare Dinge damit an sich, jedoch ohne sie vest zu halten. Sitzend streckte er die Hinterfüße vorwärts und stützte die Hände darauf. In dieser Stellung pflegte er auch zu schlafen, bog aber dann den Kopf zwischen die Füße, so daß er den Boden berührte. Die Speisen nahm er bald mit dem Maul, bald mit den Händen; der Vorderdaumen setzte sich nicht gegenüber, sondern bewegte sich neben den andern Fingern. Sein Laut bestand in einem schwachen Pfiff, 3—4mal wiederholt. Dieser Affe weicht von den Sapajou und Sagouin nicht bloß durch den fast schlaffen Schwanz ab, sondern auch durch seine helle und glänzende Farbe, während jene meist dunkel gefärbt sind, weiß oder schwarz. Fr. Cuvier, Mamm. 1819.

2. Die Zungen- oder Wedel-Affen (Callithrix), Sagouins,

haben einen schlaffen und ganz behaarten Schwanz, meist ziemlich vorspringende Eckzähne oder spitzige Vorderzähne.

Darunter haben die einen ein vollständiges Gebiß, den andern aber fehlt der hintere Backenzahn.

a. Gebiß vollständig, nehmlich 6 Backenzähne jederseits.

1. Fuchs-Affen (Pithecia)

zeichnen sich durch einen sehr langen und buschigen Schwanz aus.

12) Der schwärzliche Fuchs-Affe (S. pithecia, leucocephala), Yarkè,

ist 10 Zoll lang, Schwanz 12, Pelz 3, bräunlichschwarz, Scheitel, Schläfen und Backen weiß. Buffon XV. T. 12. Saki. (Schreber I. T. 32.) Buffon, Suppl. VII. 114. Yarkè. Audebert VI. 1. T. 1. Spix, Simiae p. 15. t. 10. S. inusta.

Bancroft erklärt den Sacca winkee für den kleinsten Affen in Guyana, nur 6 Zoll lang, Schwanz 9; Leib mit langen schwarzen Haaren bedeckt, doch sind die Spitzen weiß, so

wie das ganze Gesicht, Schwanz schwarz. Sie werden in Menge zahm gemacht, und ihre Possen und Gebärden belustigen nicht wenig; aber niemals kann man ihnen eine gewisse tückische Art abgewöhnen, welche ihnen angeboren zu seyn scheint. Guyana. 1769. 80.

Daselbst gibt es einen braunen (S. rufiventris),

13 Zoll lang, Schwanz etwas länger, Pelz kürzer als beym vorigen, braun, unten röthlich. Buffon XV. 90. Suppl. VII. tab. 31. Saki. Audebert VI. T. 1. Spix S. 16. T. 11. S. capillamentosa.

2. Eigentliche Sagouins (Callithrix)

haben einen kurzhärigen Schwanz, einen hohen Kopf und mäßige Eckzähne.

Diese Affen haben einen viel kleinern und rundern Kopf als die Rollschwanz-Affen, weitere Winkel des Unterkiefers zur Aufnahme der größern Stimmwerkzeuge, fast wie bey den Brüll-Affen; die Glieder schlanker, der Schwanz dünner, die Haare länger und sanfter. Sie leben in kleinen Gesellschaften von einigen Familien, sind nicht so schnell wie die folgenden, und bewegen sich auf den Zweigen mit kurz zusammengezogenem Körper. Diese Stellung und ihr langes Haar gibt ihnen ein bärenartiges Ansehen, wobey der Schwanz gewöhnlich herunter hängt. Da sie nach den Brüll-Affen die stärkste Stimme haben, so kann sich ihnen der Jäger leicht nähern. Sie entfliehen jedoch, sobald sie etwas merken. Sie sind sehr zahlreich, und daher ein häufiges und beliebtes Essen für die Innwohner, auch zieht man sie, wegen ihres sanften und zutraulichen Wesens, sehr gern jung auf. Wied, Beytr. II. 1826. 104.

13) Der Trauer-Affe (S. lugens)

ist 14 Zoll lang, Schwanz nicht viel mehr; schwarz mit einem weißen Halsband, solchen Sohlen und Vorderhänden.

Findet sich ebenfalls am Orinoco, Cassiquiare und in Brasilien am Solimoens, weicht ebenfalls im Aussehen und in der Lebensart von den andern Affen ab. Er hat den Namen Wittwe (Viudita), einen runden Kopf, kurze Schnauze, glänzendschwarzes Haar mit einer Art weißen Larve im Gesicht, und einem weißen

halben Halsband; die Augen aber sind gewöhnlich. Das Thierchen ist mild und sehr furchtsam, frißt nichts, was man ihm anbietet; sieht es sich aber allein, so stürzt es sich wie eine Katze auf einen Vogel; sonst frißt es auch Obst und bringt es, wie andere Affen, mit beyden Händen zum Maul; übrigens liebt auch der Douroucouli und der Tamarin das Fleisch. Er läuft und klettert außerordentlich schnell, und scheint bloß paarweise zu leben. Uebrigens ist er zärtlich und schwer zu erhalten. Humboldt, Observat. I. 319. Hoffmansegg, berl. Mag. I. 1809. 86. Simia torquata; Spix, Simiae. p. 19. tab. 13. S. amicta.

14) Der Larven-Affe (S. personata,) Sauassu,

ist 12 Zoll lang, Schwanz 18; Pelz sehr lang, graulichfahl; Stirn und Hände schwarz, Hinterhaupt weißlich, Schwanz rothbraun.

Bewohnen die Urwälder von Brasilien, an der Ostküste zwischen Rio de Janeiro und in Parahyba, am häufigsten zwischen 18½ und 21½° Südbreite; sind harmlose, angenehme Geschöpfe, deren weitschallende Stimme Morgens und Abends in der stillen Wildniß häufig gehört wird. Sie leben in kleinen Gesellschaften von einigen Familien beysamen, klettern sehr geschickt, und ziehen den reifen Früchten nach, so daß sie eine Gegend plötzlich verlassen, und nach einiger Zeit wieder dahin zurückkehren. Sie sitzen etwas zusammengedrückt auf den Zweigen, mit herunterhängendem Schwanz; bemerken sie etwas Fremdartiges, so geht es schnell und ganz still über die Aeste fort. Sie werfen nur ein Junges, das gewöhnlich mitgetragen wird, wie es scheint, zu verschiedenen Jahreszeiten: denn man findet im October noch trächtige und auch Junge, die schon laufen können. Sie sind nicht zornig und bissig, und selbst verwundet zeigen sie ein sanftes Naturell. Sowohl die Portugiesen, als die Neger und Indianer stellen ihnen wegen des Fleisches nach, und die letzteren sind darnach so begierig, daß sie, wenn ein Angeschossener hängen bleibt, auf die dicksten und höchsten Bäume klettern, wozu man sie sonst durch die besten Versprechungen nicht bewegen kann. Sie binden die Füße mit einer Schling-

pflanze zusammen und klettern, von dieser Erfindung kräftig unterstützt, in eine schwindelnde Höhe hinauf, indem ihnen alsdann eine jede, noch so kleine Unebenheit der Rinde zum Stützpuncte dient. Jung aufgezogen lassen sie sich leicht zähmen; sie schnurren wie eine Katze, wenn es ihnen behaglich zu Muthe ist. Wied, Beytr. II. 107. Abbildung. Hft. II. Spix S. 18. T. 12. und 15.

15) Nördlich dem vorigen, von 18½° Südbreite, nehmlich vom Fluß St. Matthäus oder Cricare an, findet sich der schwarzhändige Affe oder Gigo (S. melanochir, cinerascens),

welcher jenem in Gestalt, Lebensart und Benutzung völlig gleich ist; Länge 14 Zoll, Schwanz 22; der Zottelpelz aschgrau, Kreuz röthlichbraun, Wanst gelblichweiß, Hände schwarz. Wied II. 114. Abbild. Hft. IV. Spix S. 22. T. 14. S. cinerascens, T. 16. S. gigo.

3. Die Kurzohren (Aotus, Nyctipithecus, Nocthora)

haben ebenfalls einen kurzhärigen Schwanz, aber sehr große Augen und kurze Ohren.

16) Der Eulen-Affe (S. trivirgata), Douroucouli,

unterscheidet sich von allen durch sehr große Augen und kurze Ohren; ist 9 Zoll lang, Schwanz 14; oben hellgrau, unten braungelb, Rückgrath braun, auf Stirn und Schläfen 3 schwarze Striche.

Alex. v. Humboldt hat diesen schläferigen Affen in den Wäldern von Guyana entdeckt. Er ist sehr selten und war sogar den Einwohnern an der Küste von Cumana unbekannt. Er unterscheidet sich von allen anderen durch einen Katzenkopf, die ungewöhnliche Größe der Augen, welche das Tageslicht nicht ertragen können, durch die kleine Ohrmuschel und endlich durch die Lebensart. Der Leib hat die schlanke Gestalt der Eichhörnchen, der Schwanz ist um die Hälfte länger, stark behaart und schlaff. Die Missionäre am Orinoco nennen ihn, wegen der 3 schwarzen Streifen im Gesicht, Cara rayada. Das Gesicht gleicht ziemlich dem der Tigerkatze, und ist mit schwärzlichen Haaren bedeckt; die ungeheuren Augen gelb; auf der schwarzen Nase und hinter den Augenbraunen ein weißer Streifen; auf den Lippen weiße, kurze

Borsten; Sohlen weiß, die Nägel mehr flach als bey den Sagouin, Schwanzspitze schwarz; die Ohrmuschel nur ein kleiner Rand. Der Pelz ist sehr lind und die Haarspitzen sind silberglänzend; man macht daraus am Rio negro Tabacksbeutel.

Es ist der einzige ächte Affe, welcher unter Tags schläft, und darum heißt er auch schläferiger Affe (Mono dormilon). Ein Männchen, welches Alex. v. Humboldt 5 Monate hatte, schlief täglich des Morgens 9 Uhr ein und wachte des Abends 7 Uhr auf, und versteckte sich dann an einen dunklen Ort, hinter Bretter oder in einen hohlen Baum. Er konnte, wie Eichhörnchen und Wiesel, durch die kleinsten Löcher schlüpfen. Das Licht that ihm sehr weh. Weckte man ihn auf, so war er verdrießlich und wie schlafsüchtig. Gewöhnlich saß er, wie ein Hund, mit gebogenem Rücken, die 4 Füße beysammen, der Kopf sehr geduckt und fast zwischen den Händen versteckt. Man kann ihm das Maul öffnen, ohne daß er beißt. Die Zähne sind klein und die 4 Schneidzähne angeschlossen. Des Nachts ist er sehr munter und ungestüm, springt gegen die Wände, fängt Insecten und kleine Vögel, und macht viel Lärm; übrigens liebt er sehr die Paradiesfeigen, das Zuckerrohr, Palmenfrüchte, die Kerne eines Topfbaums (Bertholletia) und die Samen einer Sinnpflanze (Mimosa inga). Er hat eine besondere Geschicklichkeit Mucken zu fangen, was ihn bisweilen den ganzen Tag wach erhält; dann muß aber das Zimmer düster seyn. Er fraß wenig, und soff bisweilen in 20—30 Tagen nichts. Sie leben paarweise, und nicht in Gesellschaften, wie die Sagouins und Alouates. Er weicht auch von allen Affen der alten Welt ab; vom bengalischen Lori durch den Schwanz, die Zähne und die Ohren.

Er wurde nicht zahm, biß auch die Personen, welche ihm schmeichelten, und gab ihnen Tatzen wie eine Katze; er spielte selten, und war immer mit sich selbst beschäftigt oder mit den Moustiken, welche er sehr schnell mit den Händen fieng. Er schrie außerordentlich laut „muh, muh", fast wie der Jaguar, daher ihn auch die Weißen am Orinoco Tiger-Titi nennen; außerdem ließ er noch eine Art Mauen hören und einen unangenehmen Kehllaut „querr, querr". Er bewohnt die dicken Wäl-

der am Cassiquiare, die in der Nähe des indischen Dorfes Esmeralda und die Gegend um die Wasserfälle von Maypures, zwischen dem 2. und 5.° Nordbreite, 300 Stunden von den Küsten des französischen Guyanas. Observat. Zool. I. 1811. 306. tab. 28.

Später kam ein Weibchen lebendig nach Paris; es war 10 Zoll lang, Schwanz 11; es schlief ebenfalls den ganzen Tag, und fraß des Nachts Lichter und Zuckerbrod, soff Milch und war sehr gutmüthig. Das Sehloch ist rund und außerordentlich weit, bey Tag aber zog es sich ganz zusammen; die Nägel sind lang und schmal, der Schwanz sehr beweglich; es schlägt ihn oft auf den Rücken und um den Hals. Das Ohr war nicht so klein, wie es Alex. v. Humboldt gefunden, sondern ganz wie bey den andern. Er hat überhaupt viel Aehnlichkeit mit dem Lori aus Asien, nicht bloß in der nächtlichen Lebensart, sondern auch in der Gestalt, besonders des Kopfes, der Nase, in den großen Augen und selbst in den Zeichnungen auf der Stirn; aber dennoch gehört es zu den Sapajou, mit denen es auch ganz im Gebiß übereinstimmt. Fr. Cuvier, Mamm. 1824. Nocthora.

Nachdem dieser Affe längere Zeit bekannt war, entdeckte Rengger, daß ihn schon Azara beschrieben hatte, und zwar unter dem Namen Miriquina. Man hielt ihn aber für einen Saki (S. pithecia). Er bewohnt die Wälder der Provinz Chaco und des westlichen Ufers des Flusses Paraguay, über den er nicht herüber in das Land Paraguay kommen konnte. Er lebt von den Früchten des Waldes, läuft auf den Bäumen herum, kann sich aber nicht mit seinem geraden und stark behaarten Schwanze halten. Azara hatte 3 Weibchen, 1 Männchen und 1 Junges, welches von den Alten in der Farbe nicht verschieden war. Länge 14 Zoll, Schwanz 18, Höhe vorn 9, hinten 12, Umfang vorn 7, hinten 5. Der Vorderdaumen unterscheidet sich nicht von den andern Fingern, außer daß er viel kleiner ist. Kopf sehr klein, fast rund; der Hals fast eben so dick und sehr kurz. Die Naslöcher weichen ab, sind rund, durch keine so dicke Scheidewand, wie bey den andern, getrennt, und stehen nicht

nach der Seite; das Auge groß und braun; das Ohr sehr weit, behaart und nicht so hoch als der Kopf; Eckzähne sehr klein. Der Pelz sehr lind, dicht und aufrecht, grau, weil die Haarspitzen weiß sind, darunter schwarz und dann wieder weiß. Ueber jedem Auge ein weißer Flecken, Backen und Kinn weiß; Schwanz Anfangs braun, dann schwarz; alle unteren Theile zimmetroth. Er beträgt sich ruhig und ziemlich einfältig. Quadrup. II. 1801. 243.

Rengger hat diesen Affen, dessen Namen er Mirikina schreibt, am genauesten zu beobachten Gelegenheit gehabt. Er findet ihn ebenfalls ganz abweichend von allen andern americanischen Affen, und die Ohrmuschel auch nur als einen schmalen, am Kopf anliegenden Knorpelrand, um einen weiten Gehörgang; die Augen groß und rund wie bey einer Eule; die Nase etwas vortretend, die Scheidwand schmal, und die Naslöcher vorwärts gerichtet. Der Vorderdaumen unbeweglich. Das Gebiß wie beym Capuciner-Affen, aber kleiner und schärfer. Länge 13 Zoll, Schwanz 15, Höhe 9. Während einer Reise von 6 Jahren sind ihm nur 6 Stück zu Gesicht gekommen. Sie finden sich nur am rechten Ufer des Rio Paraguay und bis zum 25.° Südbreite, in den Wäldern von Groß-Chaco, wo er nur selten von den Holzhauern, beym Fällen der Bäume, gefunden wird. Er bringt sein Leben auf und in Bäumen zu, geht während der Nacht seiner Nahrung nach, und zieht sich bey anbrechendem Morgen in die Höhle eines Baumstammes zurück, wo er den Tag über schläft. Er stieß einmal auf ein Paar, das in einem Baume schlief. Die aufgescheuchten Thiere suchten sogleich zu entfliehen, waren aber vom Sonnenlicht so geblendet, daß sie weder einen richtigen Sprung machen, noch sicher klettern konnten. Es war ihm daher ein Leichtes sie einzufangen, wobey sie sich jedoch mit ihren scharfen Zähnen tapfer vertheidigten. Ihr Lager war mit Blättern und Moos ausgelegt, woraus man schließen muß, daß sie an demselben Orte bleiben und paarweise leben. Sie sollen im July oder August 1 Junges werfen und mit sich tragen.

Jung lassen sie sich leicht zähmen. Das Auge leuchtet bey

Nacht, wie das der Katzen und Eulen. Auf dem Boden geht er schlecht, klettert aber und springt bey Mondschein sehr fertig von einem Baume zum andern, und ist dann nicht einzufangen. Man ernährt ihn mit Früchten, Pomeranzen, Paradiesfeigen u. dgl., auch frißt er gekochtes Welschkorn und Maniocwurzeln, jedoch ungern; seine Lieblingsnahrung aber besteht in Insecten, kleinen Vögeln und, in Ermangelung derselben, rohem Rindfleisch; im Zimmer fieng er Mucken und Küchenschaben (Blatta gigantea). Wurde er des Nachts in den Hof gelassen, so haschte er auf den Pomeranzenbäumen schlafende Vögel, die er rupfte, ehe er sie verzehrte. Des Nachts gibt er nicht selten einen starken dumpfen Laut von sich, den er mehrmals wiederholt; man hat ihn mit dem Brüllen des Jaguars verglichen, wenn man das letztere von weitem hört. Zuweilen maut er wie eine Katze; im Zorn schreyt er „qrr, qrr"; sein Gehör ist äußerst fein, und er richtet seine Aufmerksamkeit auf das geringste Geräusch.

Sie haben übrigens wenig Verstand, lernen nie ihren Wärter kennen, folgen seinem Rufe nicht, und sind gegen dessen Liebkosungen ganz gleichgültig. Selbst zur Befriedigung ihrer Begierden und Leidenschaften sieht man sie keine Handlungen ausüben, welche auf einigen Verstand deuten könnten. Indessen lieben sie sich sehr, und wenn eines stirbt geht auch bald das andere zu Grunde. Sie besitzen ferner einen außerordentlichen Hang zur Freyheit, und benutzen jede Gelegenheit zu entweichen, auch wenn sie ganz jung eingefangen und schon jahrelang in Gefangenschaft sind gehalten worden. Vielleicht ist daher der Mangel an Freiheit schuld, daß sie so wenig geistige Fähigkeiten zeigen. Das Fell und das Fleisch wird bloß von den wilden Indianern benutzt. Paraguay. 1830. 58.

Bisher hat man das Knochengerüst nicht gekannt. Doctor Spix aber brachte eines nach München, welches kürzlich von Doctor Gistl beschrieben und abgebildet wurde. Er zeigt, daß es große Aehnlichkeit mit dem des Lori habe, und ist sehr geneigt, das Thier dazu zu stellen. Ueber das Skelet des Nyctipithecus. 1837. 4. Fig.

Bald darauf hat auch Prof. A. Wagner das Skelet unter-

sucht: er ist aber der Meynung, daß das Thier bey den ächten Affen könne stehen bleiben. Abhandl. der Münchner Academie II. 1837. T. 1.

b. Ueberall nur 5 Backenzähne, weil der hintere fehlt. Seiden-Affen (Hapale).

Sie haben eigentlich 3 Lückenzähne und nur 2 ächte Backenzähne; zusammengedrückte und spitzige Klauen, außer auf dem Hinterdaumen, wo der Nagel platt ist; der Vorderdaumen ist von den andern Fingern gar nicht verschieden; der Kopf rundlich, der Gesichtswinkel 60°.

Bey den einen sind die Schneidzähne breit, wie gewöhnlich, und kürzer als die Eckzähne; der Schwanz nicht geringelt (Midas).

17) Der rothschwänzige (S. oedipus), Pinche,

ist 9 Zoll lang, der Schwanz etwas länger; grau mit braunen Wellenstrichen, unten weiß, Schwanz anfangs braunroth, dann schwarz; ein langer Schopf auf dem Kopfe; Gesicht schwarz. Edwards T. 195. (Seligmann VI. T. 90.; Schreber I. 128. Taf. 34.) Buffon XV. 114. Taf. 17. Audebert VI. 2. Taf. 1.

Dieser Affe findet sich fast im ganzen östlichen Südamerica, und ist seit den ältesten Zeiten bekannt, aber schwer nach Europa zu bringen, weil er selbst das Schaukeln des Schiffes nicht wohl erträgt; auch soll er sehr empfindlich seyn und leicht vor Aerger sterben. Ist übrigens sehr munter und hurtig, macht Tausend possierliche Sprünge und Stellungen, schlägt beym Gehen den Schwanz auf den Rücken, und sieht dann aus wie ein kleiner Löwe; er pfeift wie eine Maus, und ändert darinn ab wie ein Vögelchen.

Alex. v. Humboldt nennt ihn Titi von Carthagena, wo er sich findet, so wie an der Meerenge von Darien und an der Mündung des Rio Sinu; er ist verschieden vom Titi am Orinoco, welches der Saimiri (Simia sciurea) ist; er findet sich nicht daselbst und auch nicht in Mexico, wo es überhaupt wenig Affen gibt. Es ist ein sehr boshaftes und zorniges Thierlein, welches sich schwer zähmen läßt, sich aber doch gewöhnt und

dann in seinem Vaterlande das Leben lange behält. Ein gefangenes verweigerte alle Nahrung, pfiff wie eine Fledermaus, biß jederman und starb in einem Anfalle von Zorn. Es war 10 Zoll lang, der nach hinten gerichtete Schopf 1½, die Hinterfüße 6½, die vorderen 4½. Observ. zool. I. 1811. 337.

18) Der großöhrige (S. midas), Tamarin,

ist nur 8 Zoll lang, ganz schwarz; Kreuz grau, Hände oben gelb, unten braun, so wie das Gesicht; Schwanz länger als der Leib und kurz behaart. Edwards T. 196. (Seligmann VI. T. 91.; Schreber I. 132. T. 37.) Buffon XV. 92. T. 13. Audebert VI. 2. T. 5.

Dieses artige und lebhafte Aefflein kommt aus Surinam, Cayenne und Guyana, wird sehr zahm und gewährt viel Unterhaltung, widersteht aber nicht lang unserem Clima; hat Aehnlichkeit mit dem Saki, unterscheidet sich aber leicht durch die kurzen Haare am Schwanz. Sie sollen sich auch auf der Insel Gorgona im stillen Meer, südlich von Panama finden, und zur Ebbe Muscheln und Schnecken holen, welche sie mit ihren Klauen gar artig aus den Schalen zu nehmen wissen.

19) Der Löwen-Affe (S. rosalia), Marikina,

ist 9 Zoll lang, Schwanz 14, Pelz sehr fein, gelb, mit einer langen goldgelben Mähne rings um Kopf und Hals; Gesicht, Sohlen und Schwanzspitze braun.

Kommt aus Surinam, Cayenne, vom Amazonenstrom und aus Brasilien, ist eben so lustig und spaßhaft, wie andere Aefflein, lebt länger bey uns, wenn man ihn in einem warmen Zimmer hält. Buffon XV. 108. T. 16. (Schreber I. 130. T. 35.) Audebert VI. 2. T. 3.

Man muß sie sehr reinlich und trocken halten, sonst verlieren sie ihre Munterkeit und gehen allmählich zu Grunde. Auch sind sie nicht gern allein, und daher muß man wo möglich mehrere zusammen thun; sie fressen gern Insecten und süße Früchte, gewöhnen sich aber bald an Milch, Zuckerbrod u. dergl. Einer zu Paris war sehr scheu und zeigte seine Furcht durch ein anhaltendes Pfeifen an; zwar liebt er Schmeicheleyen, erwiedert sie aber nicht, kommt auf den Ruf seiner Bekannten,

fliehet aber die Fremden und zeigt ihnen die schwachen Zähne. Er hält sich gern oben im Käfig, steigt selten und rückwärts herunter, nimmt die Speisen bald mit den Händen, bald mit dem Maule, säuft schlürfend, läuft sehr schnell, aber nie aufrecht, sitzt gewöhnlich wie ein Hund auf dem Hintern mit aufgestemmten Vorderfüßen, und läßt den Schwanz hängen. **Fr. Cuvier, Mamm. 1818.**

Der Prinz Max v. Wied hat sie nur in den Wäldern von Rio de Janeiro, Cabo Frio u.s.w. gefunden, aber nicht viel nördlicher, wenigstens nicht mehr am Parahyba, und er setzt daher ihren Aufenthalt nur zwischen den 22. und 23.° Südbreite. Herr v. Sack läugnet ihr Vorkommen in Surinam. (Reise I. 208.) Sie sind nirgends zahlreich, und zeigen sich nur einzeln oder familienweise, sowohl in dem Gebüsch der sandigen Ebenen als in den Gebirgswäldern, wo sie sich auf den Bäumen im Laube verstecken, sobald sie einen fremdartigen Gegenstand bemerken. Sie leben von Früchten und Insecten. Nicht alle haben eine braune Schwanzspitze. Man hält sie wegen ihrer niedlichen Gestalt und ihres artigen Betragens sehr gern in den Zimmern. Bey der geringsten Aufregung richten sie den Haarkreis und das Gesicht in die Höhe, und sehen dann sehr artig aus. Sie sind allgemein unter dem Namen des rothen **Sahui (Sahuim vermelho)** bekannt. Beytr. II. 148.

20) Der Löwen-Affe von Mocoa (**S. leonina**), **Leoncito**, ist nur 8 Zoll lang, Schwanz eben so viel, gelblichbraun, mit einer langen Mähne um den Hals, Gesicht schwarz, Schnauze weiß.

Alex. v. Humboldt hat diesen seltenen und schönen Affen unter dem Aequator, in Popayan, in den Ebenen von Mocoa, am Putumayo und Caqueta entdeckt. Er steigt niemals bis in die gemäßigten Höhen hinauf, während die herumschweifenden Schaaren des **Marimonda (S. beelzebul)** oft so hoch gehen, wie der **Montperdu** in den Pyrenäen. Es ist ein sehr lustiges Thierchen, das aber leicht zornig wird und dann die Mähne so sträubt, daß es ganz wie ein Löwe aussieht. Es ist außerordentlich hurtig und fast immer in Bewegung;

pfeift wie kleine Vögel. In den Hütten der Eingeborenen pflanzt es sich fort. Observ. I. 15. tab. 5. Deutsche Ausgabe. 1806. I. 29. T. 5.

21) Der Silber-Affe (S. argentata), Mico,

ist auch nur 7—8 Zoll lang, Schwanz etwas länger; silberweiß, Gesicht, Ohren und Hände hochroth, Schwanz braun, nicht geringelt.

Dieses schöne Aefflein wurde zuerst von Condamine, und zwar lebendig nach Europa gebracht. Er hat es vom Gouverneur von Para zum Geschenk bekommen, und zwar als eine große Seltenheit; es war das einzige, welches der Gouverneur in seinem Leben gesehen hatte. Das lange Silberhaar gleicht den schönsten blonden Haaren; der kurzhaarige Schwanz ist glänzend castanienbraun ins Schwarze; sonderbar aber stechen die lebhaft rothen Ohren, Backen und Schnauze hervor, und zwar so, daß es einem schwer wird, diese Farbe für natürlich zu halten. Er hatte es ein Jahr lang lebendig, in Europa aber starb es bald wegen des kalten Climas. Buffon XV. 121. T. 18. (Schreber I. 131. T. 36.) Audebert VI. 2. T. 2.

Bey andern sind die untern Schneidzähne ziemlich spitzig und so lang als die Eckzähne; der Schwanz geringelt, ziemlich wie bey den Maki. Jacchus.

22) Der gemeine Seiden-Affe (Simia jacchus), Ouistiti,

ist nicht viel größer als ein Eichhörnchen; Leib 8 Zoll lang, der buschige Schwanz 12, braun und weiß geringelt; Pelz lang und braun, mit 2 langen weißen Haarbüscheln vor den Ohren. Clusius, Exot. 372. Fig. Parsons Philos. Trans. 1751. p. 146. Audebert, Singes VI. 2. tab. 4. Spix, Simiae. Jacchus albicollis.

Dieses artige Aefflein ist schon seit der Entdeckung von America bekannt und häufig nach Europa gebracht worden. Man nährt sie mit Obst, Gemüse und Zuckerbrod; fressen aber auch Insecten, Schnecken und Fische. Sie machen bisweilen Junge in Europa, welche anfangs fast haarlos sind und sich vorn an die Mutter klammern, später auf die Schultern. Werden sie ihr zu schwer, so streift sie sie an einer Wand ab, und dann

läßt das Männchen sie sogleich auf den Rücken klettern. Edwards S. 15. Fig. Sanglin.

Diese Thierchen mahnen noch an den Maki mit geringeltem Schwanz; sie gehen auch gewöhnlich auf allen Vieren; das Gesicht ist fast haarlos und fleischfarben; auf der Nase ein weißer Flecken; das Haar lind, ins Grauliche, unten ins Gelbe. Sein Gewicht ist nur 9 Loth. Buffon XV. 96. Taf. 14. 15. (Schreber I. 126. T. 33.)

In Brasilien heißt es kleiner Çaguin, ist gewöhnlich nur 6 Zoll lang, der Schwanz 10, springt sehr schnell und läßt einen scharfen Laut hören, frißt Brod, Mandiocamehl und dergl. Marcgrave 227. Fig.

In Paraguay kommen sie nicht vor, sondern werden nur aus Brasilien eingeführt, wo sie Titi heißen sollen. Die Haare sind gelblich mit weißen Spitzen, Kopf und Hals braun, Stirn weiß, Leib 8 Zoll lang, Schwanz 11. Azara, Quadrup. II. 1801. 254.

In Paris paarten sich 2 vom Ende Septembers 1818 an. Das Weibchen warf am 27. April 1819 drey sehende Junge, ein männliches und zwey weibliche, mit sehr kurzen graulichen Haaren. Sie hefteten sich sogleich an die Mutter und versteckten sich in ihren Haaren: aber ehe sie zu saugen anfiengen, biß die Mutter dem einen den Kopf ab und fraß denselben. Nachdem jedoch die beiden andern zu saugen angefangen hatten, nahm sie sich ihrer an, und der Vater that bald dasselbe. Alles, was Edwards davon erzählt hat, wurde auch hier bemerkt. Wurden die Jungen der Mutter zu schwer, so näherte sie sich dem Männchen mit einem kläglichen Ton, und dieses nahm sie sogleich mit seinen Händen und setzte sie auf seinen Rücken oder unter den Leib, wo sie sich sogleich anklammerten. Es trug sie nun, wie die Mutter, herum und gab sie ihr zurück, sobald sie wieder saugen wollten und daher unruhig wurden; überhaupt hatte der Vater mehr Sorge für dieselben, als die Mutter, und daher starb auch eines nach einem Monat, das andere Mitte Juny, weil, wie es schien, die Mutter die Milch verloren hatte und wieder anfieng sich zu paaren. Die Mutter trug es nun

nicht mehr, und wenn der Vater müde war, kletterte es an die Decke seines Käfigs. Da es nicht mehr heruntersteigen konnte, so schrie es um Hilfe, die ihm die Eltern auch bisweilen leisteten, oft aber auch es schreyen ließen, so daß man ihm herunterhelfen mußte. Man gewöhnte es nun Milch zu saufen, allein es wurde krank und starb. Die Alten waren gelblich dunkelgrau; die Jungen fast schwarzgrau, der Schwanz grau und weiß geringelt ohne Haarbüschel vor den Ohren. Die Alten zeigten wenig Verstand, waren jedoch mißtrauisch und gaben daher auf alles Acht, unterschieden kaum die Personen, waren sehr reizbar und droheten selbst ihren Wärter zu beißen wie die Fremden. Geriethen sie in Furcht, so versteckten sie sich mit einem durchdringenden Schrey; manchmal pfiffen sie anhaltend fort, scheinbar ohne Ursache. Besonders hurtig waren sie nicht, kletterten vorsichtig im Käfig herum. Die Eichhörnchen sind viel rascher und ziemlich eben so gescheidt. Länge 6½ Zoll, Schwanz 11. Das Junge nach 27 Tagen 2½ Zoll, Schwanz 4. Fr. Cuvier, Mamm. 1819., das Junge.

Der Prinz Max v. Wied nennt es ebenfalls Sahui, welchen Namen es besonders bey Bahia führt. Er hatte ein Stück, das fast 9 Zoll lang war, der Schwanz 13. Es scheint nicht in Guyana und Cayenne vorzukommen, sondern auf Brasilien beschränkt zu seyn, vorzüglich auf Bahia und Pernambuco, und nicht südlicher zu gehen, als bis zum 13.° Südbreite.

Sie finden sich in der Nähe der Städte, namentlich bey St. Salvador, und kommen bis in die Pflanzungen in kleinen Gesellschaften von einigen Familien, 3—8 Stück, unter beständigem Pfeifen oder Zischen, wie kleine Vögel. Sie fressen gern Paradiesfeigen, auch Insecten, Spinnen u. dergl., im freyen Zustande aber wohl keine Fische. Am Tage sind sie in beständiger Bewegung; bey Nacht sitzen sie still, biegen sich zusammen, wann sie schlafen, und bedecken den Kopf mit dem Schwanze. Sie werfen mehrere Junge, wovon aber gewöhnlich nur eines aufkommt. Erlegt man die Mutter, so heftet sich das Junge sogleich vest an seinen Pfleger, und bleibt ihm auch sehr zugethan, wann es erwachsen ist. Sie haben in der Lebensart viel

Aehnlichkeit mit den Eichhörnchen, und sind auch im Springen und Klettern besonders geschickt. Beyträge II. 1826. 128.

II. Schmalnasen.

Hieher gehören die Affen der alten Welt, mit einer schmalen Nasenscheidwand und den Naslöchern vorwärts gerichtet; sie haben überall 2 Lückenzähne und 3 Backenzähne; keinen Wickelschwanz.

Bey weitem die meisten haben einen langen Schwanz mit kurzen Haaren, Gesäßschwielen und Backenhöhlen; eben so haben die meisten einen rundlichen Kopf oder einen Gesichtswinkel von etwa 60 Grad.

Man theilt sie daher in Schwanz-Affen und in schwanzlose.

1. Die geschwänzten

haben Gesäßschwielen und Backenhöhlen.

Sie theilen sich in solche mit einem rundlichen, und solche mit einem langen hundsartigen Kopf.

3. Die Rüssel-Affen

sind die Paviane (Cynocephalus);

sie haben Gesäßschwielen, Backenhöhlen, 5 Höcker am hintern Backenzahn, eine verlängerte Hundsschnauze, vorn abgestutzt und die Naslöcher nicht oben darauf, wie bey den andern, sondern vorn daran; Schwanz meist kurz.

Dieses sind die garstigsten und unbändigsten aller Affen, welche sich größtentheils im heißen und südlichen Africa finden; es gibt jedoch auch auf den Inseln der Südsee, wenigstens hat Gemelli Carreri auf den Philippinen Paviane gefunden, welche so erpicht auf die Weiber sind, daß diese sich nicht weit von ihren Häusern entfernen dürfen. Voyage V. 209.

Flaccourt nennt ein Thier auf Madagascar Tré tré, welches so groß wie ein zweyjähriges Kalb sey, krauses Haar habe, einen kurzen Schwanz, einen runden Kopf mit einem Menschengesicht, solche Ohren, und Hände vorn und hinten wie ein Affe. Die Innwohner hätten große Angst vor ihm. Voy. à Madagascar. 151.

Sie werden alle sehr groß, manchmal fast wie die Wölfe, sind auch so stark und schnell, daß sie leicht einen Menschen, be-

sonders ein Weib, überwältigen können, was sie auch wirklich in ihrem Vaterlande gelegentlich thun sollen. Sie wachsen sehr langsam bis ins zehnte Jahr, und sollen 30—40 alt werden. Ihr Schwanz richtet sich anfangs in die Höhe und hängt dann schlaff herunter, so daß sie ihn nicht bewegen können; bey den kurzschwänzigen ist er daher immer nach oben gerichtet. Das Ohr ist ziemlich wie beym Menschen, aber nach oben zugespitzt. Ihre Stimme ist im Zustand der Ruhe ein leises Grunzen, im Zorn aber ein lautes Geschrey. Uebrigens sind sie sehr gescheidt und gelehrig, gehorchen jedoch nur so lang sie jung sind; ausgewachsen widersetzen sie sich jedem Befehl und selbst der Züchtigung.

Da die Hinterfüße bey den Pavianen überhaupt nicht so lang sind als bey den übrigen Affen, so gehen sie leichter auf allen Vieren, jedoch unbeholfen und oft im kleinen Galopp; aufrecht stehen sie sehr selten und gehen kaum einige Schritte; dagegen klettern sie sehr hurtig auf Bäume und springen von einem zum andern. Sie leben von Früchten, Wurzeln und Sprossen, und füllen anfangs immer damit die Backenhöhlen. Sie saufen schlürfend, wie alle Thiere mit langen, beweglichen Lippen. **Fr. Cuvier**, Mamm. 1819. Cynocéphale.

23) Der arabische (Simia hamadryas)

wird so groß wie ein Jagdhund; die Nase so lang als das Maul, am Schwanz eine Quaste; Gesicht und Gesäß nackt und fleischroth; Stirn und Ohren von langen Haaren umgeben; beym Männchen auch der ganze übrige Leib bis zu den Weichen, und ganz aschgrau; das Weibchen und die Jungen bräunlich. **Bélon**, Oyseaux. 1551. p. 101. Fig. Tartarin. **Prosper Alpinus**, Rer. aegypt. 1735. 240. tab. 17. 18. 19. **Clusius**, Exotica. 1605. 370. Fig. Cynocephalus. **Jonston**, Quadrup. tab. 59. **Pennant**, Synopsis. 1771. tab. 14. Dogfaced monkey. **Schreber** I. S. 82. T. 10. **Buffon**, Suppl. VII. 1789. tab. 10. Singe de Moco. **Shaw**, Gen. Zool. 1800. t. 9. **Fr. Cuvier**, Mamm. 1819. Weibchen sind beschrieben bey **Hasselquist**, Reise 1762. 269. S. aegyptiaca. **Calliaud**, Voyage à Méroë. 1827. Sphinx nubica. Junge sind bey **Linne**,

Syst. nat. 1766. S. cynocephalus. Fr. Cuvier, Mém. Mus. IV. 1818. 419. tab. Mamm. 1819. Agassiz, Isis 1828. Taf. Cynocephalus Wagleri.

Ehrenberg hat die Geschichte dieses merkwürdigen Affen am besten aus einander gesetzt.

Dieser Affe spielt in der ältesten Geschichte des Menschengeschlechts eine große Rolle, und wurde sogar in Aegypten göttlich verehrt; selbst jetzt noch kämmen die Völker in den Ländern, wo er vorkommt, die Haare so, daß sie wie die seinigen aussehen. Bey den alten Aegyptiern hieß er Thoth und Och, bey Salomon Koph, bey Herodot, Plutarch und Plinius Cynocephalus, bey Strabo Cebus, bey Juvenal Cercopithecus, bey Agatharchides und Philostorgius Sphinx, bey den heutigen Abyssiniern Hobe, bey den Arabern Robah.

Auf den ägyptischen Alterthümern findet man verschiedene Affengattungen abgebildet: aber dieser Affe muß allein für heilig gehalten worden seyn, weil er, auf dem Altare sitzend, die Verehrung der Menschen empfängt. Uebrigens haben die Aegyptier den Affenköpfen auch ideale Formen gegeben, wahrscheinlich um besondere Ideen auszudrücken. Die Affen auf dem Altar stellen immer das langbehaarte, alte Männchen vor; auch findet man immer nur sein Bild in den kleinen Thon- und Erd-Statuen, bald in Häusern, bald in Gräbern. Man hat ihn sogar einbalsamiert gefunden, und Belzoni hat eine solche Mumie von Hermopolis abgebildet. Tochon d'Annecy hat 1822 eine Münze von Hadrian beschrieben, worauf dieser Affe sitzend abgebildet ist.

Andere Affen findet man sehr selten abgebildet; der rothrückige auf einem Stein von Memphis und von Theben in dem ägyptischen Werke; der grüne Affe bey Denon. Abbildungen von schwanzlosen Affen finden sich nicht. Die ungeheure Sphinx bey Memphis stellt auch diesen Affen mit dem behaarten Kopf und dem Menschengesicht vor, gerade so, wie sich jetzt noch die nubischen Völker tragen. Agatharchides führt 3 Affen am rothen Meer auf (Cap. 28.); Plinius in Aethiopien sieben, wobey er aber wenig genau ist (VI. 29. 30. VIII. 18. 19. 54.).

Unter den neuern Reisenden hielt sich Alvarez 6 Jahre, von 1570 an, in Abyssinien auf, und hat darinn große Heerden von diesen Affen gesehen, aber keine anderen (S. 108.). Prosper Alpinus war 1580 in Aegypten. Er sagt ausdrücklich, daß es keine Affen daselbst gebe, sondern daß sie aus Arabien und Aethiopien eingeführt werden. Er bildet diesen Affen ab in der Jugend (Taf. 17—19.). Hasselquist hat 1750 diesen Affen aus Aethiopien in Aegypten gesehen (S. aegyptiaca); eben so Forskal, der 1762 in Aegypten war, aus Arabien (S. robah). 1770 hat Edwards einen zu London abgebildet, der aus Mocha in Arabien dahin gekommen war, und unrichtig Affe von Moco genannt wurde. Valentia fand 1806 in Abyssinien nur dreyerley Affen (Reise II. 481. III. 238.); Salt 1810 nur zweyerley; Calliaud 1822 in Sennaar oder dem ächten Aethiopien 3, worunter er das Weibchen oder Junge, welche keine langen Haare haben, für S. sphinx angesehen. Es gibt in diesen Ländern nur 3 Gattungen, die gegenwärtige, die rothrückige und die grüne, welche letztere Ehrenberg südlich von Dongola bekommen hat, die rothrückige aus Cordofan und Darfur. Weder in Ober- noch Unter-Aegypten, weder in Nubien noch Dongola gibt es heut zu Tage noch Affen, sondern nur südlicher; in Darfur soll auch S. aethiops s. fuliginosa, aber selten, vorkommen.

In Arabien hat er in den Bergen der Wechabiten, 3 Tagreisen von Gumfude, den gegenwärtigen Affen (S. hamadryas) gesehen; in Abyssinien auf dem Berge Gedam, unweit der Küste, mehrere, und bey Eilet, auf den Taranta-Bergen, eine ganze Heerde am Wasser. Die ausgewachsenen Weibchen sehen ganz aus wie S. sphinx, wofür man sie auch wirklich gehalten hat. In Aegypten und Nubien gab es daher nie Affen; in Arabien findet sich die gegenwärtige Gattung heerdenweise, aber keine andere; in Aethiopien, jenseits Nubien und westlich von Abyssinien, gibt es 4 Gattungen; in Abyssinien selbst nur eine einzige, nebst einem Maki mit geringeltem Schwanz, der bald Fonkes, bald Guereza genannt wird. Der heilige Affe der Aegyptier, welcher unter dem Namen Cynocephalus und Sphinx vor-

kommt, ist nichts anderes, als der Hamadryas, außer welcher Gattung sie keine andere gekannt haben.

Dieser Affe findet sich bloß in Arabien und Aethiopien, und zwar heerdenweise. Das Männchen ist 4 Schuh hoch, also so groß wie ein Knabe, der Leib $2^1/_2$, Schwanz 21 Zoll, Kopf $7^1/_4$; das Gesicht bis über die Augen ist nackt und schmutzig fleischroth; der übrige Leib bis zu den Weichen mit langen, ziemlich geraden Haaren bedeckt, wie mit einem Zottelpelz; der übrige Hinterleib sammt den Füßen, dem Schwanz und der untern Hälfte der Vorderfüße ganz kurz behaart, wie abgeschoren. Die langen Haare verdecken die Ohren, und der Kopf wird dadurch 1 Schuh breit. Die Kehle fast nackt. Die langen Haare sind 8—9 Zoll lang. Die allgemeine Färbung ist aschgrau, sehr ins Weiße fallend, die Schwanzquaste bräunlich. Gefangen ist er außerordentlich wild und wüthend, wird nie zahm, und die Thierführer zwingen ihn nur mit einem Maulkorb und mit Schlägen zu allerley kindischen und unanständigen Künsten. Dieser hieß Thoth und Cynocephalus bey den Alten.

Das Weibchen wird eben so groß, hat aber viel kürzere Haare, welche keinen ordentlichen Pelz bilden, sondern mehr wie beym Bären aussehen, und nicht der Löwenmähne des Männchens gleichen; sie sind grünlichbraun. Es ist zwar auch wild, aber doch viel sanfter als das Männchen, und wird daher häufiger herumgeführt; ehe es ausgewachsen, ist es ganz mild, und in diesem Zustande hieß es Sphinx bey den Alten.

Die Jungen von $1^1/_2$ Schuh sind ganz braun, und haben noch gar keine mähnenartigen Haare, die Schwanzquaste 4 Zoll lang und weiß. Es sind sehr sanfte Thiere, welche immer lustig sind und spielen, und von der rohen Wildheit der Eltern noch keine Spur zeigen. Sobald die Männchen die Zähne wechseln, wächst ihnen auch das Haar und bekommt die graue Farbe. Zugleich legen sie auch ihr sanftes Wesen ab und werden roh und wüthend. Die Weibchen bekommen schon Junge ehe sie ausgewachsen sind. Diese Jungen heißen bey Ludolf Hoba. Ehrenberg, Symb. II. fig.

Prosper Alpinus, welcher 1580 in Aegypten gewesen,

sagt: Obschon es in Aegypten gar keine Affen gibt, so werden doch verschiedene aus dem glücklichen Arabien, und zahllose aus Aethiopien durch den Handel dahin gebracht. Man kann sie in Hundsköpfige (Cynocephali) und Schönhaarige (Callitriche) eintheilen. Unter jenen gleichen einige den größten Hunden, einige den kleineren; die meisten sind geschwänzt; es gibt aber auch schwanzlose (nehmlich der türkische Affe). Die meisten sind weißlich und gleichen im Aussehen und Betragen sehr den Hunden; es gibt aber auch rothe. Alle sind aber so talentvoll, daß man ihnen nicht allen Verstand absprechen kann. Die Thierführer lehren sie sehr leicht was sie wollen, vorzüglich verschiedene und sehr sinnreiche Spiele, womit sie die Zuschauer ergötzen, wie man oft zu Cairo, Alexandrien und anderswo sehen kann; ein Beweis, daß diese Affen sehr gelehrig sind. Die Männchen sind besonders den Weibern sehr aufsätzig, was man aber nicht wohl erzählen kann. Diejenigen, welche großen Hunden gleichen, verfolgen die arabischen Weiber auf dem Felde; daher beschmieren sie sich das Gesicht und selbst den Leib mit Safran, wodurch sie von ihren Anfällen frey bleiben; die Affen sollen dann nehmlich meynen, sie wären nicht recht wohl. Sie haben jederseits am Ohr sehr lange, herabhängende Haare, und sehen sehr schön aus; es gibt darunter bald gutartige und anhängliche, aber auch wilde und falsche. Rer. aegypt. 1735. 240. tab. 17. 18 et 19.

Alvarez, welcher von 1570—76 in Abyssinien gewesen, erzählt: Sie kämen auf den Bergen in ungeheuren Heerden vor, zu Tausenden und mehr, und ließen keinen Stein liegen: wenn ihrer zween oder drey ihn nicht umwenden könnten, so stellten sich so viel daran, als Platz hätten, und suchten sodann die darunter verborgenen Würmchen, welche ihre Hauptnahrung seyen; besonders liebten sie Ameisen, legten auf die Haufen die Hand umgekehrt und leckten die darauf gekrochenen Ameisen ab. Besonders schädlich seyen sie aber dem Korn und dem Obst, und verheerten Felder und Gärten gänzlich, wenn man sie nicht hüte. Sie benähmen sich dabey jedoch sehr schlau, und giengen nicht hinein, ohne Kundschafter vorausgeschickt zu haben. Hätten diese das Zeichen der Sicherheit gegeben, so dringe die ganze

Schaar ein und lasse nichts übrig. Anfangs seyen sie ganz ruhig und still, und wenn ein unkluges Junges einen Laut hören lasse, so bekomme es eine Ohrfeige; sobald sie aber die Furcht verloren hätten, bezeigten sie durch gellendes Geschrey ihre Freude. Man könnte ihrer Fruchtbarkeit nicht widerstehen, wenn sie nicht von so vielen Thieren zerrissen würden, gegen welche sie sich nicht anders retten könnten, als durch die Flucht in unzugängliche Felsenlöcher; wäre ihnen aber die Flucht abgeschnitten, so füllten die kühneren ihre Hände mit Staub und Sand, und würfen ihn dem anspringenden Raubthier in die Augen, damit es sie nicht weiter verfolgen könne. C. 17. S. 108. (Ludolf, Hist. aethiop. 1681. Fol. I. cap. 10.)

Ehrenberg hat die ersten wilden in den Gebirgen der Wechabiten, 3 Tagreisen von Gomfuda, unter 19° Nordbreite, gesehen, ein altes Männchen mit seinem grauen Haarmantel, und 4 kleinere braune Weibchen, sitzend auf einem Felsengipfel an einem Bache. Hemprich sah 2 alte Männchen bey Arkiko, unter 15°, auf den Bergen in Abyssinien, und bekam zwey davon. Nachher sahen sie auf den Bergen Taranta, bey Eilet, in derselben Gegend, ganze Heerden zu 100 Stück von jedem Geschlecht, worunter ungefähr 10 Männchen, 20 Weibchen und die übrigen Junge von verschiedenem Alter. Bey ihrer Annäherung glaubte man das Grunzen einer Heerde wilder Schweine zu hören. Viele liefen auf allen Vieren, oft hüpfend, und die ersten eilten schnell zu einem Bache, steckten die Schnauze ins Wasser, um zu saufen. Bald aber bemerkten sie die Reisenden und zogen sich auf Schußweite zurück, ohne daß die letzten zum Saufen kamen. Einige setzten sich, die meisten standen aber halb aufrecht und veränderten nur langsam, aber öfter, ihren Platz. Dabey hatte man Gelegenheit, die große Verschiedenheit nach Alter und Geschlecht zu beobachten. Bey ihrem Zuge waren die alten Männchen hinten, einige zur Seite; das übrige Volk, die kleinen voraus, lief ohne Ordnung schreyend und mäckernd in der Mitte. Die Stimme der Alten war ein tiefes und hohles Grunzen. In dieser Ordnung wurden sie mehrmals gesehen, und auch die Jäger bestätigten dieselbe. Interessant und lächer-

lich war besonders das Benehmen der Weibchen, wovon Einige Junge auf dem Rücken, andere auf den Schultern hatten. Sobald der Zug anhielt, schleuderte die Mutter das Junge nicht eben zart auf die Erde, wo es sogleich eine sitzende Stellung annahm. Kam es zum Aufbruch, so sprang das Junge entweder selbst auf den Rücken der Mutter, oder diese nahm es beym Arm und schleuderte es dahin: dann liefen berittene und unberittene in gleicher Eile schreyend, mäckernd und grunzend davon. Vor den nackten Packträgern und Cameeltreibern aus Abyssinien hatten die Affen weniger Scheu, und soffen in geringer Entfernung von ihnen und mit ihnen, auf gleiche Weise aus demselben Bache. Die letzteren sind jenen auch durch die dunkle Haut und die nachgeahmten bauschenden Perücken so ähnlich, daß das menschliche Gefühl dabey wirklich unangenehm ergriffen wird, und man wohl begreift, daß die Alten auch diese Affen unter die äthiopischen Völkerschaften gerechnet haben.

Eine militärische Ordnung und Tactik, welche ihnen ältere Beobachter, wie Alvarez, zuschreiben, hat Ehrenberg zwar nicht bemerkt, allein der oben beschriebene Marsch ist ordentlich genug, um daran zu erinnern.

In Arabien nannte man diesen Affen Hoba, während der allgemeine Name Kird ist. Später bekam er ein 18 Monat altes Weibchen, welches nach dem dritten Jahr am zweyten Zahnen in Europa starb. Bis dahin war es sehr sanftmüthig, und so, wie die Griechen den Character des Sphinx-Affen schildern, im Gegensatz von dem hundsköpfigen Affen, welches der ältere ist, der nach dem Zahnen wild und bös wird.

Die Künste, welche diese Affen durch die Thierführer gelernt haben, beweisen ein großes Nachahmungstalent. Die Jungen lernen tanzen, einen Hut auf den Kopf setzen, sich auf den Kopf stellen, Burzelbaum schlagen, wie die Araber aus einer Schüssel essen, Tamburin schlagen, Knaben mit Stöcken prügeln, Geld einsammeln u. dergl.; auch erwachsen machen sie diese Künste fort. Sie treiben auch viele unanständige Künste auf den Befehl ihres Herrn, woran sich nicht bloß der Pöbel, sondern auch die vornehme Welt ergötzt. Der Thierführer erregt

dann noch das Lachen und das Beyfallklatschen des Haufens dadurch, daß er dem Affen zuruft: O du schändlicher, liederlicher Herr.

Der nach Europa gebrachte, kletterte leicht auf Pfähle. Die wilden hat Ehrenberg nie auf Bäume klettern sehen, selbst nicht auf der Flucht, sondern sie liefen auf dem Boden oder stiegen auf Felsen und blieben darauf sitzen. Sie sollen sehr gern die schmackhafte Frucht von Rhamnus napeca fressen, welche in Arabien und Abyssinien häufig vorkommt.

Sehr merkwürdig sind die Verhältnisse, in welchen die alten Völker, und zum Theil noch die neueren, mit den Affen stehen. In Aegypten wurden diese Affen göttlich verehrt; andere werden es noch jetzt in Indien, besonders in Pegu. Sonderbarerweise sind diese Affen in keinem der beiden Länder einheimisch. Der berühmte indische Affe Hanuman, welcher, nach Jones, die Gemahlinn des Schri rama aus der Gewalt eines Riesen befreyte (Creutzers Symbolik I. 608.), lebte auf Ceylon. Als der portugiesische Vicekönig von Indien 1558 einen Affenzahn im Schatze eines Fürsten erbeutete, ließ der König von Pegu demselben 300,000 Cruzaden dafür anbieten. Alle anderen Thiere, welche man bey den Aegyptiern einbalsamiert findet, wie der Ibis, Spitzmaus u.s.w., waren im Lande einheimisch. Auf ägyptischen Denkmälern findet mau auch diesen Affen oder Thoth als Schreiber abgebildet. Vielleicht hat ein Einwohner von Aethiopien mit dem affenartigen Haarputz die Schreibekunst nach Aegypten gebracht, und daher die Verehrung dieses Affen. Der männliche ungeheure Sphinx mit dem Negergesichte bey Memphis ist vielleicht das Denkmal dieser Wohlthat. Ehrenberg, Symb. phys. II. 1830. Fol. a—g. tab. 11. Ueber den Cynocephalus und den Sphinx der Aegyptier. 1834. 4. T. 1—4.

Barthema von Bologna, welcher 1503 in Arabien reiste, erzählt: wir sahen auf dem Wege von der Stadt Zibit, eine halbe Tagreise vom rothen Meer, und zwischen Aden, 5 Tagreisen von jener entfernt, auf einem fürchterlichen Gebirge mehr als 10,000 Affen (Gatti maymoni), unter welchen Thiere waren wie Löwen (die männlichen Paviane mit dem mähnenartigen Mantel), welche die

Menschen sehr beschädigen, wenn sie können; und deßhalb kann man nicht auf dieser Straße reisen, wenn nicht wenigstens 100 Personen beysammen sind. Wir giengen darüber mit größter Gefahr und hatten nicht wenig zu thun, diese Thiere abzuwehren; indessen tödteten wir ziemlich viel von denselben mit Bogen, Schleudern und Hunden, so daß wir mit heiler Haut davon kamen. Itinerario. 1503. cap. 27. (Deutsch 1508. B. II. Cap. 14.)

Niebuhr sagt nicht ein Wort mehr, als daß er Affen in den Waldungen von Jemen, bisweilen mehr als 100 bey einander gesehen habe. Die Besitzer der Caffee- und anderer Fruchtbäume müssen ihretwegen fleißig Wache halten. Die jeminischen Affen haben ein rothes und nacktes Hintertheil, und sind besonders geschickt allerley Künste zu lernen. Sie müssen deßwegen außerhalb ihres Vaterlandes, z. B. in Aegypten, manchen armen Menschen ernähren. Er sagt auch, es gebe Löwen in Arabien, aber nicht, ob er sie selbst gesehen habe. Beschreibung von Arabien. 1772. 4. 161. 167.

24) Der gelbliche (S. sphinx)

wird 27 Zoll lang, Schwanz 20; hat einen ziemlich zotteligen Pelz, bräunlichgelb, Gesicht schwarz, Backenbart fuchsroth.

Dieser Affe, welcher in Guinea leben soll, wo ihn aber noch niemand gesehen hat, kommt nicht selten nach Europa, sieht wegen seiner gelblichen Färbung nicht garstig aus, beträgt sich aber sehr unbändig, schüttelt oft mit großer Gewalt die Gitter seines Käfigs, und versetzt die Zuschauer in Angst, bleckt oft die Zähne und zeigt sich immer zornig und unanständig; zeigt auch mit einer Art von Hochmuth jeden Augenblick seinen rothen Hintern und sieht sich dabey um, als wenn er fragen wollte, wie er den Zuschauern gefiele. Er läßt sich nicht leicht etwas nehmen, sondern wehrt sich, und wirft es einem auch wohl an den Kopf. Er nagt sich allmählich seinen langen Schwanz ab, was übrigens viele Thiere in der Gefangenschaft thun. Man kann ihn an geistige Getränke gewöhnen, und dann gewinnt er sie so lieb, daß er sich leicht einen Rausch säuft. Brisson, Quadrup. 214. Cercopithecus cynocephalus. Buffon XIV.

133. T. 13. 14. Papion ou Babouin proprement dit. (Schreber I. 80. T. 6. Fig. 1.) Brongniart, Journ. Hist. nat. I. 1792. 402. tab. 21. (Meyers Zool. Annalen I. 1794. 369. Taf. 4. Schreber Taf. 13. B.) Audebert III. 1. F. 1. 2. Fr. Cuvier, Mém. du Mus. IV. 1818. 419. tab. 13. Babouin. Mamm. 1819. Papion et Babouin.

25) Der schwarze Pavian (S. porcaria, ursina, sphingiola, comata)

ist vom abyssinischen nur durch die dunklere Farbe unterschieden; wird $3^1/_2$ Schuh hoch, Schwanz 20 Zoll, Widerrist 2 Schuh; ist schwarz mit gelblichem Schein; Backenbart grau; Gesicht und Hände schwarz, am Schwanz eine Quaste; das alte Männchen hat am Vorderleib eine Art Mähne, wie ein Mantel. Buffon, Suppl. VII. tab. 15. Audebert III. 1. T. 3.

Dieser Affe lebt am Vorgebirg der guten Hoffnung, und ist derjenige Pavian, welcher zuerst in seinem Vaterlande selbst genauer beobachtet worden ist, und zwar von Kolbe, der ihn auf folgende Art schildet: Er heißt daselbst bey den Holländern Bavian, bey den Hottentotten Choa kauma, hat längere Haare als die andern Affen, und keinen kurzen Schwanz, wie die andern Baviane haben sollen, sondern einen langen, wie ich an mehr als Tausend Stücken gesehen habe, und von denen ich selbst etliche habe tödten helfen, wenn sie sich unterstanden, in die Gärten und Weinberge zu kommen, daselbst großen Schaden zu thun und dem Landmann seine Früchte zu stehlen. Der Kopf ist einem Hundskopf ziemlich ähnlich, obgleich der übrige Leib von der Gestalt eines Menschen nicht weit abweicht, indem sie, wie ein Mensch, aufrecht und sehr schnell gehen können. Sie haben lange, aschgraue Haare, etwa als ein Wolf, und geben daher einen sehr gräßlichen, wilden und rauhen Anblick. Sie haben auch größere und schärfere Zähne als ein Hund, mit welchen sie auch gar übele Bisse thun, indem sie damit durch Haut und Fleisch, wie ein Scheermesser, schneiden. Wenn man einen Hund an sie hetzt, um sie zu verjagen, so kommt er nie unbeschädigt zurück, sondern bringt oft 6—7 Wunden zurück, worein man zween Finger legen könnte; ja wenn er nicht von

andern Hunden oder von Menschen entsetzt wird, so muß er meistens das Leben einbüßen. Gleichwohl ist es zum Verwundern, daß ein Hund, der die scharfen Bavianszähne gefühlt hat, nicht abgeschreckt wird; sondern vielmehr bey erster Gelegenheit auf seinen größern und stärkern Feind nur desto heftiger andringt und ihn so lange mit Bellen aufhält, bis er einen Entsatz annähern sieht, worauf er denselben noch muthiger anfällt und überwältigt. Die Klauen an allen 4 Pfoten sind sehr scharf, und durchschneiden die Haut der Hunde sehr leicht. Der ganze Leib ist behaart; der Hintere aber kahl, glatt und wie mit Blutfarbe angestrichen. Weil sie den Menschen so ähnlich sind, so glauben die Hottentotten, es wären wirklich solche, wollten aber nicht reden, weil sie sonsten, wie sie, arbeiten müßten. Aber sie haben wirklich keine verständige oder deutliche Aussprache: denn wenn sie einander zurufen, so geschieht es durch einen unverständlichen Schrey, welcher einen erbärmlichen und weitschallenden Wiederhall von sich gibt.

Gleichwohl ist zu verwundern, daß sie erbärmlich ächzen, seufzen und weinen können, wenn man ihnen nach dem Leben trachtet und sie mit Hunden hetzen oder mit Prügeln todt schlagen will, wie ich selbst vielfältig, doch niemals ohne innerliche Regung und Erbarmung, angesehen und gehört habe, wenn sie in den Gärten oder Weinbergen angetroffen und getödtet wurden.

Daß sie, wie Geßner vorgibt, Wildpret, wie Gemsen, Büffel u. dergl., fangen, erwürgen, mit ihren scharfen Klauen in Stücke theilen und das Fleisch an der Sonne braten, oder daß sie gar Fische fangen, wie Geßner aus einem Briefe des Königs von Abyssinien behaupten will, davon weiß ich nichts; wohl aber ist mir bekannt, daß sie kein rohes Fleisch fressen, aber zugerichtetes und gebratenes. Wenn Reisende oder Holzhauer und Steinbrecher ihren Ranzen mit den Speisen ablegen und ein wenig schlafen oder ihre Arbeit verrichten; so schleichen sich die Baviane heimlich und unvermerkt herbey, öffnen den Ranzen ganz leise, nehmen die Speisen heraus, fliehen damit auf einen entfernten Felsen und thun dann erst einen lauten Schrey, als wenn sie sie auslachen wollten. Aber gekochtes

Fleisch wird ihnen nicht alle Tage zu Theil, und daher sind Feld-, Garten- und Baumfrüchte ihre eigentliche Speise. Auf Bäume wissen sie meisterlich und sehr behend zu klettern, verstehen auch die Kerne aus den mit Schalen umgebenen Früchten, als Mandeln, Eicheln, Nüssen, Castanien, eben so geschwind und artig, wie ein Eichhörnchen, zu nehmen, daß es eine Lust anzusehen wäre, wenn sie nicht zu viel zur Stillung ihres Hungers bedürften. In den Weinbergen fressen sie sich so trunken, daß man glaubt, einen Trupp Trunkenbolde aus dem Wirthshause gehen zu sehen; daher werden sie auch daselbst am leichtesten ertappt und getödtet. Indessen kommen sie dahin mehr einzeln. Ich gieng einmal mit einem siebenjährigen Knaben in den Weinberg seines Vaters, Bürgermeisters in der Capstadt, spazieren. Er lief immer eine Strecke voraus, um Beeren zu naschen, obschon ich ihn warnte, aus Sorge, es möchte irgend ein Pavian hinter den Stöcken verborgen liegen. Plötzlich lief auch wirklich solch ein zottiges Thier aufrecht auf ihn los, und wäre ich nicht sogleich herbeygesprungen, so würde das Kind Noth gehabt haben, unversehrt wegzukommen. Als mich aber dieses häßliche Thier mit einem Stock in der Hand erblickte, kletterte es sogleich auf einen Baum. Ich warf nun, nebst einigen herbeygerufenen Sclaven, welche Hunde mitbrachten, mit Steinen und Stöcken nach ihm, worauf er wieder herabkletterte und über einen Graben springen wollte, woran er aber durch einen Hund verhindert wurde, so daß beide hinab fielen, worauf er von den Sclaven erschlagen wurde. Er endigte sein Leben mit vielem Aechzen, Seufzen und Weinen.

In den Gärten richten sie an den darinn befindlichen Früchten großen Schaden an, weil sie oft dahin kommen, und nicht einzeln, wie in die Weinberge, sondern gemeiniglich in großer Menge, und zwar zu etlichen Hunderten. Auch kommen sie selten bloß um den Hunger zu stillen, sondern suchen auch eine gute Portion Früchte wegzunehmen und auf die höchsten Gipfel der Berge zu schleppen. Zuerst stellen sie einige Schildwachen rings um den Garten auf, welche auf die Ankunft der Menschen achten und sodann einen

lauten Schrey thun müssen. Dann rücken die anderen in gerader Linie hinter einander an, und stellen sich so, daß sie einander das abgerissene Obst zuwerfen können, ungefähr 10 Schuh weit. Kommt nun niemand, der diese Gartendiebe an ihrer Arbeit verhindert, so reißen sie alle Kürbsen, Gurken, Wasser- und andere Melonen, Granatäpfel u.s.w. ab, werfen sie einander zu und bringen sie eine gute Strecke vom Garten auf einen Haufen: dann stellen sie sich von diesem Haufen weiter fort in ähnlichen Abständen, und wiederholen das so oft, bis sie die gestohlenen Früchte auf den Gipfel eines Berges in Sicherheit gebracht haben. Kommt aber jemand dazu, der sie verhindert, so gibt eine Schildwacht einen Schrey, worauf alle davon laufen und die Früchte liegen lassen, wobey es denn sehr artig aussieht, wie die Jungen den Alten auf den Rücken springen, auf dem sie sitzen bleiben, bis sie nicht weiter verfolgt werden. Uebersieht aber die aufgestellte Schildwacht die Annäherung der Menschen, so ist es unglaublich, wie sie dieselbe hernach, wenn einige erschlagen wurden, prügeln und zu Tode ängstigen: denn bald darauf hört man, wenn sie wieder die Berge erlangt, ein entsetzliches Heulen und Wehgeschrey. Geht man ihnen nach, so findet man insgemein einige todt, was mich von unvernünftigen Creaturen wunder genommen und auf viele artige Gedanken gebracht hat. Davon könnte ich viele Beyspiele anführen.

Die Jungen kann man mit Geiß- oder Schafmilch aufziehen, und nachher statt eines Kettenhundes brauchen. Ich habe oft dergleichen gesehen, die eben so gut Wache hielten wie ein Hund, und keinen Fremden ins Haus ließen. Da sie nie so heimisch werden, wie andere Affen, auch sehr zornmüthig sind; so beißen sie wie rasend um sich, wenn man sie necken will. Sie sind auch sehr hartnäckig und eigensinnig, so daß man ihnen niemals trauen darf; ferner sehr unverschämt und stellen vorzüglich den Weibspersonen nach.

Im Jahr 1709 kam ein schwarzes Sclavenmädchen von 10 Jahren, welches mit seinen Eltern und andern bey einer Reise von Stellenbosch nach dem warmen Bad, auf dem Gebirge von Hottentotts-Holland, etwas auf die Seite gegangen

war, den Reisenden nicht nach. Man suchte es mehrere Tage, um wenigstens nur ein Stück Kleid zu finden, woraus man hätte schliessen können, daß es von einem reißenden Thier wäre zerrissen worden; aber alles vergebens, obschon ein ganzes Hottentotten-Dorf sich 2 Tage lang mit Suchen beschäftigt hatte. Da jenes Gebirge voll Paviane ist, so glaubte man allgemein, daß es von einem derselben in seine Höhle geschleppt und als sein Weib sey erhalten und ernährt worden. Vorgebirg. 1719. Fol. 138. Taf. 2., worauf vorgestellt ist, wie diese Affen einen Garten plündern.

Boddaert nennt dieses Thier Schweinskopf-Affe, weil er glaubt, es sey der Choeropithecus des Aristoteles. Er hatte einen, welcher aufrecht 3 ½ Schuh hoch war, Umfang 3 Schuh 8 Zoll, Schwanz 16 Zoll. Die zwey großen, runden und auf dem flachen und kahlen Kopfe nahe bey einander liegenden schwarzen Augen mit einem braunrothen Ring geben dem Thier, nebst den breiten Backenzähnen und den großen Eckzähnen, ein fürchterliches Aussehen. Der Rücken ist sehr dick behaart, die Brust breit, ganz behaart bis zum Nabel, dann aber kahl; der Schwanz anfangs in die Höhe gerichtet, sodann nach unten und das Ende mit langem Haar wieder nach oben. Die ganze Behaarung ist von schwärzlicher Olivenfarbe; die nackten Theile, wie das Gesicht und Hände, schwarz; die nackten Weichen fleischroth. Naturforscher 22. 1787. 1. T. 1. (Schreber T. 8.B.)

Levaillant bekam in der Nähe des Oranienflusses, wo auch Giraffen vorkommen, diesen Affen; er war 2½ Schuh hoch, mit schwarzbraunem Haar bedeckt so steif als Schweinsborsten, und seine Augen standen so hoch und gerade in der Fläche des Kopfes, daß dieser ganz anders aussah, als bey anderen Affen. Er wurde aus einer zahlreichen Schaar herausgeschossen, worunter noch viel größere waren. Sec. voyage III. 1794. 8. 311. tab. 17. Ed. in 4. 1795. II. 268. tab. 17. ill. Singe noir.

Es kam solch ein Affe jung nach Paris, wo er eine Zeit lang mit seinen Sprüngen und Fratzen die Hausbewohner unterhielt: bald aber wurden seine Tücke gefährlich, und darum legte man ihn an eine Kette, in einem Winkel beym Eingange des

Hofes, wo er 10 Jahre lang den Hofhund machte; allein seine Bosheit nahm so zu, daß er selbst der Schrecken seiner Wärter wurde und man gezwungen war, sich seiner zu entledigen. Er mochte damals 15 Jahr alt gewesen seyn. Widerrist 2 Schuh, Kopf 1, Schwanz 20 Zoll; Färbung grünlichschwarz, die Haare unten grau, dann schwarz mit einigen schmutziggelben Ringen. Die Haare um den Hals sehr lang, wie eine Mähne. Die Backenbärte nach hinten gerichtet und graulich, die oberen Augenlieder weiß, wie beym Mangabey. Außerdem kamen noch mehrere andere vom Vorgebirg der guten Hoffnung nach Paris, von verschiedenem Alter und Geschlecht, die Weibchen ohne Mähnen. Der männliche verlor bald seine Gutmüthigkeit. Als er einmal aus seinem Stand entwischte und der Wärter ihn mit einem Stock wieder hineintreiben wollte, so fiel er ihn an und versetzte ihm mit seinem Gebiß 3 Wunden in den Schenkel, daß sie bis auf den Knochen giengen, und man an dem Aufkommen des Verletzten zweifelte. Um ihn wieder hinein zu bringen, setzte sich das Mädchen, welches ihm oft zu fressen gab, hinter das Rückengitter des Standes, und ein Mann fieng an sie liebzukosen. Sobald das der Affe merkte, stieß er einen wüthenden Schrey aus und stürzte sich in den Stand, der sich augenblicklich schloß. Fr. Cuvier, Mamm. 1819. Chacma.

Nach einer Angabe von Temminck ist der Leib bey den Alten 3 Schuh 8 Zoll lang, der Schwanz die Hälfte, der Kopf 12, Vorderfüße fast 15, Hinterfüße 17. Smuts, Mammal. capens. 1832. p. 3.

26) Der guineische Pavian (S. maimon, mormon), Mandrill, Choras,

hat eine spitzigere Hundsschnautze als die anderen Paviane, nur einen Gesichtswinkel von 30°, und ist einer der größten und stärksten, welcher fast mannshoch wird; Schwanz nur ein Stummel. Färbung grünlichbraun, mit einem gelben Kinn; vorzüglich aber von allen unterschieden durch blaue, starke, runzelige Backen und einem blutrothen Nasenrücken. Gesner, Quadr. ed. II. 560. Fig. Papio. Th. Bartholinus, Acta havniensia I. 67. 313. Fig. Mamonet.

Dieser guineische Affe kommt bisweilen nach Europa und wird, ungeachtet seiner Wildheit und Rohheit, doch zu allerley Spielen abgerichtet, namentlich zum Exercieren. Man sieht ihn bisweilen bey Thierführern auf kleinen Theatern wie einen Soldaten angezogen, das Gewehr schultern, präsentieren, anlegen und losschießen. Er sieht dabey wirklich fürchterlich aus, besonders durch seine langen Eckzähne und die grelle Gesichtsfarbe, gleich einem tatuierten Wilden. Uebrigens lebt er, wie die andern, bloß von Früchten, Citronen, Nüssen, frißt auch Haber und gekochtes Fleisch, säuft Wein und Branntwein, grunzt fast wie ein Schwein und geht auf allen Vieren.

Bosman führt ihn zuerst in Guinea unter dem Namen Smitten auf: er werde 5 Schuh hoch, habe einen großen Kopf, kurzen Schwanz, eine Mausfarbe, sey sehr wild und greife selbst Menschen an. Guinea II. 1705. 718. (Allgemeine Historie der Reisen IV. 261.)

Er wurde zuerst besser beschrieben von Tyson 1704 unter dem Namen Mantegar, eigentlich Man-tiger: so groß wie ein Bullenbeißer, von der Nase bis zur Schwanzwurzel 3 Schuh 3 Zoll, Umfang 2 Schuh 2 Zoll, Kopf 14 Zoll; der Nasenrücken zinnoberroth und vertieft; die erhöhten Seiten des Oberkiefers himmelblau, ein Haarbüschel an Stirn und Kinn; der Rücken schwarz, die Füße olivengelb und braun gemischt, kein Schwanz. Er ist sehr bös und unanständig. Mit einem Stock in der Hand sitzt er ziemlich aufrecht und trinkt aus einem Glase in der andern Hand, wie ein Mensch, schlappt nicht. Er frißt fast nichts als Obst. Phil. Transact. 1704. Nro. 290. p. 167. (Baddam abriged. IV. 1745. 293.) In Guinea heißt er Boggo, bey den Weißen Mandrill [wahrscheinlich Männchen, Mannderl]. Er ist eben so dick wie ein Mensch, hat aber einen ungeheuern Kopf und ein plattes, runzeliges und weißes Gesicht [die Jüngern], das Haar schwarz, wie bey einem Bären. Sie gehen nicht auf allen Vieren, wie die Meerkatzen; wenn man sie plagt, so schreyen sie ganz wie ein Kind. Man behauptet, sie fielen die weißen Weiber an, wenn sie dieselben allein im Walde anträfen. Smith, N. Voyage en Guinée I. 1751. 104.

noch gehören sollte; diesem Pavian scheint der Name **Barris** zu-zukommen.

Seine Stimme ist ein schwaches au, au, weil er einen Hautsack am Kehlkopf hat, welcher die Stimme schwächt. Frißt Obst, Möhren und Brod, täglich 3 Pfund, und säuft eine Flasche Wasser. Er kam im zwölften Jahr durch einen Zufall um; er war damals in seinem kräftigsten Alter und 4 Schuh hoch. Vorher hatte man einen 4½ Schuh hoch und so stark, daß 2 Mann nicht über ihn meister wurden. Es kommen alle von der Goldküste oder anderwärts aus Guinea, und keine aus Indien, wie man sonst gemeynt hat. Die Alten konnten sie daher nicht kennen, obschon man den Satyr des Plinius darauf hat deuten wollen. **G. Cuvier, Menag. du Mus. 1801. Fig.**

4. Die Schnauzen-Affen

haben einen Schwanz, eine mäßige Schnauze mit oben darauf, und nicht vorn daran liegenden Naslöchern.

Es gibt darunter mit langen und kurzen Schnauzen.

a. Die Langschnauzen

haben am letzten Backenzahn 5 Höcker. Sie theilen sich wieder in Kurz- und Schlaffschwänze.

1. Die Kurzschwänze (**Inuus**), Magot, sind:

27) Der türkische Affe (**S. sylvanus, inuus, cynocephalus L.**)

wird über 2 Schuh lang; der Schwanz ist nur ein Hautlappen; Färbung bräunlichgrau, Gesicht bleich. Geßner 1551. 957. Fig. **Jonston, Quadrupedes tab. 59. fig. 5. Prosper Alpinus, Aeg. 241. tab. 15. fig. 1. tab. 16. tab. 20. fig. 1. Cynocephalus magnus et minor.** Buffon **XIV. 109.** T. **7—12. Magot. Suppl. VII. tab. 2—5. Pithèque; tab. 6. Petit Cynocéphale.** Schreber **I. 68.** Taf. **4. 4 B. 5.** Audebert **I. 3.** Taf. **1. Fr. Cuvier, Mamm. livr. II.**

Dieses ist der gemeine Affe, welchen man gewöhnlich auf den Bären herumführen und in den Gassen tanzen sieht. Er findet sich im ganzen nördlichen Africa und in Oberägypten, auch auf den Felsen von Gibraltar, wo er sehr geschont wird; ob er jedoch ursprünglich daselbst zu Hause ist, oder von Ceuta dahin

gebracht worden ist, weiß man nicht. Da er indessen sich daselbst fortpflanzt, so ist es ein Beweis, daß er das Clima verträgt, welches übrigens von dem ihm gegenüber liegenden Africa nicht verschieden seyn kann.

Aristoteles unterscheidet dreyerley Affen: Pitheci, Cebi und Cynocephali. Der Cebus sey ein geschwänzter Pithecus; der Cynocephalus habe die Gestalt des Pithecus, sey aber größer und stärker, habe ein Hundsgesicht, ein unbändigeres Betragen, auch Zähne wie die Hunde, und stärkere. Der Pithecus sey oben und unten behaart. (Hist. An. II. 8. fig. 5.)

Aus diesen kurzen Worten ergibt es sich, daß der Pithecus keinen Schwanz hat und mithin der türkische Affe ist; der Cynocephalus wahrscheinlich der Pavian; der Cebus eine Meerkatze.

In der heiligen Schrift kommt der Affe sehr selten vor, und zwar unter dem Namen Koph. Salomons Flotte hat sie von Tarsis mitgebracht, also aus Aethiopien. Reges I. 10. 22. Paral. II. 9. 21.

Wenn Cebus aus Koph entstanden ist, so muß man annehmen, daß Salomons Affen Meerkatzen gewesen seyen.

Strabo erzählt: in Mauritanien gebe es Drachen (Riesenschlangen), Elephanten, Geißen, Büffel, Löwen, Pardel, Wiesel wie Katzen, aber mit längerer Schnauze (wahrscheinlich Ginsterkatzen) und eine große Menge Affen (Pitheci). Als Posidonius von Cadix nach Italien schiffte, und an die libysche Küste verschlagen wurde, habe er einen Wald am Meer ganz voll von Affen gesehen; die einen auf Bäumen, die andern auf dem Boden sitzend; einige hätten Junge gehabt und dieselben gesäugt: darunter seyen auch gewesen mit Kahlköpfen, Brüchen und mit andern Presten behaftet, so daß es sehr lächerlich wäre anzusehen gewesen. Geogr. XVII. p. 827.

In einem Walde am Indus fanden die Macedonier unter Alexander eine solche Menge Affen, daß sie einmal glaubten, ein Heer vor sich auf baumlosen Hügeln zu sehen, gegen welches sie wirklich anrückten. Sie standen nehmlich daselbst in Reihe und Glied, wie Menschen. Man fängt sie auf zweyerley Art. Da

Derjenige, welchen Alströmer 1764 zu Berlin, nebst einem Löwen und Königsgeyer, lebendig gesehen hat, hatte die Größe eines 12jährigen Knaben. Er fraß saftige Früchte, und besonders gern Eyer, von denen er 8 Stück in die Backenhöhlen stecken kann. Will er eines fressen, so beißt er die Schale an einem Ende auf und säuft es aus; er fraß auch gekochtes Fleisch, war sehr reinlich, und wischte seinen Unrath selbst aus dem Käfig. Schwed. Verhandl. 28. 1766. 144. T. B. S. mormon. (Schreber I. 75. T. 8.)

Einer zu Paris, welcher blaue Backen aber noch keine rothe Nase hatte, war 25 Zoll lang, wovon der Kopf 8 1/2, Schwanz nur 2. Buffon XIV. 1766. 158. Taf. 16. 17. Mandrill.

Pennant sah einen 1779, welcher 5 Schuh hoch war und fürchterliche Kräfte hatte, sich auch sehr wild und unanständig zeigte. Er liebte besonders Käse, stand nie aufrecht, außer wenn er dazu gezwungen wurde. Quadrup. I. 1793. 88. t. 40. 41. Great Baboon.

Man kann sich kaum ein scheußlicheres Thier vorstellen als den Mandrill; nirgends sind die menschlichen Formen mit denen des Viehes auf eine so widerliche Art mit einander verbunden. Unter der schmalen Stirn liegen die 2 kleinen, goldgelben Augen so dicht an einander, daß schon diese Lage der Physiognomie ein wüthendes Ansehen gibt; eine ungeheure Schnauze, der Ausdruck der eigentlich viehischen Leidenschaften, endigt in eine feuerrothe, immer mit ekelhaftem Schleim beschmutzte Fläche; die bauschigen und längsgefurchten Backen sind blau- und bleichviolett; zwischen beiden läuft ein blutrothes Band auf dem ganzen Nasenrücken, daß es aussieht, als wenn das Gesicht blau geschlagen und geschunden wäre. Der Hintertheil des Leibes sieht nicht weniger seltsam und widerlich aus: unter einem in die Höhe stehenden Deckelschwanz liegt ein scharlachrother Wulst; die nackten und großen Hinterbacken, welche das Thier unaufhörlich mit einer eigenen Art von Unverschämtheit und Uebermuth zeigt, sind rosenroth und blau gesäumt; dagegen stechen auffallend die weißen Haare des Unterleibes ab. Nimmt man dazu den übrigen Pelz,

welcher braun und struppig ist, besonders um den Kopf, den spitzig hellgelben Bart, die spitzigen und vorstehenden Hundszähne, den untersetzten Leib, die derben Glieder, ziemlich die Größe des Menschen, mit viel mehr Kräften, so hat man eine Idee von diesem abscheulichen Thier in seinem ausgewachsenen Zustande.

Mit diesem Aussehen stimmt auch vollkommen das Naturell überein; bey ihm gibt es kein Zähmungsmittel; er ist immer wild und rasend, und von keinem Thier haben die Wärter mehr zu fürchten als von ihm. Sein Blick, sein Geschrey und seine Gebärden kündigen eine völlige viehische Unverschämtheit an, und die schmutzigsten Gelüste, die er auch auf die schamloseste Weise befriedigt. Es scheint, die Natur habe in ihm ein Bild des Lasters aufstellen wollen, mit aller seiner Häßlichkeit.

In der Jugend hat er jedoch noch nicht diese Unform und Bosheit: erst wann sich die Eckzähne entwickeln, verlängert sich die Schnauze, verdicken sich die blauen Backen; die Nase wird roth, es verlängern und sträuben sich die Haare und der Leib bekommt sein dickes und plumpes Ansehen, wie man es bey keinem andern Affen findet. Da indessen die meisten jung nach Europa kommen, und sich selten daselbst vollkommen entwickeln, so bekommt man nicht leicht ausgewachsene Männchen zu sehen. Beide Geschlechter haben anfangs ein schwarzes Gesicht, bekommen nach dem zweyten Jahr die Eckzähne, nach dem dritten die blauen Backen, und die Männchen erst nach dem fünften die rothe Nase, wann die Eckzähne ausgewachsen sind; bey den Weibchen wird nur die Nasenspitze zu gewissen Zeiten roth, regelmäßig alle Monat, und dauert 14 Tage. Beym Anblick der Weiber wurde ein ausgewachsener, den man zu Paris hatte, wie toll, und dabey zog er die jüngern vor. Er unterschied sie aus dem Haufen und rief sie mit Stimme und Gebärde. Wäre er frey gewesen, so hätte er sie sicherlich mißhandelt; und von ihm gelten ohne Zweifel die Erzählungen der Reisenden von der Gefahr der Negerinnen in ihrem Lande, was einige wohl mit Unrecht auf den Chimpansé übertragen haben, dem übrigens ursprünglich der Name Mandrill gehörte und ihm

noch gehören sollte; diesem Pavian scheint der Name Barris zu-zukommen.

Seine Stimme ist ein schwaches au, au, weil er einen Hautsack am Kehlkopf hat, welcher die Stimme schwächt. Frißt Obst, Möhren und Brod, täglich 3 Pfund, und säuft eine Flasche Wasser. Er kam im zwölften Jahr durch einen Zufall um; er war damals in seinem kräftigsten Alter und 4 Schuh hoch. Vorher hatte man einen 4½ Schuh hoch und so stark, daß 2 Mann nicht über ihn meister wurden. Es kommen alle von der Goldküste oder anderwärts aus Guinea, und keine aus Indien, wie man sonst gemeynt hat. Die Alten konnten sie daher nicht kennen, obschon man den Satyr des Plinius darauf hat deuten wollen. G. Cuvier, Menag. du Mus. 1801. Fig.

4. Die Schnauzen-Affen

haben einen Schwanz, eine mäßige Schnauze mit oben darauf, und nicht vorn daran liegenden Naslöchern.

Es gibt darunter mit langen und kurzen Schnauzen.

a. Die Langschnauzen

haben am letzten Backenzahn 5 Höcker. Sie theilen sich wieder in Kurz- und Schlaffschwänze.

1. Die Kurzschwänze (Inuus), Magot, sind:

27) Der türkische Affe (S. sylvanus, inuus, cynocephalus L.)

wird über 2 Schuh lang; der Schwanz ist nur ein Hautlappen; Färbung bräunlichgrau, Gesicht bleich. Geßner 1551. 957. Fig. Jonston, Quadrupedes tab. 59. fig. 5. Prosper Alpinus, Aeg. 241. tab. 15. fig. 1. tab. 16. tab. 20. fig. 1. Cynocephalus magnus et minor. Buffon XIV. 109. T. 7—12. Magot. Suppl. VII. tab. 2—5. Pithèque; tab. 6. Petit Cynocéphale. Schreber I. 68. Taf. 4. 4 B. 5. Audebert I. 3. Taf. 1. Fr. Cuvier, Mamm. livr. II.

Dieses ist der gemeine Affe, welchen man gewöhnlich auf den Bären herumführen und in den Gassen tanzen sieht. Er findet sich im ganzen nördlichen Africa und in Oberägypten, auch auf den Felsen von Gibraltar, wo er sehr geschont wird; ob er jedoch ursprünglich daselbst zu Hause ist, oder von Ceuta dahin

gebracht worden ist, weiß man nicht. Da er indessen sich daselbst fortpflanzt, so ist es ein Beweis, daß er das Clima verträgt, welches übrigens von dem ihm gegenüber liegenden Africa nicht verschieden seyn kann.

Aristoteles unterscheidet dreyerley Affen: Pitheci, Cebi und Cynocephali. Der Cebus sey ein geschwänzter Pithecus; der Cynocephalus habe die Gestalt des Pithecus, sey aber größer und stärker, habe ein Hundsgesicht, ein unbändigeres Betragen, auch Zähne wie die Hunde, und stärkere. Der Pithecus sey oben und unten behaart. (Hist. An. II. 8. fig. 5.)

Aus diesen kurzen Worten ergibt es sich, daß der Pithecus keinen Schwanz hat und mithin der türkische Affe ist; der Cynocephalus wahrscheinlich der Pavian; der Cebus eine Meerkatze.

In der heiligen Schrift kommt der Affe sehr selten vor, und zwar unter dem Namen Koph. Salomons Flotte hat sie von Tarsis mitgebracht, also aus Aethiopien. Reges I. 10. 22. Paral. II. 9. 21.

Wenn Cebus aus Koph entstanden ist, so muß man annehmen, daß Salomons Affen Meerkatzen gewesen seyen.

Strabo erzählt: in Mauritanien gebe es Drachen (Riesenschlangen), Elephanten, Geißen, Büffel, Löwen, Pardel, Wiesel wie Katzen, aber mit längerer Schnauze (wahrscheinlich Ginsterkatzen) und eine große Menge Affen (Pitheci). Als Posidonius von Cadix nach Italien schiffte, und an die libysche Küste verschlagen wurde, habe er einen Wald am Meer ganz voll von Affen gesehen; die einen auf Bäumen, die andern auf dem Boden sitzend; einige hätten Junge gehabt und dieselben gesäugt: darunter seyen auch gewesen mit Kahlköpfen, Brüchen und mit andern Presten behaftet, so daß es sehr lächerlich wäre anzusehen gewesen. Geogr. XVII. p. 827.

In einem Walde am Indus fanden die Macedonier unter Alexander eine solche Menge Affen, daß sie einmal glaubten, ein Heer vor sich auf baumlosen Hügeln zu sehen, gegen welches sie wirklich anrückten. Sie standen nehmlich daselbst in Reihe und Glied, wie Menschen. Man fängt sie auf zweyerley Art. Da

sie alles nachzuahmen pflegen, so stellen die Jäger unter den Baum, worauf sie welche sehen, eine Schüssel mit Wasser und waschen sich die Augen; dann thun sie Vogelleim hinein und entfernen sich. Die Affen steigen herunter, waschen sich ebenfalls die Augen und werden sodann gefangen, weil sie die Augen nicht öffnen können. Auch ziehen die Jäger eine Jacke an und lassen eine andere, innwendig behaarte und mit Leim bestrichene zurück. Die Affen ziehen diese an und werden leicht gefangen. XV. 699. Dieses ist natürlich eine andere Affenart, wahrscheinlich der weiße Affe (S. entellus); wenigstens sieht man sie, nach dem Major Sykes, in großen Schaaren in den Wäldern von Decan herumschwärmen. (Zool. Proceedings. 1830. 99.)

Die Alten waren mit der Lebensart und den Talenten der Affen ziemlich bekannt. Plinius sagt auch, daß sie sich nach den Schwänzen unterscheiden, alles nachahmen und daher mit Vogelleim, Schuhen u. dergl. gefangen werden, das Brettspiel verstehen, mit Wachs gemahlte Bilder unterscheiden, in den Häusern Junge hervorbringen, dieselben lieb haben, tragen und zeigen, es gern haben, wenn man sich mit ihnen abgibt u.s.w.; sie tödten aber viele Junge durch übermäßige Umarmung; die geschwänzten seyen traurig, wann der Mond nicht scheine, und würden lustig, wann der Neumond sichtbar werde: denn die vierfüßigen Thiere fürchteten das Verschwinden der Gestirne. Die Cynocephalen seyen wilder, und betrügen sich wie die Satyren. Die Callitrichen sehen ganz anders aus, haben einen Bart, einen stark behaarten Schwanz und sollen bloß in Aethiopien vorkommen. VIII. 54.

Bey den spätern Schriftstellern kommt dieser Affe sehr häufig vor.

Es ist wahrscheinlich derjenige, von welchem Leo Africanus spricht: in den mauritanischen Wäldern, besonders auf den Bergen von Bugia und Constantine, gibt es Affen, welche nicht bloß in den Händen und Füßen, sondern auch im Gesicht, wie ein Mensch aussehen, und von der Natur mit wunderbarem Verstand und Klugheit begabt sind. Sie leben von Kräutern und Körnern, und gehen heerdenweise in die Kornfelder, lassen

aber am Rande eine Wache zurück, welche bey der Erscheinung eines Bauern schreyt, worauf sie alle mit großen Sprüngen auf die nächsten Bäume fliehen. Auch die Weibchen springen, mit ihren Jungen auf den Schultern, von einem Baum zum andern. Welche von ihnen unterrichtet sind, leisten unglaubliche Dinge; aber sie sind zum Zorn geneigt und bissig, jedoch lassen sie sich leicht besänftigen. Africa. 1559. 8. IX. 43.

Prosper Alpin sagt ausdrücklich, daß es in Aegypten keine Affen gebe, sondern daß sie aus Arabien und Aethiopien um des Gewinnes willen dahin gebracht werden. Die Thierführer lehren sie allerley Spiele, um das Volk zu belustigen. Einer, den man zu Padua hatte, pflegte des Winters am Feuer zu sitzen, obschon er sich oft verbrannte. Als einmal Castanien in der heißen Asche lagen, und er kein Holz fand, um sie heraus zu schüren; so nahm er dazu plötzlich die Pfote einer dabey schlafenden Katze und zog sie heraus. Die kleinern oder jüngern lassen sich viel leichter zähmen, sind auch gescheidter, lustiger und verschlagener. Aegypt. 241. tab. 15. fig. 1. tab. 16. tab. 20. fig. 1.

Buffon hatte einen mehrere Jahre lang, des Sommers im Freyen, des Winters in einer ungeheizten Stube, wo er sehr gut aushielt. Er sah indessen immer traurig aus und widerlich, schnitt Gesichter, um seinen Zorn auszudrücken oder seinen Appetit, zeigte die Zähne und bewegte die Kiefer hin und her; seine Bewegungen waren plötzlich, seine Manieren grob, seine Physiognomie eher garstig als lächerlich. Er fraß alles, mit Ausnahme des rohen Fleisches, des Käses und gegohrener Sachen; was man ihm gab, stopfte er in die Backenhöhlen. Man mußte ihn an einer Kette halten, weil er sich weder an das Haus, noch an seinen Herrn gewöhnte. Wahrscheinlich wurde er schlecht erzogen: denn es gibt andere, welche viel munterer, gelehriger und gehorsamer sind, sich anziehen lassen, tanzen lernen u.s.f. Aufrecht war er gegen 3 Schuh hoch; er gieng aber lieber auf allen Vieren, und saß gewöhnlich halb aufrecht auf den Hinterschwielen. Seine Schnauze ist ziemlich dick und verlängert, fast wie bey einem Hund, und seine Eckzähne sind lang. Die Weib-

chen sind kleiner. Uebrigens scheint es verschiedene Abänderungen zu geben, besonders in der Farbe. Hist. nat. XIV. tab. 7—12. Magot. Suppl. VII. tab. 4. 5. Pithèque.

Uebrigens ist dieser Affe, nebst dem Orang-Utang und dem Gibbon, der einzige, welcher mehr Verstand als die andern hat, sich deßhalb besser unterrichten läßt, und daher von den Menschen, um des Gewinnes willen, mehr gepeiniget wird. Er unterwirft sich jedoch nur, so lange er noch jung ist. Einmal ausgewachsen hilft weder gute noch schlechte Behandlung. Er hat weder Zutrauen noch Furcht, und wird bey jener Behandlung träg, bleibt sitzen mit den Armen auf den Knieen, von denen er die Hände herunter hängen läßt; er staunt vor sich hin und bewegt sich nur, um zu fressen. Bey schlechter Behandlung wird er traurig, magert ab und stirbt bald. In der Freyheit aber ist er eines der muntersten Thiere, muthwillig und gescheidt, so daß er in seiner Gegend bald die Herrschaft über die andern Affen gewinnt. In den Wäldern sitzen sie truppweise auf den Bäumen, greifen ihre Feinde gemeinschaftlich an und verscheuchen sie durch ihr Geschrey; sie werden nur während der Nacht die Beute der katzenartigen Thiere, welche klettern können. Ungeachtet ihrer Menge scheinen sie doch nicht über die Barbarey hinaus sich verbreitet zu haben. Was von ihrem Vorkommen im übrigen Africa, oder gar in Indien und China gesagt wird, ermangelt aller genaueren Angaben.

Er geht immer auf allen Vieren, aber sehr unbeholfen; er versteht besser das Klettern, wie alle anderen Affen; in der Ruhe setzt er sich auf den Hintern; im Schlaf biegt er den Kopf zwischen die Hinterbeine, oder legt sich auch wohl auf die Seite. Die Speisen beriecht er vorher, wie alles, was er nicht kennt: dann nimmt er sie mit den Lippen oder mit den Händen. Sie bestehen in Früchten, Brod, gekochtem Gemüse, besonders Möhren und Erdäpfeln; er säuft schlürfend. Im Zorn bewegt er seine Kiefer mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit und schreyt rauh und stark; verwundet mit Zähnen und Nägeln. Sein Geselligkeitstrieb macht, daß er auch andere Thiere gern hat; er reitet auf den größeren, wie Bären, Cameelen, Hunden, trägt

die kleineren herum und wird bös, wenn man sie ihm nehmen will, fängt ihnen die Flöhe und frißt dieselben. Sie bringen in der Gefangenschaft Junge hervor. Ein Ausgewachsener mißt 2 Schuh 3 Zoll, wovon der Kopf 7 Zoll, Widerrist 1½. Fr. Cuvier, Mamm. 1819.

Nach Ehrenberg kommt dieser Affe weder in Arabien noch Aethiopien vor. Symbolae II. 1830. Fol.

28) Der Schweinschwanz-Affe (S. nemestrina, platypygos)

wird viel größer als der vorige, 2½ Schuh hoch, 5 Zoll lang, ist graulichbraun, mit schwarzem Scheitel und Rücken, oder auch ganz schwarz, und hat einen grauen Kragen um das Gesicht; der Schwanz kurz und fast nackt.

Edwards hatte 1752 einen zu London, der aus Sumatra gekommen war. Es war ein Männchen von der Größe einer Katze, sehr lebhaft und unruhig. Als man später ein um die Hälfte größeres Weibchen zu ihm ließ, so bezeigten sich beide sehr erfreut. T. 214. Pig tailed Monkey. (Seligmann VII. T. 8. Schreber I. 79. T. 9.), T. 5B. S. platypygos. Audebert II. 1. Taf. 2. Maimon. Fr. Cuvier, Mammif. 1822. Singe à queue de cochon, Barrou auf Sumatra.

Raffles schreibt den Namen Brouh. Es ist ein sehr gewöhnlicher Pavian in der Nähe von Bencoolen, wo ihn die Einwohner häufig abrichten, um auf die Bäume zu klettern und die Cocosnüsse zu sammeln, worinn er sehr geschickt ist. Wenn er sitzt, ist er 2 Schuh hoch; auf dem Rücken gelblichbraun mit schwarz gemischt, auf der Stirn weiß, auf dem Scheitel schwarz; das Gesicht nackend und fleischroth, ebenso die Ohren, Hände und Gesäßschwielen; die Schnauze etwas vorragend und die Naslöcher vorn daran; Schwanz nur 6 Zoll lang und nach unten geringelt; der letzte Backenzahn fünfhöckerig; unter dem Zungenbein ein Sack, der mit dem Kehlkopf in Verbindung steht. Es gibt eine größere Art, welche ins Olivengrüne fällt, sehr gelehrig ist und daher auch theuer. Wenn er Cocosnüsse sammelt, so weiß er die reifen sehr gut auszuwählen, und reißt nicht mehr ab, als ihm befohlen ist. Zwo andere kleinere Arten sind dunkler

und nicht so gelehrig. Linn. Transact. XIII. 1821. 243. S. carpolega.

29) Der gemeine indische (S. rhesus)

ist 1½ Schuh lang, Schwanz nur ⅓, und in der Gestalt ein Mittelding zwischen den Meerkatzen und den Pavianen; gleicht in der Gestalt, Größe und im Betragen der gemeinen Meerkatze, in dem dicken Kopf aber, der dicken Schnauze und dem kurzen Schwanz den Pavianen; die Naslöcher öffnen sich aber nicht vorn, sondern hinten und oben auf der Schnauze; Färbung graulich, Kopf und Kreuz gelblichbraun, Gesicht fleischfarben, Gesäß roth. Buffon XIV. 176. Taf. 19. Maimon. Suppl. VII. tab. 14. Patas à queue courte. G. Cuvier, Menag. Mus.. Fig. Fr. Cuvier, Mamm. 1821. m et f.

Dieses Thier kommt hin und wieder aus Bengalen, wo es in den Wäldern am Ganges lebt. Es ist sanft, läßt sich behandeln, selbst schmeicheln und zeigt nicht den unverschämten Muthwillen der Paviane. Falconer nennt ihn den gemeinen indischen Affen. Journal of the Asiatic Society of Bengal. VI. 354. (Philos. Magazine XII. 1838. 35.)

Der Missionär John hat in Trankebar eine ganze Affenfamilie dieser Art herumführen sehen. Sie bestand aus einem Männchen und Weibchen mit 2 Jungen, und machte allerley Künste in den Gassen. Sie stammten aus der Gegend von Kasi im obern Bengalen, am Ganges, welches der heiligste Wallfahrtsort der Malabaren ist. Das Männchen war 2½ Schuh hoch, der Schwanz 1 lang. Es war sehr unbändig und biß häufig selbst den Führer, so daß man ihm die Eckzähne ausbrechen mußte. Es war angebunden, und wenn man sich nur ein wenig näherte, um es genauer zu betrachten, so machte es fürchterliche Gebärden und wilde Sprünge. Als es der Führer mit einem Stabe messen wollte, fiel es ihn an, packte ihn am Kopfe und biß heftig um sich herum, so daß er viele Mühe hatte, es durch Stockschläge abzuhalten. Es war 12 Jahr alt, das Weibchen 13 und hatte 2 Junge, wovon das kleinere noch sog und sich so vest anhielt, daß es auch bey den stärksten Sprüngen nicht abfiel. Es soll, nach Aussage des Führers,

9 Monat tragen. Sie leben von Wurzeln, Früchten und gekochtem Reiß. Das Weibchen steckte die Gujaven-Früchte in die Backenhöhlen, das Männchen aber verzehrte sie sogleich. Sie sollen über 30 Jahr alt werden. Neue Berliner Schriften I. 1795. 4. S. 211.

Audebert sah ein Weibchen zu Paris, welches 2 Schuh hoch war und nicht so sanft, wie das von Buffon, sondern sehr ungeduldig, so daß es ihm immer das Papier zerreißen wollte, während er es zeichnete; wahrscheinlich weil es älter war. Im Käfig übrigens war es ziemlich ruhig, und fraß auch nicht so gierig, wie die andern Affen. II. 1. T. 1. Rhésus.

30) Der ceylonische (S. silenus, leonina, veter, senex), Ouanderou et Lowando,

ist 2 Schuh lang, Schwanz 7 Zoll mit einer Quaste, schwarz mit einem schwärzen oder grauen Kragen und Bart. Buffon XIV. 169. tab. 18. Suppl. VII. 81. tab. 22.

Er kommt bisweilen aus Ceylon, wo er sehr häufig in den Wäldern lebt, ziemlich wild ist und bösartig, so daß man ihn immer eingesperrt halten muß. Die weiße Abart soll besonders stark und muthig seyn, die Weiber angreifen und sie sogar bis zu ihren Wohnungen verfolgen. Descript. de Macassar.

Die schwarzen Affen mit spannelangen weißen Bärten üben in Malabar eine besondere Herrschaft über die andern aus, welche in ihrer Gegenwart sich besonders ehrfurchsvoll und unterwürfig zeigen. Auch die Fürsten schätzen sie hoch, wegen ihrer Ernsthaftigkeit und ihres schärferen Verstandes. Sie ziehen sie auf zu allerley Ceremonien und Spielen, wobey sie sich zum Bewundern gut benehmen. Vincent Marie, Voyage cap. 13. pag. 405.

Nach Knox thun sie den Feldern auf Ceylon wenig Schaden, weil sie meistens in den Wäldern bleiben und von Knospen leben; in der Gefangenschaft aber fressen sie alles. Relation Tom I. p. 107. (Schreber I. 87. T. 11 und 11 B.) Audebert II. 1. T. 3.

Nach Thierbach heißen die schwarzgrauen Affen mit dem

weißen Bart auf Ceylon, bey den Singalesen, Wanderau. Sie machen keine Possen oder Neckereyen, wie die daselbst gemeine Art mit Namen Roloway, sondern sehen sehr ernsthaft aus und sitzen, wenn man sie zu Hause hat, mehrentheils still, daß man glauben sollte, sie seyen traurig und tiefsinnig. Als ich zu Tabbowe mit meinem Commando lag, gab es daselbst sehr viele dieser Art, weil der Platz mit sehr hohen und dichten Bäumen bewachsen war. Da sie den Innwohnern an den Cocosbäumen in den nahe gelegenen Gärten viel Schaden zufügten, so schoß ich viele davon: denn es war wirklich ein Jammer anzusehen, wenn man durch die Gärten gieng, worinn einige Hundert Cocosbäume standen, und nicht eine einzige Frucht darauf; sondern der Boden gleichsam besät von halbreifen Früchten, welche durch diese Affen und die Rukias, eine Art großer Eichhörnchen, angefressen und herabgeworfen waren. Einst schoß ich ein Weibchen, als es eben im Begriff war, von einem Baum auf den andern zu springen. Es fiel herunter, und ihre zwey Jungen waren noch vest an ihre Brust geklammert. Ich wollte sie aufziehen, sie starben aber bald. Neue Berliner Schriften I. 1795. 218.

2. Die Schlaffschwänze

haben einen ganz kraftlosen, hängenden Schwanz. Meerkatzen (Macaco, Macaque).

31) Die gemeine Meerkatze (S. cynomolgos, cynocephalus), Macaque,

ist 1 1/2 Schuh lang, Schwanz eben so viel, grünlichbraun, unten weißlich, Gesicht braun, Ohren und Hände schwarz, auf Kopf und Backen kleine schwarze Haarbüschel, der Rand der Augenbrauen sehr hoch und die Schnauze lang, fast wie bey einem Pavian.

Dieser ist einer der gemeinsten Affen, welche man in Europa sieht, und dessen ungeachtet weiß man nicht, woher er kommt. Früher glaubte man, er komme aus dem mittleren Africa, nun aber aus Ostindien: allein kein neuerer Reisender hat ihn daselbst gesehen, mit Ausnahme von Osbeck, welcher die Art mit einem kleinen Schopf (Aigrette) in Indien beobachtet hat. (Reise

99.) Er nähert sich so sehr den Pavianen, daß man nicht recht weiß, wohin man ihn stellen soll. Er hat einen kurzen Leib, einen dicken Kopf, so wie die runzelige Schnauze, eingefallene Augen und kurze stämmige Füße. In der Jugend ist er ziemlich zahm und gelehrig, wird aber mit dem Alter immer unartiger, unreinlich, stinkend, schneidet fürchterliche Gesichter und droht zu beißen. Buffon XIV. 190. Taf. 20. 22—24. Macaque. tab. 21. Aigrette, S. aygula.

In der neuern Zeit hatte man mehrere Stücke, von verschiedenem Alter und Geschlecht, in dem Thiergarten zu Paris. Die Färbung der oberen Theile ist grünlichbraun, nehmlich ein Gemisch von goldgelb und schwarz auf grauem Grund; die unteren Theile sind hellgrau, der Schwanz schwärzlich, die Füße ganz schwarz, das Gesicht fast nackt und bleich, zwischen den Augen fast weiß, was characteristisch ist; auf den Backen längere, grünliche Haare; auf der Stirn kein Schopf; die Eckzähne sehr lang und stark. Das Männchen war 20 Zoll lang, Schwanz 19, Widerrist 16; das Weibchen nur 14 Zoll lang, und der Vorsprung des Kammes über den Augenbrauen kleiner, eben so die Eckzähne; das Gesicht von einem langen, grauen Backenbart umgeben; auf der Stirn ein Schopf, so daß der unter dem Namen Aigrette (S. aygula) bekannte Affe nichts anderes als das Weibchen ist. Das erwachsene Männchen und Weibchen befanden sich in 2 Ständen neben einander, so daß sie sich sehen konnten. Da sie sich gut gegen einander vertrugen, so ließ man sie zusammen. Sie lebten ein Jahr mit einander als ein liebevolles Paar. Anfangs Augusts hatte man Gründe sie zu trennen. Achzig Tage nachher kam, am 17. October 1817, ein vollkommenes Junges zur Welt, welches aber die Mutter nicht anerkannte. Es starb schon am andern Tag. Sie paarten sich wieder nach 10 Tagen. Wie lange die Tragzeit gedauert hat, weiß man nicht genau; bey einer andern, verwandten Gattung aber hatte sie 7 Monate gedauert. Das Junge war 8 Zoll lang, der Schwanz ebenfalls. Die Haare schwarz, aber dünn gestreut.

Am 25. Jänner 1818 paarten sie sich wieder und wurden

sogleich getrennt. Am 19. July kam wieder ein Junges, dem es ergieng wie dem vorigen. Hier wußte man also ebenfalls genau, daß die Tragzeit 7 Monate war. **Fr. Cuvier, Mammif. 1819.**

Die javanischen Meerkatzen (S. aygula) heißen Tjaecko. Sie sind nicht größer als eine Katze, überall licht grau, oder graugelb, unten weißlich, freundlich gegen Menschen und ihres Gleichen; sie liebkosen einander durch Umarmung. Werden sie eines Affen von anderer Art gewahr, so grüßen sie ihn mit Tausend Grimassen. In Ermanglung näherer Freunde spielen sie mit den Hunden. Anfänglich können sie nicht gut allein seyn; wann sie schlafen, so stecken sie die Köpfe zusammen. Sie schreyen des Nachts beständig, und gehen des Tags, wenn sie angebunden sind, unaufhörlich rück- und vorwärts. Sieht man sie scheel an, so werden sie böse und schmatzen. Uebrigens gleichen sie ihren Geschlechtsverwandten in der Unfläthrerey, der Unanständigkeit, der Possierlichkeit, dem Wohlgefallen an allerley glänzenden Dingen und in dem Appetit zu Früchten und grünem Kraut. Die Nüsse beißen sie sich selbst auf und verzehren die Kerne mit großem Appetit. Sie sollen in China Rhabarbar sammeln und Reiß stoßen. Weibchen bekommt man selten zu kaufen. Die Meerkatzen gehören überhaupt zu den Waaren, welche von so entlegenen Orten am schwersten nach Hause zu bringen sind. Ihr nächtliches beständiges Mauen ist unerträglich. Bisweilen werden sie vom Scorbut heimgesucht, der sie so steif macht, daß sie zuletzt kaum von der Stelle gehen können, und oft raubt er ihnen das Leben. Läßt man sie frey herumlaufen, so üben sie Tausend Possen aus; springen auf alles, naschen den Leuten das Essen weg, jagen sich mit den Hühnern, brechen ihnen das Genick ab und treiben ihren Unfug noch weiter. Auf einem Schiff kletterte eine große Meerkatze den Jungen nach auf die Bram-Rah, als sie die Seegel einschlagen sollten, und biß einem, der ihrer Meynung nach nicht genug that, das Ohr weg. Diese und mehr Ungemächlichkeiten sind die Ursachen, daß man von diesen kleinen Possenreißern so wenig mitbringt. **Osbecks Reise. 1765. 130.**

32) Der Hut-Affe (S. sinica), Bonnet chinois,

ist ein schlankes Thier, 1½ Schuh lang, Schwanz etwas länger; röthlichbraun, unten weiß, Gesicht fleischfarben, Scheitelhaare schirmförmig.

Dieser sonderbare Affe, bey welchem die Haare vom Scheitel ringsum ausstrahlen und über den Kopf wie ein chinesischer Hut hervorragen, kommt nicht selten aus Bengalen lebendig nach Europa. In seiner langen Schnauze, so wie in seinem Betragen schließt er sich an die gemeine Meerkatze an. Buffon XIV. 241. Taf. 30. (Schreber I. 208. T. 23.) Audebert IV. 2. T. 11. Fr. Cuvier, Mamm. 1825.

Es ist einer der artigsten und angenehmsten Affen, welchen man mit Vergnügen in der Stube halten kann. Das fleischfarbene Gesicht ist so gestaltet, daß das Thierchen die Gesichtszüge eines alten Männchens hat und dadurch ein ungemein interessantes Ansehen erhält. Die Stirn ist weit höher, als bey andern Affen, und gewölbt: die Augen braun, außerordentlich lebhaft und rollen beständig im Kopfe herum. Die Ohren kahl, ziemlich wie beym Menschen gestaltet, aber ohne Umschlag und oben stumpf zugespitzt; der Rücken aschgrau, schwach rostfarben überlaufen, Unterleib weissgrau. Er ist sehr gelehrig, und ahmt alles nach, was man ihm vormacht, schlägt das Rad, raucht sogar Taback und treibt den Rauch durch Mund und Naslöcher heraus. Er frißt gern Obst und gelbe Rüben, ist auf den Canarien- und Hanfsamen so erpicht, daß er ganze Händevoll in seine Backenhöhlen steckt, und um sich beißt, wenn man ihm diese Leckerbissen nehmen will. Bechstein und Pennant I. S. 209.

b. Die Kurzschnauzen

haben einen langen, aber kraftvollen und ausstreckbaren Schwanz. Darunter gibt es mit kurzen und dicken Beinen, andere mit langen und dünnen.

1. Die Kurzbeine

haben am hintern Backenzahn nur 4 Höcker (Cercopithecus), Guénons.

Es sind kleine bunte Affen aus dem mittleren Africa, welche den Seiden- und Eichhorn-Affen in America entsprechen.

Darunter gibt es mit platter Stirn, welche wenig geistige Anlagen haben und sich muthwillig und unartig betragen.

33) Der grüne Affe (S. sabaea), Callitriche,

wird gegen 2 Schuh lang, der Schwanz etwas mehr, ist grünlichgelb, unten weißlich; Gesicht schwarz, Backenbart und Schwanzende gelblich. Edwards T. 215. (Seligmann VII. T. 11. Schreber I. T. 18.) Buffon XIV. 272. T. 37 u. 38. Callitriche. Audebert IV. 2. Taf. 4 und 5. F. Cuvier, Mamm. 1819.

Dieser Affe kommt schon seit den ältesten Zeiten von den Inseln des grünen Vorgebirgs, aber auch vom Senegal und überhaupt, wie es scheint, aus dem ganzen nördlichen Africa, vom atlantischen Meer bis zum indischen. Er ist einer der häufigsten von denen, welche nach Europa kommen, wo er das Clima sehr gut erträgt. Es sind aber fast lauter Männchen, welche Klugheit, aber auch Bosheit an den Tag legen, bald wüthend werden, bald aber auch von Bekannten sich kratzen lassen und dabey schnurren, fast wie die Katzen.

Nach Adanson sind die Wälder längs des Nigers ganz damit angefüllt, und dennoch bemerkt man ihre Anwesenheit nur durch das brechen der Aeste, welche sie herunterwerfen: denn sonst sind sie sehr still und springen so leicht, daß man sie kaum hört. Man kann 2—3 schießen, ohne daß die anderen scheu werden: erst wann mehrere verletzt sind, fangen sie an sich hinter einem großen Aste zu verstecken oder herunter zu steigen, oder endlich von dem Gipfel eines Baums nach einen andern zu springen, was auch die meisten thun. Nichts war artiger anzusehen als wenn sich einige zugleich auf denselben Ast schwangen, dieser sich bog, die äußersten herunter fielen und die übrigen in der Schwebe hängen blieben. Er schoß während dieser Vorgänge, in der Zeit von einer Stunde, und auf einem Raum von 20 Klaftern ins Quadrat, nicht weniger als 23, ohne daß auch nur ein einziger einen Schrey hätte hören lassen, obschon sie sich

mehrmals zusammenrottiert, Gesichter geschnitten, die Zähne gebleckt und gethan haben, als wollten sie ihn angreifen. Reise nach Senegal 1773. 309.

Levaillant begegnete in einem Walde am kleinen Fischfluß gegen die Casserey diesem grünlichen Affen, mit weißem Bauch, schwarzem Gesicht und braunen Gesäßschwielen, fast überall in den Wäldern. Sie sprangen von einem Aste zum andern, zeigten sich und verschwanden, als wenn sie ihn zum Besten hätten. Eines Morgens sah er gegen 30 auf einem Baum beym ersten Sonnenschein. Als er sich unter den ziemlich freystehenden Baum geschlichen hatte, konnte er keinen mehr bemerken. Er setzte sich nieder, und nachdem er ziemlich lange seine Blicke hinauf gewendet hatte, guckte endlich ein Kopf hervor. Er zielte und der Affe fiel. Er wartete wieder eine halbe Stunde, ohne daß sich etwas rührte. Da ihm die Weile zu lang wurde, so schoß er blindlings in den Baum; es fielen zwey und ein dritter hielt sich mit dem Schwanz an einem kleinen Zweig, von dem er auf einen neuen Schuß fiel. Als er eine Strecke vom Baume war, kletterte die ganze Heerde plötzlich herunter und floh mit lautem Geschrey in den Wald. Darunter hinkten auch einige, wahrscheinlich verwundete, nach, ohne daß sich die andern um sie bekümmert oder gar fortgetragen hätten. Die Backenhöhlen waren vollgestopft von den Kernen des Gelbholzbaumes. Voy. 1790. 8. II. 308.

Auch Lichtenstein fand in derselben Gegend eine Menge von diesen Affen. Manche Colonisten haben die Geschicklichkeit ihnen nachzuklettern und sie einzufangen. Reise I. 257.

In Paris hatte man einen, der 5 Jahr alt wurde. Er blieb immer wild, zeigte sich zornig gegen jederman und biß oft seinen Wärter; gegen die Weiber zeigte er besondere Gelüste; seine Stimme war eine Art Grunzen, anfangs tief, dann hoch. Er saß oft aufrecht mit geschlossenen Augen. Seine Nahrung bestand in Brod, Obst und Wurzeln. Des Winters wurde er dunkler, des Sommers verlor er fast alle Haare am Unterleibe. G. Cuvier; Menag. 1801. Fig.

34) Der äthiopische (S. aethiops L., faunus),

sieht eben so aus, ist aber blasser, ganz grünlichgrau, unten und Backenbart weißlich, Gesicht fleischfarben.

Er kommt aus Aethiopien nach Aegypten, und von da nach Europa. In der Jugend sind sie ziemlich folgsam, später aber werden sie unartig, selbst gegen ihren Wärter, und lauern auf die Gelegenheit, wo sie einen von hinten anpacken können. Sie kratzen und beißen, springen schnell wieder weg, lassen aber einen nicht aus dem Gesicht, um den Anfall wiederholen zu können. Sie sind schlechterdings nicht zum Gehorsam gemacht, und wenn man sie zwingt, so werden sie traurig und sterben bald. Fr. Cuvier, Mammif. 1819. Hasselquists Reise 270. S. aethiops. Buffon XIV. 1766. 230. Taf. 29. Malbrouc; Scopoli Deliciae tab. 19. S. cynosurus. Schreber T. 14 C.

35) Der rußfarbene (S. fuliginosa, aethiops?)

unterscheidet sich auffallend durch die weißen Augenlieder und die längere und dickere Schnauze; Länge 1½ Schuh, Schwanz eben so viel; Pelz lang und am ganzen Leibe röthlichbraun; Kopf schwärz, Bauch weiß. Buffon XIV. 244. T. 34. 35. 38. Mangabey. (Schreber I. T. 20.) Audebert IV. 2. T. 9. F. Cuvier, Mamm. 1819.

Buffon, welcher diesen Affen zuerst lebendig gehabt hat, sagt weiter nichts davon, als daß er den Schwanz gewöhnlich auf den Rücken geschlagen getragen habe. Er bekam ihn unter dem Namen „Affe von Madagascar", und deßhalb nannte er ihn Mangabey, nach einer Ortschaft auf dieser Insel, damit die Reisenden daselbst nach diesem Affen forschen möchten. Obschon diese Thiere sehr häufig nach Europa kommen, so weiß man doch immer noch nicht aus welchem Lande. Cuvier meynte, es sey Hasselquists S. aethiops (S. 270.), und ihr Vaterland sey daher Aethiopien, weil es auf Madagascar nur Maki, aber keine ächten Affen gebe. Allein Hasselquists Affe ist augenscheinlich nichts anderes, als der Malbrouc, nehmlich die bleichere Abart des grünen Affen, und daher kann man immer noch nicht sagen, wo der Mangabey zu Hause ist. Er ist sehr lustig und

muthwillig, immer in Bewegung, schneidet bey seinen Sprüngen immer Gesichter, welche Aehnlichkeit mit dem Lachen haben, indem er die großen Zähne zeigt. Er ist sehr gelehrig und lernt allerley Kunststücke machen, auf dem Seile tanzen mit einer Stange in den Händen, Bücher durchblättern, als wenn er darinn läse. Er wechselt, nach Bechstein wenigstens bey uns, nach den Jahreszeiten die Farben; im Hornung graulichweiß, das Gesicht schwarzgrau; im May der Rücken dunkel aschgrau, der Scheitel grünlich, das Gesicht rostfarben; im November oben kohlschwarz und auch das Gesicht, der Scheitel grünlichgelb, der Unterleib hell schiefergrau. (Pennant I. 203.)

Es gibt davon eine Abart mit einem weißen Kragen. Buffon XIV. 257. T. 33. (Schreber I. 105. T. 21.) Audebert IV. 2. T. 10. F. Cuvier, Mamm. 1821.

Man vermuthet, daß er von der Westküste Africas komme, südlich vom grünen Vorgebirge.

36) Der rothe (S. rubra)

ist lebhaft fuchsroth, unten weißlich, auf der Stirn ein schwarzes Querband, manchmal weiß gestreift, Hände weiß; Länge $1^1/_2$ Schuh, Schwanz eben so viel. Buffon XIV. 208. Taf. 25—28. Schreber I. 98. T. 16. Fr. Cuvier, Mammif. 1820.

Dieser glänzendrothe Affe findet sich am Senegal, wo er schon von den ältesten Reisenden bemerkt wurde. Sie sind außerordentlich neugierig, steigen von den Bäumen herunter bis ans Ende der Zweige, wann ein Schiff vorbey geht; wenn einer es genug betrachtet hat, so macht er einem andern Platz; manchmal werfen sie sogar Zweige herunter. Schießt man nach ihnen, so schreyen einige fürchterlich, andere werfen mit den Händen ihren eigenen Koth entgegen; andere springen herunter und werfen mit Steinen. Er frißt gern Milch, Datteln und Melonen, auch Brod, Reiß, Bohnen und anderes Gemüse vom Tisch, aber nicht gern Fleisch. Die Backenhöhlen stopft er oft so voll Datteln, daß sie ganz lächerlich dick werden. Die Neger nennen sie Pata. Brue, Hist. gén. des Voy. II. 521.

Es scheinen dieselben zu seyn, welche nach le Maire am

Senegal die Hirse verwüsten. Es rotten sich 40—50 zusammen, während einer auf einem Baume Wache hält und wie toll schreyt, so bald er etwas bemerkt: dann flieht die ganze Heerde mit ihrer Beute, klettert auf Bäume und springt von einem zum andern mit unglaublicher Geschwindigkeit, die Weibchen mit ihren Jungen eben so leicht, als wenn sie nichts hätten. Voyages 103.

37) In Aethiopien, namentlich Darfur und Sennaar, kommt ein ähnlicher Affe vor, welchen Ehrenberg

den rothrückigen (S. pyrrhonota) nennt.

Er ist etwas größer als der vorige, und hat auch einen etwas längeren Kopf, fast wie die Paviane; oben ist er golds glänzend roth, Gesäß zinnoberroth, unten und Backenbart weiß, Gesicht, Ohren und Hände schwarz, die Nase weiß behaart, um die Augen ein fleischrother Ring; Länge 2 Schuh, Schwanz 1½. Das mähnenartige Haar auf dem Nacken des Männchens goldroth.

Er heißt in seinem Vaterlande Nisnas. Jung ist er sehr lebhaft, anständig und liebenswürdig, älter ernsthaft, oft bös wie ein Hund, und beißt manchmal wüthend um sich, packt sogar die Hunde an und zerfleischt dieselben. Im Aerger öffnet er den Rachen, als wenn er gähnte, und zeigt alle Zähne.

Man hat früher gemeynt, der rothe Affe vom Senegal sey derjenige gewesen, welcher bey den Griechen und Römern nicht selten unter dem Namen Cephos, Cepus und Cebus vorkommt, weil man dafür hielt, daß der rothe Affe in Aethiopien, von welchem die spätern Reisenden in Aegypten gesprochen haben, der nämliche sey. Man findet diesen äthiopischen Affen einge hauen und auch gemalt unter den ägyptischen Alterthümern: so auf einem Kalkstein vom Fries einer Begräbnißkammer, den Passalacqua aus Sakhara nach Berlin gebracht hat. (Antiquités. 1826. 72. Nro. 1405.) Aelian beschreibt diesen roth rückigen Affen aus der Gegend des rothen Meeres (XVII. 8.). Belon hat ihn unter den neueren zuerst in Aegypten gesehen und für denjenigen gehalten, welchen Plinius (VIII. 19.) wegen der Schönheit seiner Haare Callitriche genannt hat; er sey ganz

gelb, wie Gold, und aus dem Geschlechte der Guénons, welche Aristoteles Cebus genannt habe (Observ. 1555. cap. 52.).

Prosper Alpinus hatte 1580 zu Cairo eine solche Callitriche, welche er T. 20. F. 4. schlecht abbildet. Sie war am ganzen Leibe roth, so groß wie eine Katze, schlank, hatte ein schwarzes, menschliches Gesicht von einem weißen Bart umgeben, und einen langen rothen Schwanz. Sie war so zahm wie eine Katze und sehr furchtsam; aber dessen ungeachtet liefen andere Thiere vor ihr fort, wenn sie das Maul öffnete, welches, wegen des Barts, fürchterlich aussah. Kein anderer Affe drückt beym Seufzen die menschliche Stimme so gut aus, wie dieser. (Rer. aegypt. 1735. 244.) Bochart hat gezeigt, daß der Coph der Hebräer der Cephus der Römer sey. Forskal hat 1760 bemerkt, daß der Nisnas aus Nubien nach Aegypten gebracht werde. Ehrenberg, Berl. Verhandlungen I. 1829. Symbolae phys. fasc. I. 1832. Fol. h h. tab. 10.

Andere haben eine ziemlich gewölbte Stirn, einen Gesichtswinkel von 60°; sind besonders gutmüthig und anständig, und mahnen sowohl im Bau des Kopfes als im Betragen an den Orang-Utang.

Die 3 ersten zeichnen sich durch eine weiße Nase aus.

38) Die eigentliche Weißnase (S. petaurista)

ist 1 Schuh lang, Schwanz 1½, grünlichbraun; die Nase weiß, aber das Gesicht bräulich nebst einem weißen Haarbusch auf den Schläfen.

Es ist ebenfalls ein sehr lebhaftes Thierchen, welches von Früchten lebt, indessen selten nach Europa kommt. Es hat durchaus nicht die Unarten der meisten Affen, ist immer lustig und unterhaltlich. Audebert IV. 2. T. 13. Ascagne; tab. 14. Blanc-nez. Schreber I. 103. T. 19. B. C. G. Cuvier, Menag. du Mus. F. Cuvier, Mamm. 1820.

39) Der blinzelnde (S. nictitans)

ist etwas größer als der vorige, 16 Zoll lang, Schwanz 26, schwarz mit weißen Düpfeln bestreut, Gesicht schwarz, Nase weiß, um die Augen ein röthlicher Ring. Marcgrave 127. Ango-

lensis alius. Buffon, Suppl. VII. 72. tab. 18. Audebert IV. 1. T. 2. Hocheur. F. Cuvier, Mamm. 1825.

Er kommt aus Guinea und Angola, und wird, jung gefangen, sehr zahm und kurzweilig. Er sieht aus wie die Diana.

40) Der Schnurrbart (S. cepphus), Moustac,

hat ebenfalls eine weiße Nase in einem schwärzlichblauen Gesicht; auf den Schläfen ein gelber Haarbusch; Färbung bräunlichgrau mit einem solchen Schopf, unten weißlich; der weiße Flecken auf der Nase ist gabelförmig, steht eigentlich vor der Nase auf der Oberlippe wie ein Schnurrbart. Länge 14 Zoll, Schwanz 12. Buffon XIV. 283. T. 29. (Schreber I. 102. T. 19.) Audebert IV. 2. T. 12. F. Cuvier, Mamm. 1821.

Er kommt ebenfalls aus Guinea nach Europa, aber selten; sein Betragen ist sanft.

41) Die Diana (S. diana), Roloway,

ist sehr schlank und 1½ Schuh lang, schiefergrau, Rücken und Kreuz purpurbraun, unten weiß; Schenkel hinten hochgelb; Gesicht schwarz, langer Bart und Backenbärte weiß, das Weibchen ohne Bart.

Kommt ebenfalls aus Guinea, hat dieselbe Größe und Munterkeit der vorigen. Er frißt alle Arten von Früchten, springt vortefflich, und wenn er bös wird, so zieht er das Maul weit auseinander und bewegt die Kiefer sehr schnell und drohend. Marcgrave 227. Exquima. Linne, Schwed. Abhandl. 1754. 213. T. 6. (Schreber I. 94. T. 14.) Buffon, Suppl. VII. tab. 20. Audebert IV. 2. T. 6.

42) Der bunte oder Nonnen-Affe (S. mona, monacha), La mone,

ist 1½ Schuh lang, Schwanz 2, braun, Füße schwarz, unten und neben der Schwanzwurzel zween Flecken weiß, Scheitel und Backenbart gelblich, ein Band um die Stirn so wie die Nasenwurzel schwärzlich, Schnauze fleischfarben.

Dieses ist eine der gemeinsten, schönsten und artigsten Meerkatzen, welche häufig aus Africa nach Europa kommen, wie es scheint aus der Barbarey und Aegypten, was jedoch sonderbarerweise noch nicht ausgemacht ist. Auf jeden Fall kann er aber

nicht aus einer sehr heißen Gegend stammen, weil er sonst nicht bey uns jahrelang aushalten würde. Die braune Farbe des Rückens, die weiße der vordern oder untern Seite des Leibes, die kragenartigen Backenbärte und das schwarze Stirnband mahnen an die Tracht der Nonnen, und daher hat dieser Affe ohne Zweifel seinen Namen bekommen. Man kann ihn, so wie den türkischen Affen, jahrelang gesund und munter erhalten. Obschon er nicht so zahm und possierlich wird, wie die kleineren americanischen; so läßt er sich doch von den Personen, die er kennt, anfassen, aufheben, auch, wenn er gelegentlich entflohen ist, wieder einfangen. Er frißt alles mögliche, besonders Früchte, auch Brod, gekochtes Fleisch, Insecten, besonders Spinnen und Ameisen, so daß man glaubt, es sey derjenige Affe, von dem Ludolf (**Hist. aethiop. 1681. Fol. cap. 10.**) sagt: die Affen liefen auf den Bergen von Abyssinien in ungeheuren Heerden zu Tausend und mehr herum und wendeten jeden Stein um, weil sie sehr gierig nach Würmern seyen, besonders nach Ameisen, auf deren Haufen sie den Rücken der Hand legen, und dann die dareinlaufenden Ameisen ablecken. Gibt man ihm mehr Brocken als er verschlucken kann, so füllt er damit die Backenhöhlen an. Buffon XIV. 258. tab. 36. Suppl. VII. tab. 19. Schreber I. 97. T. 15 u. 156. Audebert IV. 2. T. 7.

Jung aufgezogen beträgt er sich so artig, daß man ihn frey kann laufen lassen. Er ist außerordentlich geschickt und hurtig, und dennoch haben seine Bewegungen etwas sanftes und vorsichtiges. Die Nichterfüllung seiner Wünsche verleitet ihn zu keiner Heftigkeit; sieht er, daß es nicht geht, so macht er einen Sprung und beschäftigt sich mit etwas anderem. Er hat übrigens einen unwiderstehlichen Trieb zum Stehlen, und lernt nicht das liegen zu lassen, wofür er oft bestraft worden ist. Er sucht die Taschen so leise aus, daß man es nicht merkt, macht Knoten auf, Ketten und Schränke, indem er den Schlüssel umdreht. Er zeigt zwar wenig Anhänglichkeit, läßt sich aber schmeicheln, mit sich spielen und macht dabey allerley Stellungen, beißt schwach, läßt sanfte Laute hören und bezeugt seine Freude. Er schneidet nie Gesichter, sieht ruhig und etwas ernsthaft

aus, und beträgt sich überhaupt anständig. Fr. Cuvier, Mamm. 1819.

2. Die Langbeine oder Schlank-Affen

haben sehr schlanke Glieder und 5 Höcker am hinteren Backenzahn (Semnopithecus).

Ihr Gesicht ist kurz, fast wie bey den Gibbon, am Kehlkopf ist ein Sack; die Backenhöhlen fehlen; der Magen ist in mehrere Säcke getheilt, fast wie bey den Wiederkäuern.

43) Der weiße Affe (S. entellus), Langoor,

ist 3½ Schuh hoch, gegen 2½ lang, der Schwanz 3 mit einer Quaste; schmutzig gelblichweiß, die nackten Theile dunkelviolett, der behaarte Rücken aller 4 Hände, so wie ein Haarkamm quer über den Augen schwarz.

Dieses Thier lebt in Bengalen, und hat in Gestalt und Größe viel Aehnlichkeit mit dem Duc; Kopf ziemlich rund, Gesicht, Ohren und Handfläche nackt und braun, die Haare laufen vom Scheitel strahlig aus, fast wie beym Hut-Affen, und ihr Rand vor der Stirn bildet einen schwarzen Querkamm; am Kinn ist ein sehr kurzer gelblicher Bart. Dufresne, Bulletin philomat. 1797. 14. Audebert IV. 2. T. 2. (Schreber T. 23 B.)

Diesen merkwürdigen Affen hat der Missionär John zuerst in seinem Vaterlande, Ostindien, und zwar an der Küste von Coromandel in Tiruwallur, nicht weit von Madras, mit vielem Vergnügen lebendig beobachtet. Er heißt bey den Malabaren Mandi; ist viel größer als der gemeine Affe, hat einen sehr langen Schwanz und einen auf dem Rücken schwarzgrau und am Bauche weiß gefärbten, ziemlich feinen Pelz, welchen die europäischen Kürschner sehr gut würden brauchen können. Ueber den Augen stehen weit hervorragende schwarze Haare, die einem Schirme gleichen und seinem Gesicht ein ganz sonderbares Ansehen geben. Schönere Affen habe ich nie gesehen. Ihre Finger, Nägel, Nase und andere kleine Theile konnte ich nicht genau betrachten, weil sie mir nie näher als bis auf 10 Schritt kamen, mich und meine aufgehängten Kleider und Sachen sehr neugierig betrachteten, und vieles weggeholt haben würden, wenn ich mich

zum Schlafen niedergelegt und es nicht genau bewacht hätte. Ich konnte mich an ihrem freundschaftlichen Umgange unter einander, und an ihren ungeheuren Sprüngen nicht satt sehen. Mit ganz unglaublicher Behendigkeit waren sie, wie der Blitz, von der Erde bis auf den Gipfeln hoher Bäume; von da stürzten sie sich auf die untersten Aeste und auf die Erde wieder herab, brachen zum Scherz einige Zweige ab, sprangen von einem Gipfel der Bäume auf andere, weit davon stehende, und in weniger als einer Minute waren sie von einem Ende des Gartens bis zum andern, fast ohne die Erde zu berühren, und verloren sich einige Hundert Ellen weit aus dem Gesicht. Ehe man es sich aber versah, waren sie alle wieder da. Ich fragte den Gärtner, ob man nicht einige bekommen könne. Er antwortete: Fanget und schießet sie meinetwegen alle hinweg; denn man kann vor diesen Saudieben keine Cocosnuß oder irgend eine andere Frucht im Garten behalten. Ich bedauerte daher sehr, daß ich keine Flinte bey mir hatte. Naturforscher 28. 1799. 111.

Dieser Affe ist die gemeinste Gattung in Bengalen, und eben deßhalb sind wir am spätesten mit ihm bekannt geworden. Die dortigen Reisenden, welche von ihnen die Wälder angefüllt und die Pagoden bedeckt sahen, glaubten ohne Zweifel, solche gemeine Affen wären schon häufig genug nach Europa gebracht worden, und hielten es daher nicht der Mühe werth, sich weiter um dieselben zu bekümmern. Den ersten brachte der Dr. med. Bressand aus Bengalen nach Paris: er war aber noch jung und ziemlich von der Reise hergenommen, und starb schon nach 6 Monaten an Verstopfung. Länge nur 13 Zoll, Höhe 10, Schwanz 26. Er hat zwar alle Kennzeichen der Meerkatzen, aber nicht ihre Stärke, Beweglichkeit und ihren Muthwillen. Seine Füße sind unverhältnißmäßig lang, seine Bewegungen langsam, das Auge und die Physiognomie ruhig, so daß man ihn für einen Gibbon halten würde, wenn er nicht einen Schwanz hätte. Er verhält sich zu den Meerkatzen wie die Klammer-Affen zu den Sapajou. Sein schwarzes Gesicht, Hände und Kamm über den Augen stechen sehr ab gegen den weißen Pelz,

der jedoch auf dem Rückgrath und den Lenden ins Röthliche fällt. Fr. Cuvier, Mamm. 1820.

Dieses Thier heißt, nach dem Berichte von Duvaucel, in Indien Hulman, hat unter dem Kehlkopf einen Luftsack und nur schwache Spuren von Backenhöhlen. Die Brahmanen haben bekanntlich eine religiöse Achtung für das Leben aller Thiere, vorzüglich aber für das Leben dieser Art Affen, von denen sie sich gern ihre Gärten plündern lassen. Das machen sich diese Thiere auch zu Nutzen, und kommen selbst in die Häuser zum Essen, ja nehmen die Speisen den Leuten aus den Händen.

In der Jugend haben diese Thiere einen ziemlich runden Kopf, sind sehr gescheidt und wissen wohl zu unterscheiden was ihnen schädlich und nützlich ist, lassen sich daher sehr leicht zähmen, zeigen aber einen unwiderstehlichen Hang zu stehlen und durch Schlauheit zu bekommen, was sie sonst nicht erhalten können. Im Alter wird dagegen die Schnauze viel länger und der Kopf platter. Damit verändern sich auch die geistigen Eigenschaften: Gleichgültigkeit tritt an die Stelle der Lebhaftigkeit und Klugheit, der Trieb zur Einsamkeit an die der Zutraulichkeit, die Stärke an die der Hurtigkeit und Geschicklichkeit. Nach einem Berichte von Duvaucel haben die Hindu diesem Affen einen der ersten Plätze unter ihren 30 Millionen Gottheiten angewiesen. Er erscheint im untern Bengalen vorzüglich gegen das Ende des Winters. Aber ich konnte anfangs keinen bekommen, ungeachtet meiner Bestrebungen: denn die Bengalesen hinderten mich immer, ein solches Thier zu tödten, weil sie glauben, man würde dann unfehlbar das Jahr darauf sterben. So oft die Hindu meine Flinte sahen, jagten sie die Affen fort. Während eines ganzen Monats, wo 7—8 Affen sich zu Chandernagor aufhielten und bis in die Häuser kamen, um von den Kindern der Brahmanen ihre Gaben zu holen, gieng immer ein frommer Brahman um meinen Garten herum, seinen Tam-tam schlagend, um die Affen abzuhalten mir die Früchte zu fressen.

Seine mythologische Geschichte ist sehr weitläufig. In den dickbändigen Mysterien des indischen Volkes wird der Hulman wegen seiner Stärke, seines Geistes und seiner Schnelligkeit als ein

berühmter Held aufgestellt. Man verdankt ihm in diesem Lande eine der geschätztesten Früchte, die Mango, welche er aus den Gärten eines weit und breit bekannten Riesen auf Ceylon gestohlen hat. Zur Strafe dafür wurde er zum Feuertod verurtheilt: er löschte jedoch das Feuer aus, verbrannte sich aber dabey Gesicht und Hände, und diese blieben seitdem schwarz. Als ich in Gouptipara (heilige Oerter auf dem Hougly, von Brahmanen bewohnt und mit Pagoden bedeckt, worinn das Haargeflechte der Göttinn Durga aufbewahrt wird) einzog, fand ich die Bäume voll von Hulmanen mit langen Schwänzen; sie flohen aber mit fürchterlichem Geschrey. Als die Hindu meine Flinte sahen und eben so wohl als die Affen die Absicht meines Besuchs erriethen; so kam mir ein Dutzend entgegen, um mich von der Gefahr zu unterrichten, welcher ich mich aussetzte, wenn ich auf Thiere schöße, die mindestens metamorphosierte Fürsten wären. Das war mir zwar nicht angenehm, doch gieng ich weiter. Unterwegs sah ich aber eine solche verführerische Prinzessinn, daß ich dem Wunsche nicht widerstehen konnte, sie näher zu betrachten. Ich schoß nach ihr, und war sodann Zeuge eines wirklich rührenden Zugs: das arme Thier, welches ein Junges auf dem Rücken hatte, wurde in der Nähe des Herzens verwundet; es raffte alle seine Kräfte zusammen, nahm sein Kleines, hängte es an einen Ast und fiel todt herunter. Dieser mütterliche Zug hat mehr Eindruck auf mich gemacht, als die Reden der Brahmanen, und dießmal ist das Vergnügen, ein so schönes Thier zu besitzen, nicht meister geworden über die Reue, ein Wesen getödtet zu haben, welches durch das achtungswürdigste Gefühl am Leben blieb. Fr. Cuvier, Mamm. 1825.

Nach diesen Angaben kann es nun kein Zweifel mehr seyn, daß dieser Affe, welchen Duvaucel Hulman nennt, der seit langen Zeiten berühmte heilige Affe der Hindu, mit Namen Hanuman ist, welcher, nach Jones, die Sita, die Gemahlinn des Schri Rama, aus der Gewalt des Riesen Ravan auf der Insel Ceylon befreyte. (Creutzers Symbolik I. 608.) Dahin gehört auch ohne Zweifel der berühmte Affenzahn, welchen der portugiesische Viecekönig von Indien, Constantino de Braganza,

1558 in dem Schatze eines Fürsten auf Ceylon erbeutete, und für welchen ihm der König von Pegu durch einen Gesandten 300,000 Cruzaden anbot. Er sey von einem weißen Affen gewesen, der einem alten Könige seine geraubte Gemahlinn wieder aufgefunden habe. Der Vicekönig versammelte seine Räthe: die weltlichen riethen das Geld anzunehmen; ein Geistlicher aber suchte zu zeigen, daß man durch einen solchen Handel dem heidnischen Zauber und Aberglauben nur Vorschub thun würde. Er setzte seinen Antrag durch, und der Zahn wurde zerstampft und das Pulver verbrannt. Wäre der Zahn ganz geblieben, so würde man jetzt mit Sicherheit bestimmen können, welchem Affen er angehörte. So hat aber ein blinder Religionseifer ein Ueberbleibsel zerstört, welches für die Geschichte der indischen Mythologie von Wichtigkeit gewesen wäre; indessen zerstört unser aufgeklärtes Zeitalter noch auf diesen Tag alte, für die Geschichte und die Zierde des Landes wichtige Gebäude und Capellen, theils aus demselben Grunde, theils um des schnöden Gewinnes willen.

Auch gehört die Nachricht hieher von der Oberstinn Elwood, daß die regierende Familie der Stadt Purbunder, vom Stamme der Dschaidwar, behaupte, vom Affen Hanuman abzustammen. Sie unterscheidet sich noch jetzt durch den Titel geschwänzte Rana, weil einer ihrer Vorfahren eine Verlängerung des Rückgraths soll gehabt haben. (Briefe über Indien. 1828. Brf. 57.)

Der Major Sykes hat diesen Affen, welcher bey den Mahratten Makur heißt, in großen Heerden in den Wäldern der westlichen Ghauts in Deccan angetroffen. Er wird von ihnen nicht verehrt, und sie haben nichts entgegen, wenn man ihn tödtet. Zool. Proceed. 1830. 99.

Hodgson fand denselben in Nepal und sagt, er sey durch die Religion in der Central-Region eingeführt worden, wo er in einem glücklichen Zustande halb als Hausthier in der Nachbarschaft der Tempel lebt. Zool. Proc. 1834. 95.

44) Der Kleider-Affe (S. nemaeus), Douc,

sieht in seiner Farbenvertheilung aus, als wenn er mit

Kleidern angezogen wäre; er hat die Größe des türkischen Affen, ist aufrecht 2 Schuh hoch, Schwanz 1½; Jacke grau, Hosen, Stirnband und Hände schwarz, Strümpfe braunroth, Aermel, Bart, Kreuz und Schwanz weiß, Gesicht gelb, ein braunrothes und schwarzes Halsband. Buffon XIV. 298. T. 41. (Schreber I. 110. T. 24.) Audebert IV. 1. T. 1. Fr. Cuvier, Mamm. 1825.

Dieser seltene, durch seine Färbung so sonderbar ausgezeichnete Affe, welcher noch nie lebendig nach Europa gekommen ist und sich nur in der Sammlung zu Paris findet, lebt in Conchinchina, und soll daselbst Duk heißen. Weiter weiß man nichts davon. Man glaubt, ein Affe auf Madagascar, welchen Flaccourt Sivac nennt, sey derselbe: er sey weiß, mit einer rothbraunen Capuze, einem weißen Schwanz und zween rothbraunen Flecken in den Weichen; sey größer als der Halb-Affe Mococco, kleiner als der Varicossi, stehe oft aufrecht und lebe von Bohnen. Voyage 153. Seitdem hat niemand mehr etwas von Affen auf Madagascar gehört. Die Abbildung von Fr. Cuvier kommt von einem der Exemplare, welche Diard aus Cochinchina eingeschickt hat, ohne die geringste Bemerkung über ihre Lebensart. Er hat übrigens Gesäßschwielen, welche man ihm früher abgesprochen hat. G. Cuvier, Règne animal I. 93.

45) Der langnasige (S. larvata, rostrata), Kahau, Nasique,

zeichnet sich sowohl durch seine abstechenden Farben als durch die wie ein Rüssel aus dem Gesicht hervorstehende Nase aus. Die Farben sind in so großen Massen vertheilt, daß er wie angekleidet aussieht; im Ganzen braunroth mit gelblichen Flecken auf dem Rücken, der Unterarm sammt den Händen, und eben so das Schienbein sammt den Füßen gelblichgrau, der Schwanz weiß, eben so ein Querstreif auf Lenden und Brust; der Bart kurz, das nackte Gesicht schwarzbraun.

Dieser sonderbare Affe, von dem man noch keinen lebendig in Europa gesehen hat, wurde zuerst von Wurmb genauer beschrieben. Er findet sich vorzüglich auf Borneo, in der Nähe von Pontiana, und zwar in großen Heerden, welche sich Mor-

gens und Abends an Flüssen auf den Bäumen versammeln, sich von einem zum andern wohl 20 Schuh weit schleudern und deutlich das Work „kahau" schreyen, wovon sie auch den Namen bekommen haben; sie heißen übrigens auch Bantanjan, welches Großnase bedeuten soll. Ihre Höhe reicht über $3^1/_2$ Schuh, der Schwanz 2, die Nase kann gegen 4 Zoll lang werden, und ihre Löcher sich auf 1 Zoll erweitern; unter dem Kehlkopf hängt ein langer Sack, der bis zu den Schlüsselbeinen reicht und wahrscheinlich Ursache seiner tiefen Stimme ist. Sie sollen schon Junge bekommen, lange ehe sie ausgewachsen, und wann sie erst 1 Schuh hoch sind. Sie sind sehr boshaft und lassen sich nicht zähmen; auch kennt man ihre Nahrung nicht, und kann sie daher nicht aufziehen. Wurmb, Merkwürdigkeiten aus Ostindien. 1797. 257. Pennant I. 215. Buffon, Suppl. VII. tab. 11. 12. (Schreber T. 10. B. C.) Blumenbachs Abbild. Taf. 13.

In der neuern Zeit sind einige Bälge nach Europa gekommen, welche eine kaum 1 Zoll lange Nase haben (S. recurva).

5. Die schwanzlosen oder Gesichts-Affen

unterscheiden sich durch ein kurzes, menschenartiges Gesicht, dessen Winkel über 60 Grad hat, und durch den gänzlichen Mangel des Schwanzes und der Backenhöhlen; sie haben nur 4 Höcker am hintern Backenzahn.

a. Langarme (Hylobates),

haben Arme bis auf die Knöchel herunter.

Darunter haben einige noch eine Spur von Gesäßschwielen und eine platte Stirn — die Gibbone.

46) Der Kragen-Langarm (S. lar), Grand Gibbon,

soll gegen 4 Schuh hoch werden, hat die Größe des türkischen Affen, ist mit ziemlich langen, groben und schwarzen Haaren bedeckt, das Gesicht aber graulich eingefaßt.

Er findet sich fast in ganz Ostindien, namentlich in Coromandel, Malacca, bey Pondichery. Es sind sehr gutmüthige Thiere, welche viel aufrecht gehen, und selbst wenn sie auf allen Vieren gehen, so ist der Leib doch ziemlich aufrecht, wegen der langen Arme. Sie fressen Obst, Mandeln u. dergl. Buf-

fon XIV. 92. Taf. 2—4. Grand Gibbon. (Schreber I. 66. Taf. 2.) Audebert I. 2. Taf. 1.

Man glaubt der Affe gehöre hieher, welchen Le Comte auf den Molucken gesehen und von dem er sagt: Er geht von selbst aufrecht, bedient sich seiner Arme wie ein Mensch, hat ein Gesicht wie ein Hottentott, den Leib mit einer Art grauer Wolle bedeckt, und beträgt sich ganz wie ein Kind, wenn es seine Leidenschaften und Wünsche ausdrücken will. Sein Naturell ist sehr mild: will er jemanden seine Zuneigung zu erkennen geben, so umfaßt und küßt er ihn mit außerordentlicher Freude. Einer war wenigstens 4 Schuh hoch, sehr geschickt und behend. Mémoires sur la Chine. 510.

In dem Königreich Gannaure, an den Gränzen von China, gibt es einen sehr seltenen Affen, mit Namen Fefe, mit schwarzem, behaartem Leib, sehr langen Armen, der leicht und schnell geht. Ist also wohl auch ein Gibbon. Recueil des Voyages. 1716. III. 168.

Stephan de Visme, welcher lange zu Canton in China lebte, bildet einen wohl hieher gehörenden Affen, jedoch sehr schlecht ab. In den Wäldern des innern Bengalens, und zwar in der Gegend Mevat, gibt es Affen, welche Golok oder wilde Menschen heißen. Da sie keinen Schwanz haben, so glaubt man sie seyen durch Vermischung mit den Menschen entstanden. Sie fressen Früchte, Blätter, Rinden und Milch; Fleisch nur in der Gefangenschaft. Sie sind sehr sanft und außerordentlich bescheiden. Sie haben die Höhe eines Menschen, Zähne so weiß wie Perlen, Arme und Füße im gehörigen Verhältniß zum Leibe, der sehr zierlich ist. Einige davon wurden nach Deccan gebracht, wo sie abgebildet wurden. Phil. Trans. 59. 1769. 72. tab. 3. (Naturforscher VII. 1775. 268. Taf. 6. 7.) Da es in Bengalen keine Orang-Utange gibt, so kann dieß nichts anderes als ein Gibbon seyn. Die Abbildung ist übrigens so schlecht, daß man nichts daraus schließen kann; durch die Beschreibung jedoch erfährt man das Naturell.

Le Beck, Münzmeister zu Batavia auf Java, sah diesen Affen 1797 zu Calcutta, wohin er von den Mugg-hills gebracht

worden war, und wo er allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Der Leib ist mit schwarzen langen Haaren bewachsen, mit einer weißen Binde auf der Stirn; die Kopfhaare sind aufgerichtet. Das Gesicht ist platt, kahl und schwarz; die Augen groß, rund und braun; die Ohren wie beym Menschen; Nase platt, Naslöcher seitwärts und mondförmig; Lippen einwärts gebogen und ohne Ränder; Bart kurz und steif, vorn weiß, hinten schwarz; die dünnen Arme sind 6 1/2 Zoll länger als die Füße; alle Finger zur Hälfte behaart, Daumen sehr kurz, Nägel gebogen; auf dem Gesäß 2 kahle schwarze Flecken. Leibeslänge 1 1/2 Schuh, Arme mit den Händen 21 1/2 Zoll, Füße 15; die Vorder- wie die Hinter-Hände 5 1/2.

Dieser Affe war sehr gesellig, ließ sich gern streicheln und biß ungereizt niemanden. Im Auf- und Abspringen war er sehr behend, liebte die Wärme und war gegen die Kälte empfindlich. Verwickelte sich der Strick, woran er gebunden war, so wußte er ihn sorgfältig loszumachen. Er war sehr gemächlich: denn wenn er saß, ruhete er mit Kopf und Händen auf den Knien. Fleisch ausgenommen, fraß er alles, was man ihm reichte, zog aber süße Sachen vor, wie Zuckerrohr, Früchte und Kuchen. Wenn er trank, tauchte er die Hand geschlossen ins Wasser und leckte sie ab. Im Zorn war seine Stimme ein Knurren; wenn es ihn hungerte, oder wenn man ihn neckte, so schrie er, fast wie ein Esel, „ijan“, vom tiefsten bis zum feinsten Ton. Er gieng meistens auf den Hinterbeinen, aber nicht ganz aufrecht, sondern mit vorwärts gebogenen Knien. In dieser Stellung reichten die Hände bis auf den Boden, und die Höhe war 2 Schuh 2 1/2 Zoll, ganz aufrecht 2 Schuh 9 1/2 Zoll. Naturforscher 29. 1802. S. 1.

Nach Raffles heißt dieser Affe auf der Halbinsel Malacca Ungka-etam, ist kleiner als der Siamang, nicht über 2 Schuh hoch, schwarz mit einem weißen Kreis um das Gesicht. Er hat keine nackten Falten an der Kehle, und alle Zehen sind getrennt. Linn. Transact. XIII. 1821. 242.

Duvaucel hat diesen Affen auch auf Sumatra entdeckt, wo Raffles ihn nicht aufführt. Er habe aber auch 15 Mo-

nate lang nichts von ihm gehört, und dann erst eine ganze Familie mit einander getödtet, Vater, Mutter und Junges; die Malayen nennten ihn auch Unko. Er habe noch mehr gesehen, alle einander ganz gleich. Er ist ein wenig kleiner als der braune (S. agilis), aber demselben so ähnlich, daß man außer der Färbung keinen Unterschied bemerkt. Er ist mit langem Haar dicht bedeckt, nicht so schwarz und glänzend, wie beym Siamang, sondern der S. agilis ähnlicher durch seine Länge an gewissen Stellen, durch einen schwachen braunen Widerschein und durch dunkleres Braun in den Weichen und unter den Schenkeln; auch gleicht er ihm in dem weißen Band über den Augenbrauen, welches sich um den weißen Backenbart und Bart verliert. Die Kehle ist nicht nackt und ausdehnbar, wie beym Siamang, sondern mit Haaren bedeckt, jedoch kürzer und weniger dicht als am Unterleibe. Mitten auf der Brust des Männchens ist ein grauer schwacher Flecken, vielleicht nur zufällig. Mit dem Siamang stimmt er also überein durch die Art und Färbung der Haare, mit S. agilis durch die Augenbrauen und Backenbärte, durch die Physiognomie und die Größenverhältnisse, durch den Mangel des Kehlsacks und durch die Verwachsung des Zeigfingers mit dem Mittelfinger bloß beym Weibchen. Er hat auch 14 Rippenpaare, die beiden andern nur 13.

Das Weibchen ist kleiner und der Backenbart gefärbt wie der übrige Leib. Der Kopf ist ganz schwarz und nur die Augenbrauen sind weiß. Der Unterleib ist wenig behaart; auf dem Rücken aber sind die Haare sehr lang, fast wie eine Mähne. So ist es ungefähr bey den beiden andern, aber weniger deutlich ausgesprochen.

Dieses Thier hat offenbar viel Aehnlichkeit mit Buffons großem Gibbon, welcher aber einen weißen Kranz um das Gesicht hatte, obschon es ein Weibchen war. Auch Daubenton sagt kein Wort von den verwachsenen Zehen, was er wohl nicht würde übersehen haben, wenn es der Fall gewesen wäre. Eben so wenig kann man glauben, daß Duvaucel ein Siamang-Weibchen für den Unko sollte angesehen haben, da dieses keinen weißen Streifen über den Augenbrauen hat; überdieß hat er die

Thiere selbst geschossen, und er betrachtet die Verwachsung der Finger als eine Eigenthümlichkeit aller Weibchen seiner drey Gibbon, nehmlich des gegenwärtigen, des Siamangs und des braunen (S. agilis), während sie nur bey dem männlichen Siamang vorkommt. F. Cuvier, Mamm. 1824.

47) Der graue Langarm (S. leucisca), Wuwu, Moloch, soll gegen 3 Schuh hoch werden, Pelz wollig und aschgrau, Gesicht schwarz, Gesäßschwielen groß.

Dieser Affe soll ebenfalls zu Hunderten auf Sumatra vorkommen: allein die Reisenden, welche dort gewesen sind, sagen nichts davon. Vielleicht ist es nur die weiße Abart des großen Gibbons. In England besaß der Lord Clive ein Weibchen, das 3 Schuh hoch war, von sanftem und lustigem Naturell, die zottigen Haare fast silberfarben. Pennant I. 1793. 184. T. 38. Audebert I. 2. T. 2. Wurmb, Merkwürdigkeiten aus Ostindien. 255. Schreber Taf. 3 B. Camper, Letter-Oefeningen I. 18.

48) Der braune (S. variegata, agilis), Petit Gibbon, ist 2 Schuh 8 Zoll hoch, Leib 14 Zoll, Arme 2 Schuh, Hinterfüße 1 ½; braun mit grau untermischt; das Kreuz und ein Kranz um das Gesicht fahl; keine nackten Falten an der Kehle.

Dieser Affe lebt ebenfalls auf den Molucken. Buffon hatte ein Weibchen, welches er den kleinen Gibbon nennt, weil er um ⅓ kleiner ist als der große, aber sonst dieselben Verhältnisse und dieselbe Zeichnung hat, mit Ausnahme der braunen Farbe. Er kam von Malacca. XIV. 1766. 102. T. 3.

Raffles hatte einen auf Sumatra lebendig, welcher große Aehnlichkeit mit dem Wuwu von Java (S. leucisca) hat, und Ungka-puti heißt. Er ist bedeutend kleiner als der Siamang, nicht über 12 Zoll hoch und zugleich von schlankerem und zarterem Bau. Seine Farbe ist ein schmutziges gelblichweiß, welches an den untern und innern Theilen fast braun wird, ganz umgekehrt wie bey anderen Thieren, welche unten heller werden. Gesicht und Hände schwarz; das Haar linder und wolliger als beym Siamang, und sein Laut sanfter und weniger rauh; auch

ist er viel furchtsamer, und zeigt weder etwas von der Stärke, noch Keckheit des genannten. Die Eingeborenen behaupten allgemein, daß er vor Aerger sterbe, wenn er sich einen andern vorgezogen sehe. Dieses findet einige Bestätigung darinn, daß einer in dem Besitze von Raffles immer kränkelte und sich erst erholte, als man den Grund seines Aergers, nehmlich seinen Nebenbuhler, einen Siamang, in ein anderes Zimmer gebracht hatte.

Es gibt noch eine Abart in Bencoolen mit hellerem Braun und einem helleren Kranz um das schwarze Gesicht. Alle haben ganz getrennte Zehen und keine nackten Falten an der Kehle, also hinlänglich unterschieden vom Siamang. Linn. Transact. XIII. 21. 252.

Nach Duvaucel heißt er auf Sumatra ebenfalls Wuwu, ist seltener als der Siamang und wegen seiner Hurtigkeit schwerer zu fangen. Das nackte Gesicht ist schwärzlich blau, beym Weibchen etwas ins Braune; die Augen eingefallen; die Augenbrauenbögen sehr vorspringend und die Stirn ganz platt; die großen Naslöcher seitwärts, am Kinn einige schwarze Haare; die Ohren unter einem langen, weißlichen Backenbart verborgen, welcher in ein weißes Haarband quer über den Augenbrauen übergeht. Pelz glatt und glänzend, dunkelbraun auf Kopf, Bauch, den inneren Theilen der Arme und Füße bis ans Knie; er wird allmählich heller gegen die Schultern, länger am Hals und etwas kraus und wollig, unten auf dem Rücken sehr kurz, dicht, blond und fast weiß. Die Farbe auf dem Gesäß ist ein Gemisch von braun, weiß und rothbraun, und geht bis ans Knie. Hände und Füße oben dunkelbraun, wie der Unterleib. Die Jungen sind gelblichweiß.

Man trifft sie mehr paarweise an, als familienweise, und sind die seltesten auf der Insel; gegen 5—6 sieht man Hundert Siamang. Sie sind außerordentlich hurtig, und entkommen wie ein Vogel, so daß man sie nur im Sprunge schießen kann; kaum haben sie die Gefahr bemerkt, so sind sie auch schon weit davon. Sie klettern rasch auf den Gipfel eines Baumes, fassen den biegsamsten Zweig, schwingen sich 2—3mal hin und her,

und schleudern sich so ohne Anstrengung mehreremal fort gegen 40 Schuh weit.

In der Gefangenschaft zeigt er keine so ungewöhnlichen Fähigkeiten; ist er gleich nicht so schwerfällig, wie der Siamang, schlanker, leichter und hurtiger, so ist er doch viel weniger lebhaft als andere Affen; in seinen langen und dünnen Armen, kurzen und ausgespreizten Füßen vermuthet man auch allerdings keine so starke Muskeln und keine so wunderbare Geschicklichkeit. Mit Geisteskräften hat ihn die Natur wenig begabt. Sie sind eben so beschränkt, wie beym Siamang; beide haben eine ganz platte Stirn. Indessen ist er doch einiger Erziehung fähig. Er hat nicht die unstörbare Apathie des Siamangs; man kann ihn erschrecken und beschwichtigen; er flieht die Gefahr und sucht Schmeicheleyen; er ist naschhaft, neugierig, zutraulich und manchmal lustig. Obschon er keinen Kehlsack hat, wie der Siamang, so schreyt er doch fast eben so, woraus man schließen darf, daß dieser Sack keinen so großen Einfluß auf die Stimme hat, als man meynt. Seine Arme sind übrigens länger als bey allen andern, und reichen ihm wirklich bis auf die Ferse, also fast bis auf den Boden. Aufrecht mißt er 2 Schuh 8 Zoll, hat durchaus keine Spur von Schwanz und Backentaschen; die Gefäßschwielen klein; Haare von einerley Art, dicht und wollig. Kopf 4 Zoll lang, Rumpf 14, Arme 24, Füße 13½. Fr. Cuvier, Mamm. 1821. Mas et Foemina.

49) Der schwarze Langarm (S. syndactyla), Siamang, wird über 3 Schuh hoch, hat einen nackten Kehlsack und ist ganz schwarz, Augenbrauen und Kinn braunroth; das erste Glied der hinteren Zeig- und Mittelzehe verwachsen.

Diese neue Gattung von Gibbon ist zahlreich in den Wäldern von Bencoolen, wo man sie in großen Schaaren antrifft, so laut und eigenthümlich schreyend, daß der Wald wiederhallt. Er ist durchaus ganz schwarz, über 3 Schuh hoch, mit einem starken Muskel-Apparat, hat Gefäßschwielen, Arme, welche bis auf die Füße reichen, und keinen Schwanz, wie S. lar; unterscheidet sich aber durch die Verwachsung des ersten und der Hälfte des zweyten Gliedes des hintern Zeig- und Mittel-Fingers; durch zwo

schlaffe und nackte Falten an der Kehle, welche manchmal aufgeblasen werden; durch die gänzlich schwarze Färbung, mit Ausnahme einiger bräuner Haare am Kinn, welche mit dem Alter grau zu werden scheinen. Das Haar ist lang und lind, das Gesicht nackt und schwarz; Augenhöhlen rund und vorragend; Eckzähne lang. Ich habe einen lebendig, welcher sehr zahm ist, und es gern hat, wenn man sich mit ihm abgibt; er fühlt sich nur glücklich, wenn er mit jemanden in Gesellschaft seyn darf; es soll eine weiße Abart geben. **Raffles, Linn. Trans. XIII. 1821. 241.**

Der Schädel eines Ausgewachsenen ist 5 Zoll lang, 3½ hoch, Vorderfüße 2 Schuh 8 Zoll, Hinterfüße 22 Zoll, aufrechte Höhe 3 Schuh 2 Zoll; Lückenzähne 2, Backenzähne 3, vierhöckerig, ganz wie beym Orang-Utan und Mensch, Gesichtswinkel zwischen 60 und 65°, Gesäßschwielen klein, Vorderdaumen kurz, der hintere lang, überall Nägel; Haare auf dem Rücken 2 Zoll lang und etwas gekräuselt. **Horsfield, Zool. Res. III. 1822. Nro. IV. tab. 4. Hinterhand.**

Duvaucel, welcher die Thiere für den Gouverneur Raffles gesammelt hat, erklärt diesen Affen für gemein in den Wäldern von Sumatra; er hat ihn oft, wild und zahm gesehen. Sie sind meistens in zahlreichen Schaaren gesammelt, und sollen, nach Aussage der Malayen, einen Anführer haben, der unverwundbar sey, wahrscheinlich weil er der stärkste und hurtigste ist. Bey Sonnen Auf- und Untergang schreyen sie fürchterlich, daß man es mehrere englische Meilen weit hört, und man in der Nähe ganz taub oder von Schrecken erfüllt wird. Sie sind die Wecker der malayischen Bergbewohner und der Aerger der Städter, wann diese sich auf ihren Landhäusern aufhalten. Dagegen sind sie während des ganzen Tages ganz still, wenn man sie nicht in der Ruhe oder im Schlafe stört. Uebrigens sind sie langsam und schwerfällig, klettern und springen unsicher, und daher kann man sie leicht überfallen. Sie haben aber ein sehr gutes Gehör und sind sehr wachsam. Hören sie auf eine Meile weit ein unbekanntes Geräusch, so ergreift sie sogleich die Furcht und sie fliehen, was sie können. Ueberrascht man sie auf dem Boden,

so kann man sie fassen, ohne daß sie Widerstand leisteten; entweder aus Furcht oder aus Gefühl ihrer Schwäche; indessen suchen sie doch zu entfliehen, aber dann sieht man erst recht ihre Unbehilflichkeit. Ihr Leib ist zu hoch und zu schwer für ihre kurzen und dünnen Hinterbeine, neigt sich nach vorn, und ihre Vorderarme dienen ihnen gleichsam nur zu Stelzen, worauf sie forthüpfen wie ein hinkender Mann, der aus Angst sein Möglichstes thut. Wie zahlreich auch die Schaar seyn mag, so kümmert sich doch keiner um einen Verwundeten, wofern es nicht ein Junges ist, bey dem die Mutter bleibt, fürchterlich schreyt und das Maul und die Arme gegen seinen Feind aufsperrt. Aber diese Thiere sind nicht zum Kämpfen gemacht: selbst dann können sie keinem Schlage ausweichen und keinen geben. Diese Mutterliebe zeigt sich übrigens nicht bloß bey Gefahr; sie ist so zart und sorgfältig, daß sie einem vernünftigen Gefühle gleich sieht. Die Mütter tragen ihre Jungen an den Bach, waschen und trocknen sie, und verwenden so viel Zeit auf ihre Reinlichkeit, daß viele unserer Kinder sie beneiden könnten. Die Malayen behaupten, der Vater trage immer das männliche Junge, die Mutter das weibliche; sie würden oft die Beute des Tigers durch eine Art Bezauberung, wie bey den Schlangen. In der Gefangenschaft bringen sie keine Jungen hervor, bleiben auch eben so dumm, langsam und ungeschickt. Zwar werden sie in wenig Tagen so zahm, als sie vorher wild gewesen, bleiben aber immer furchtsam und werden nie so zutraulich, wie andere Gattungen derselben Abtheilung; ihr Gehorsam kommt eher von ihrer Gleichgültigkeit her als von Vertrauen oder Zuneigung. Sie sind eben so gleichgültig gegen gute als schlechte Behandlung; Erkenntlichkeit und Haß sind ihrem Naturell fremd. Ihre Sinne sind roh: sehen sie etwas an, so geschieht es ohne Absicht; berühren sie etwas, so ist es zufällig. Wollte man die Thiere nach ihren Fähigkeiten classificieren, so müßten diese den letzten Platz einnehmen. Meist hocken sie mit umgeschlagenen Armen, den Kopf zwischen den Beinen; so schlafen sie auch, und unterbrechen ihre Stille und Unbeweglichkeit nur hin und wieder mit einem unangenehmen Schrey, gleich dem des wälschen Hahns,

der aber nicht Folge eines Bedürfnisses oder einer Empfindung ist; selbst der Hunger zieht sie nicht aus ihrer natürlichen Lethargie. In der Gefangenschaft ergreifen sie ihre Nahrung gleichgültig, bringen sie ohne Gier ins Maul und lassen sich dieselbe ohne weiteres nehmen; damit steht die Art ihres Saufens in Harmonie: sie stecken die Finger ins Wasser, und saugen daran.

Ihr Gesicht sieht garstig aus, wegen der platten Stirn und der vorspringenden Augenbrauenbogen, der eingefallenen Augen, der breiten, platten Nase, der großen Naslöcher zur Seite, des fast beständig offenen Mauls, der vorspringenden Backenknochen, der eingefallenen Backen und des kleinen Kinns. Dazu kommt noch der kropfartige und schmierige Kehlsack, das lange, dichte und dunkelschwarze Haar mit den röthlichen Augenbrauen und Kinn, die krummen und eingesenkten Beine, wodurch das ganze Geschöpf eine unangenehme Gestalt bekommt. Wenn das Thier schreyt, bläßt sich der Kopf auf. Bey den Männchen hängt ein Büschel Haare zwischen den Hinterbeinen bis ans Knie; bey den Weibchen ist Brust und Unterleib ziemlich unbehaart. Bey beiden sind die Haare am Vorderarm widerborstig, nicht so beym braunen (S. agilis). Sie können die Höhe von 3½ Schuh erreichen. Fr. Cuvier, Mamm. 1821.

Ohne Gesäßschwielen.

50) Der Orang-Utan (S. satyrus)

ist bis jetzt nur jung nach Europa gekommen, und in diesem Zustande ist er nicht viel größer als ein Kind von 3—4 Jahren, 2½ Schuh hoch, Vorderfüße 1½, die hinteren nur 9 Zoll; das Gesicht mit einer kurzen Schnauze und einem Gesichtswinkel von 65°; die Haare rostfarben, Gesicht bläulich, der hintere Daumen sehr kurz und meist ohne Nagel; die Haare am Unterarm widerborstig.

Edwards. 1758. Taf. 213. (Seligmann VII. Taf. 7. Schreber I. 54. T. 2.) Vosmaer, Orang-Utang. 1778. 4. Fig. (Blumenbachs Abbild. T. 12.) Buffon, Suppl. VII. 1. tab. 1. Jocko. Camper, Orang-Utang. 1778. Fig. Uebersetzt von Herbell. 1782. (Schreber T. 2. C.; S. agrius.)

Allamand, Hist. nat. XV. 71. tab. 11. Suppl. V. 45. T. 18. (Schreber Taf. 2. B.) Tilesius in Krusensterns Reise T. 94. 95.

Dieser Affe findet sich nicht in Africa, sondern nur in Ostindien, und zwar vorzüglich auf der Insel Borneo, vielleicht auch in Conchinchina, Malacca und Sumatra, was jedoch noch nicht ganz erwiesen ist. In seinem Vaterlande selbst, nehmlich in der Wildniß, wurde er sehr wenig und nur im Vorbeygehen beobachtet: dagegen sind schon mehrere Junge nach Europa gebracht worden.

Schon die Alten scheinen Kenntniß davon gehabt zu haben. Wenigstens sagt Plinius, es gebe auf den indischen Bergen unter dem Aequator Satyren, sehr bösartige Thiere mit einem Menschengesicht, welche bald aufrecht, bald auf allen Vieren giengen, und wegen ihrer Schnelligkeit nur gefangen werden könnten, wenn sie alt oder krank seyen. (VII. Cap. 2.)

Auch in der neueren Zeit hat man nur hin und wieder Nachrichten von diesem Thier bekommen, und zwar nur oberflächliche. Bontius, der lang als Arzt auf Java gelebt hat, sagt weiter nichts davon, als, er habe den Ourang-Outang oder Waldmenschen (Homo sylvestris) von beiden Geschlechtern einigemal aufrecht gehen sehen, und besonders bewundert, wie schamhaft sich ein Weibchen, das er schlecht abbildet, benommen habe, wenn unbekannte Leute es betrachteten. Es habe das Gesicht mit den Händen bedeckt, häufige Thränen vergossen, geseufzt und alle menschlichen Handlungen so ausgeübt, daß ihm an einem Menschen nichts gefehlt zu haben scheint, als die Sprache. Die Javaner sagten, lächerlich genug, sie könnten wohl reden, wollten es aber nicht, damit man sie nicht zur Arbeit zwänge; sie entsprängen aus der Vermischung der indischen Weiber mit den Affen. — Das ist alles, was er davon sagt. India orient. 1658. 84.

Man entbehrte gern die vielen Affen, welche man in Macassar auf Celebes sieht: denn es hat oft traurige Folgen, wenn man ihnen begegnet. Man muß immer gut bewaffnet seyn, um sich wehren zu können. Sie haben keinen Schwanz, halten sich

immer aufrecht, wie Menschen, und gehen nie anders als auf den beiden Hinterbeinen. Description historique du Royaume de Macaçar. 1688. 51.

A. Schouten sagt: die Affen, welche die Indier Orang-Utang nennen, haben fast die Gestalt und Größe des Menschen, sind aber mit Haaren bedeckt; das Gesicht roth, die Nase platt, selbst eingefallen, die Ohren wie beym Menschen. Sie sind stark, behend, kühn, setzen sich gegen bewaffnete Menschen zur Wehr, und sind sehr erpicht auf die Weiber, welche in den Wäldern bisweilen von ihnen plötzlich angefallen und überrumpelt werden. Man fängt sie mit Schlingen, zähmt sie, lehrt sie aufrecht gehen und mit den Vorderhänden allerley Geschäfte verrichten, wie Gläser schwenken, zu Trinken geben, den Bratspieß drehen u.s.w. Voyage aux Indes orient. 1707.

Nach Heinr. Große finden sich diese Thiere auch in den Wäldern des nördlichen Coromandels, in den Besitzungen des Raya von Carnate, woher der Gouverneur von Bombay, Horne, ein Männchen und ein Weibchen zum Geschenk bekommen habe. Sie waren kaum 2 Schuh hoch, hatten aber ganz die menschliche Gestalt, giengen aufrecht, waren bloß, und hatten nur Haare, wo sie auch die Menschen haben. Ihre Handlungen waren meistens denen der Menschen ähnlich, und ihre Schwermuth zeigte, daß sie ihre Gefangenschaft fühlten. Sie machten ihr Bett in dem Käfig auf den Schiffen. Sah man sie an, so bedeckten sie sich mit ihren Händen. Das Weibchen starb an einer Krankheit auf dem Schiffe, worüber das Männchen so betrübt wurde, daß es nichts mehr fraß und nach 2 Tagen ebenfalls starb. Voyage aux Indes orient. 1758. 329.

Leguat sah auf Java einen sehr sonderbaren Affen. Es war ein Weibchen, ziemlich groß, gieng sehr oft aufrecht und bedeckte sich mit den Händen. Im Gesicht hatte es keine Haare außer an den Augenbrauen, und sah überhaupt aus wie die hottentottischen Weiber. Es machte sich täglich sein Bett, legte den Kopf auf ein Kissen und schlug die Decke über sich. Hatte es Kopfweh, so band es ein Schnupftuch um, und sah dann mit dieser Kopfbedeckung sonderbar in seinem Bette aus.

Es starb auf der Reise nach Europa. Voyage. 1758. 96. Gemelli-Carreri hatte einen gesehen, welcher klagte wie ein Kind, aufrecht gieng, sein Tuch unter dem Arme herbeytrug, um sich darauf zu legen und zu schlafen. Diese Affen scheinen in mancher Hinsicht mehr Verstand zu haben, als die Menschen: denn wenn sie auf den Bergen keine Früchte mehr finden, so gehen sie ans Meer und fangen Krebse und Muscheln. Darunter gibt es eine mit Namen Taclovo, welche mehrere Pfund schwer ist und oft offen am Strande liegt. Damit sie ihm nicht die Hände klemme, wirft er einen Stein hinein, wodurch sie verhindert wird sich zu schließen. Giro del Mondo. 1719.

Die ersten genaueren Beobachtungen über einen ächten Orang-Utan von Borneo, der sich in Holland befand, verdanken wir Vosmaern. Er hatte 3 Stück lebendig, wovon keines höher war als 2½ Schuh, und in 7 Monaten nicht größer wurde. Keines hatte Nägel an den hinteren Daumen, so wie auch das Exemplar nicht, welches Camper in Weingeist aus Borneo bekommen hatte. Man hat die Aehnlichkeit dieses Thiers mit dem Menschen viel zu sehr übertrieben. Andere Affen lernen auch auf dem Seile tanzen, und zwar mit der Balanzierstange; sie reiben sich selbst die Sohlen mit Kreide. Elephanten, Pferde, Hunde, selbst Zeisige lernen Kunststücke zum Bewundern. Ich halte meine Orang-Utange für ausgewachsene Thiere. Die Gouverneure von Indien, Mossel und Parra, denen die Naturalien-Sammlung zu Leyden viel verdankt, haben mich mehr als einmal versichert, daß es keinen Orang-Utang gebe, der die Eigenschaften und Größe besäße, welche ihnen gewöhnlich von älteren und neueren Schriftstellern beygegeben werden. Eben so schrieb mir Hogendorp, Resident zu Rembang auf Borneo: „Einen Orang-Utang von der Größe, wie Sie ihn bezeichnen, habe ich hier nie gesehen, und man zweifelt sogar, daß es dergleichen gebe. Man hat hier bloß bisweilen kleinere gesehen; jetzt aber gibt es hier gar keine. Ich schicke Ihnen einen, freylich nicht von 5 Schuh Höhe, aber doch einen, von dem man sagt, daß er ziemlich hübsch sey und einen Verstand, wie ein Teufel, besitze. Ich habe nach Banjer-Massin an Herrn Palm geschrieben, um

zu sehen, ob man mir einen großen schaffen könne: sollte er Tausend Thaler kosten, so sollen Sie ihn haben." Herr Palm antwortete: „Was den Orang-Utang anbelangt, welchen Sie begehren, so bin ich deßhalb selbst in Cojontangin gewesen und habe den Prinzen inständig gebeten, mir, wenn es möglich wäre, einen zu verschaffen. Er versprach mir auch, Nachsuchungen anstellen zu lassen; es sey aber sehr selten, diese Thiere von 5 Schuh Höhe zu finden. Auch die ältesten Einwohner versicherten mich, sie hätten nie von so großen Orang-Utangen gehört. Indessen habe ich an mehreren Orten Aufträge gegeben."

Herr v. Hogendorp schickte mir 1774 wieder 2, die nicht 2 Schuh hoch waren: da Campers noch kleiner und Allamands nicht größer war; so schließe ich, daß es überhaupt keine größere gibt. Die africanischen Orang-Utange oder Chimpansés waren auch nicht größer, und mithin kennt man 15 Exemplare, wovon keines über 2½ Schuh, und die meisten kleiner gewesen waren.

Das Exemplar, welches ich 1776 lebendig von Banjer-Massin bekommen hatte, kam Ende July wohlbehalten an. Es war ein Weibchen, und hatte keine Backentaschen; wenigstens steckte es nichts von seiner Nahrung hinein wie andere Affen. Es war sehr gutmüthig, gab nie ein Zeichen von Bosheit und Falschheit; man konnte ihm ohne Bedenken die Hand ins Maul stecken. Sein äußeres Ansehen hatte etwas Trauriges, was übrigens mit seinen Umständen nicht übereinstimmte. Es liebte die Gesellschaft ohne Unterschied des Geschlechts, und schien bloß diejenigen lieber zu haben, die täglich für es sorgten. Da es an einer Kette lag, so warf es sich bisweilen, wenn sie sich entfernten, wie in Verzweiflung auf den Boden, schrie erbärmlich und riß alle Leinwand in Stücke, wann es allein war. Da sein Wärter sich bisweilen neben es setzte, so nahm es einmal Heu von seinem Lager, legte es neben ihn und schien ihn einzuladen sich zu setzen. Einmal faßte es ihn mit allen 4 Armen so vest, daß man es nicht losmachen konnte: erst als man ihm zu fressen anbot, stieg es herunter. Sein gewöhnlicher Gang war auf allen Vieren, wie bey andern Affen; es konnte aber auch

sehr gut aufrecht gehen und sich an einem Stock lange Zeit so halten; setzte aber die Füße nie flach auf die Sohlen, sondern auf den äußern Rand mit eingeschlagenen Zehen, welches seine Fähigkeit zu klettern anzeigt. Einmal streifte es sich das Halsband ab, und kletterte unter dem Dach seines Schopfes an den Balken und Latten herum, und zwar so hurtig, daß 4 Personen 1 Stunde zu thun hatten, um es wieder zu bekommen. Es zeigte dabey eine außerordentliche Muskelkraft. Zween Mann konnten es kaum an den Füßen auf dem Rücken halten, der dritte den Kopf, der vierte legte ihm das Halsband an. Während dieser Zeit hatte es den Stöpsel von seiner Flasche gezogen, den Malaga-Wein ausgesoffen, und die Flasche wieder an ihren Ort hingestellt.

Es fraß alles, was man ihm gab; seine gewöhnliche Nahrung aber bestand in Brod, Wurzeln, besonders Möhren, in allen Arten von Obst, vorzüglich Erdbeeren; am meisten Gelüste zeigte es aber nach gewürzhaften Pflanzen, wie Petersilie und deren Wurzeln. Es fraß auch gesottenes und gebratenes Fleisch, so wie Fische. Nach Insecten pflegte es nicht zu haschen, wornach andere Affen doch so gierig sind. Eine große Spinne und Fliege, welche man ihm gab, kauete es zwischen den Zähnen, als wenn es sie kosten wollte, warf sie aber weg. Ein dargebotener Sperling verursachte ihm viele Furcht; doch biß er ihn endlich todt, zog einige Federn heraus, kostete das Fleisch und warf es weg. Ein rohes Ey öffnete es mit den Zähnen, und soff es mit Wohlgeschmack aus. Gab man ihm einen Teller voll Erdbeeren, so war es ein Vergnügen zu sehen, wie es eine nach der andern mit der Gabel anspießte und zum Maule führte, indem es mit der andern Hand den Teller hielt. Sein gewöhnliches Getränk bestand in Wasser; es trank aber sehr gern alle Arten von Wein, und besonders Malaga. Gab man ihm die Flasche, so zog es mit der Hand den Stöpsel aus, trank daraus eben so gern wie aus einem Bierglas, und wischte sich darauf wie ein Mensch die Lippen mit der Hand oder mit Leinwand ab. Gab man ihm nach dem Fressen einen Zahnstocher, so bediente es sich desselben wie der Mensch. Es

zog sehr geschickt Brod und andere Dinge aus den Taschen. Auf dem Schiffe lief es frey herum, spielte mit den Matrosen und gieng in die Küche, um seine Portion zu holen.

Die Anstalten, welche es bey anbrechender Nacht zum schlafen machte, waren noch auffallender als seine Art zu essen und zu trinken. Es schlief nicht gern in einem Gemach, wie es schien um nicht eingeschlossen zu werden. Es legte das Heu zum Lager zurecht, schüttelte es gut auf, trug mehr zum Kopfkissen, legte sich meistens auf die Seite und deckte sich zu, weil es sehr frosterig war. Einmal breitete es ein Stück Leinwand aus, legte Heu darauf, faßte es an den 4 Zipfeln, legte es als Kopfkissen hin, und zog darauf die Decke über den Leib.

Unter Tags schlief es bisweilen, aber nicht lang. Oft setzte es sich auf den Hintern und hüllte sich in eine Kleidung: bald legte es dieselbe auf den Kopf, bald schlug es sie um Hals und Leib, um sich warm zu halten, obschon es Sommerhitze war. Dieser Anzug gab ihm ein lächerliches Ansehen. Als man ihm einmal das Schloß seiner Kette mit dem Schlüssel öffnete, sah es mit großer Aufmerksamkeit zu, nahm sodann ein Stückchen Holz, steckte es ins Schlüsselloch und drehte es nach allen Seiten um. Die Kette lief an einer hohen Stange, die bis ans Dach reichte. Es kletterte oft daran hinauf. Um dieses zu verhindern, wurde ein Ring der Kette mit einer eisernen Klammer auf dem Boden befestiget. Es zog einen eisernen, 5 Zoll langen Nagel aus einem Brett, und suchte die Klammer auszuwägen wie mit einem Hebel.

Man gab ihm einmal eine junge Katze, die es überall beroch. Als diese es aber in den Arm kratzte, warf es sie weg, besah die Wunde und wollte nichts mehr mit ihr zu thun haben. Bisweilen trocknete es mit einem Stück Zeug den Harn vom Boden sehr reinlich ab. Einmal ließ es auch den Harn in seine Hand und schlürfte denselben ein, obschon es seinen Durst kurz zuvor gelöscht hatte. Oft wischte es den Staub von den Füßen eines Schrankes, bisweilen von den Stiefeln der Eintretenden mit einem kleinen Besen. Die Schuhe der Zuschauer schnallte es mit solcher Fertigkeit auf, wie es kaum ein Bedienter thun

konnte. Die verwickeltsten Knoten an einem Strick wußte es sehr geschickt mit den Fingern aufzumachen, oder, wenn sie zu vest waren, mit den Zähnen; Knoten zu schlingen aber verstand es nicht. Konnte es etwas mit den Händen nicht erreichen, so legte es sich auf den Rücken und zog es mit den Hinterfüßen herbey. Einmal schlug es auch mit einem langen Stück Zeug so lang auf einen Gegenstand, bis er nahe genug war. Hatte es ein Glas in der einen und einen Stock in der andern Hand; so wich es beständig mit jenem aus, und focht mit dem Stock, wenn man ihm es nehmen wollte.

Es schrie nie, außer wenn es allein war. Anfangs glich das Geschrey dem Heulen eines Hundes, dann wurde es immer gröber und rauher, und ließ sich mit nichts besser vergleichen, als mit dem Geräusch einer Holzsäge. Es besaß in den Händen eine außerordentliche Stärke, und konnte damit die größten Lasten aufheben. Ein besonderer Umstand verdient angeführt zu werden, weil er noch bey keinem Thiere bemerkt worden ist. Spie ihm jemand in die Hand, so besah es den Speichel und leckte ihn auf. Darauf sammelte es den seinigen, und spie ihn so natürlich in seine Hand, als es ein Mensch nur immer thun mag. Sein Speichel war schäumend wie beym Menschen. Im November wurde es krank, zitterte, bekam Durchfall und endlich die Auszehrung, an der es im Jänner 1777 starb.

Höhe 2½ Schuh rhein.; Arme 23 Zoll, wovon die Hand 7; an allen Fingern ein runder schwarzer Nagel. Hinterfüße bis zur Ferse 20 Zoll, Sohle 8. Daumen sehr kurz, ohne Nagel, wie bey 3 anderen Exemplaren; vielleicht ein Unterschied zwischen dem asiatischen und africanischen Orang-Utang. Keine Gesäßschwielen, Gesicht nackt und mausfarben. Die Schnauze steht zwar vor, aber weniger als beym Magot; es konnte das Maul sehr verschieben und zurückziehen; Augen bräunlich, an beiden Liedern Wimpern. 4 Schneidzähne, 1 Eckzahn und 3 Backenzähne. [Ein Beweis, daß das Thier noch jung war.] Die Haare am Unterarm widerborstig wie beym africanischen. Bey seiner Ankunft hatte das Thier nur schwarze Haare auf dem Hintertheile des Leibes, den Armen und Füßen; gegen den Win-

er bekam es mehr Haare, und der Kopf, Rücken, Brust und alle übrigen Theile des Leibes wurden mit hell castanienbraunen Haaren bedeckt, so daß es ein ganz anderes Thier zu seyn schien. Die längsten Haare auf dem Rücken maaßen 3 Zoll. Description d'un Orang-Outang. 1778. Fig.

Camper hat in den siebenziger Jahren einen lebendigen Orang-Utang, einige in Weingeist und mehrere ausgestopfte, in allem 8 untersucht. Sie waren alle noch jung, kaum 2½ Schuh hoch, und mit dunkelrothem Haar bedeckt, kamen von Batavia und stammten wahrscheinlich alle aus Borneo. Die Kniescheibe war noch knorpelig, die Zähne schienen aber gewechselt, doch hatte einer nur 2 Backenzähne. Nimmt man an, daß sie ⅔ ihrer Höhe erreicht hatten; so würden sie höchstens 4 Schuh hoch werden, mithin auf keinen Fall die ungeheuere Höhe erreichen, welche ihnen die Reisenden beylegen. Kein einziger hatte Nägel an den Hinterdaumen. In Allamands Figur war ein Nagel abgebildet, wie in der von Edwards. Er hatte aber auch keinen, und der Zeichner hatte ihn nur aus guter Meynung hin gemacht. Der Affe von Edwards, welcher im brittischen Museo aufbewahrt wird, hat wirklich keinen. Bey einem jedoch fand man auf dem Hinterdaumen ein ganz kleines Nägelchen, was wahrscheinlich nur ein Naturspiel war. Der Gibbon und der Chimpansé haben große Daumennägel und viel kürzere Finger; beym Orang-Utang sind dagegen die Daumen kleiner.

Er lief gewöhnlich auf allen Vieren, und wenn er stand, so waren die Knie gebogen; er kroch immer zum Ofen. So lang er gesund war, ließ er sich nicht von jedem behandeln; als er aber schwächer wurde, war er auch sanftmüthiger, und ließ sich besonders gern die Luftsäcke unter dem Kehlkopf streicheln. Camper beschreibt die Stimmorgane umständlich und zeigt, daß das Thier nicht zu sprechen im Stande wäre. Eben so verbreitet er sich über die Eingeweide und das Skelet. Er ist nicht zum aufrechten Gange bestimmt. Naturgeschichte des Orang-Utangs, übersetzt von Herbell. 1791. 4. 111. T. 1—4.

Ein lebendiges Weibchen in Paris war 2½ Schuh hoch,

Arme $1^1/_2$, Füße nur 9 Zoll, und hatte erst 3 Backenzähne, aber der vierte fieng an sich zu zeigen; Nägel an allen Zehen, selbst an den hintern Daumen; die Nase platt, vorn etwas vorragend und die Naslöcher etwas unter der Spitze; kein Schwanz, keine Gesäßschwielen und Backenhöhlen. Es war fast ganz mit rothbraunen Haaren bedeckt, am dichtesten auf Kopf, Rücken und Armen, wenig am Bauch und noch weniger im Gesicht; die einzigen nackten Theile waren Oberlippe, Nase, Hand- und Sohlenfläche; Augen braun; Haare am Unterarm widerborstig.

Es kletterte sehr leicht, gieng aber schlecht; beym Klettern umfaßte es den Stamm mit den Händen, nicht mit den Armen und Schenkeln; es kam leicht von einem Baum auf den andern, wenn die Zweige sich berührten. Seine Bewegungen waren überhaupt langsam und auf dem Boden ganz schwerfällig. Es setzte beyde Hände geschlossen auf den Boden, erhob sich auf seine langen Arme, schob den Leib vorwärts, setzte die Hinterfüße zwischen die Arme vor die Hände, und schob den Hinterleib nach, setzte sich dann wieder auf die Fäuste u.s.w. Es gieng nur auf den Hinterfüßen, wenn es sich auf eine Hand stützen konnte, auch trat es selten auf die ganze Sohle, sondern auf den äußern Rand. Beym Sitzen ruhete es auf dem Hintern mit eingeschlagenen Beinen, wie die Orientalen. Bald schlief es auf dem Rücken, bald auf den Seiten mit angezogenen Beinen und verschränkten Armen auf der Brust; dabey bedeckte es sich gern mit jedem Zeug, den es finden konnte. Es brauchte seine Hände im Allgemeinen wie wir, nahm die Speisen mit den Fingern, bisweilen mit den Lippen und soff schlürfend. Es beroch alles, was es nicht kannte, fraß Früchte, Gemüse, Eyer, Milch, Fleisch, besonders gern Brod, Caffee und Pomeranzen; einmal soff es ein Dintenfaß aus. Es konnte zu jeder Zeit fressen, wie die Kinder. Musik machte keine Wirkung.

Um sich zu wehren, biß und schlug es um sich, aber nur gegen Kinder, und mehr aus Ungeduld als aus Zorn. Es war überhaupt sanft und zuthätig, und liebte die Gesellschaft; ließ sich gern schmeicheln, gab Küsse im eigentlichen Sinn und sog gern an den Fingern, aber nicht an den seinigen. Wenn es

etwas sehnsüchtig verlangte, ließ es einen scharfen Kehllaut hören, sonst nicht, außer im Zorn, wobey es sich auf dem Boden wälzte; schmollte, wenn man ihm nicht gehorchte, und schüttelte den Kopf hin und her.

Es kam von Borneo nach Isle de France, 3 Monat alt; blieb daselbst 3 Monat, war 3 auf dem Meer, blieb 2 in Spanien, und kam im März 1808 nach Paris zur Kaiserinn Napoleon, als es 10—11 Monat alt war. Auf den Pyrenäen hatte es einige Finger erfroren, bekam die Auszehrung und starb nach 5 Monaten.

Auf dem Schiffe machte ihm das Schwanken viel Angst, und es gieng nie, ohne sich an Seilen u. dgl. zu halten. Es stieg nie von selbst auf den Mast; als aber einmal sein Herr hinauf kletterte, so folgte es ihm, und von dieser Zeit an bekam es oft Lust von selbst hinauf zu klettern. Zu Paris ließ man es an schönen Tagen in einen Garten, wo es auf Bäume stieg und sich auf die Aeste setzte. Stieg ihm jemand nach, so schüttelte es die Aeste aus allen Kräften, als wenn es ihn abschrecken wollte; zog man sich zurück, so hörte es auf, fieng aber sogleich wieder an zu schütteln, wenn man den Versuch wiederholte. Oft waren ihm die fremden Besuche lästig, und dann versteckte es sich unter seine Decke bis sie fort waren: das that es nie bei bekannten Personen. Während des Winters stieg es auf einen Schrank, um seine Nothdurft zu verrichten; im Sommer dagegen auf einen Baum. Als es einmal seinen Wärter im Bette antraf, legte es sich vor Freude auf ihn, umarmte ihn, und sog an seiner Haut. Es kannte die Essenszeit genau. Es setzte sich auf die Lehne seines Wärters und nahm, was er ihm gab. Als einmal jemand anders sich auf den Stuhl setzte, kam es auch auf die Lehne, verweigerte aber, als es den Fremden bemerkte, alle Nahrung, sprang auf den Boden, schrie und schlug sich auf den Kopf. Vor der Thüre stand ein Stuhl, auf den es gewöhnlich stieg, um den Schloßriegel zu öffnen. Als man einmal den Stuhl weg that, holte es ihn von selbst her, ohne daß man es ihm je gezeigt hätte. Es hatte 2 junge Katzen lieb gewonnen, hielt oft eine unter dem Arm oder

setzte sie auf den Kopf, obschon sie sich mit ihren Krallen an seiner Haut vesthielten. Es betrachtete einigemal ihre Pfoten, und suchte die Krallen mit den Fingern auszureißen. Da es nicht gieng, so duldete es lieber die Schmerzen, als daß es das Spiel mit ihnen aufgeben wollte. Uebrigens legte es auch Papiere auf den Kopf, Asche, Staub, abgenagte Knochen u. dgl. Wenn es die Speisen auf dem Teller nicht leicht auf den Löffel brachte, so gab es denselben seinem Nachbar, um ihn zu füllen. Einmal stellte es sein Trinkglas schief nieder, daß es fallen wollte, und dann legte es die Hand auf die andere Seite, um es daran zu verhindern. Das Bedürfniß sich zu bedecken war bey ihm sehr groß. Hatte ein Matrose ein Kleidungsstück verloren, so fand er es in seinem Bette. Während des Essens legte man ihm seine Decke auf den Wasen vor den Saal: nach Tische holte es dieselbe, legte sie auf die Schultern und gieng zu einem Bedienten, damit er es ins Bett trage. Einmal hieng man sie an einen Kreuzstock, um sie zu trocknen. Als es sie auf ihrem Platze nicht fand, sah es sich um, entdeckte sie und holte sie vom Fenster. F. Cuvier, Mamm. 1824.

Tilesius sah auf Krusensterns Reise um die Welt, bey dem portugiessischen Gouverneur zu Macao in China, einen Orang-Utan von Borneo, der auch selbst dort als eine große Seltenheit betrachtet wurde. Ein junger Caffer, Sclave des Gouverneurs, war Wärter desselben und trug ihn häufig herum. Keiner gab dem andern an Häßlichkeit etwas nach. Der Affe war etwas schüchtern vor der unbekannten Gesellschaft, jedoch neugierig und musterte jeden Einzelnen mit mißtrauischem Blick, während er sich an seinen Wärter schmiegte, der ihn auf dem Arme hatte. Als er dem Herrn Tilesius zum Zeichnen ins Zimmer geschickt wurde, wo es keine Polster gab, so zeigte er bald seine Unzufriedenheit; war fast keinen Augenblick ruhig, und suchte den Caffer zum Fortgehen zu bewegen, bald durch Schmeicheleien, bald durch Schreyen, wie ein eigensinniges Kind: endlich sprang er auf die Stühle, rüttelte und stampfte dieselben mit solcher Gewalt auf den Boden, daß die Ohren gellten. Endlich kam Krusenstern mit seiner gestickten Uniform, woran der Affe

vieles zu untersuchen fand, und dadurch seine Abbildung in verschiedenen Stellungen möglich machte. Es war ein Weibchen von der Größe eines vierjährigen Kindes, ungefähr 30 Zoll hoch, die Arme 27, die Hinterfüße 14 bis zur Ferse. Die Glieder mager, der Bauch gespannt, der ganze Leib mit braunrothem Haar bedeckt; der Rücken etwas gebogen mit einem kurzen Hals, wie ein buckeliger Mensch. In seinem Betragen hatte es mehr Ernst und Ruhe als andere Affen; es sah eigentlich traurig, mißvergnügt und alt aus, war dennoch neugierig und untersuchte alles sehr genau. Es waren Nägel auf allen Daumen.

Tilesius zweifelte hier schon an der Verschiedenheit dieses Affen von Wurmbs großem Affen aus Borneo, und glaubte, es seyen nur verschiedene Alter oder Geschlechter. Das Thier hat keine erhabene Nase und keine aufgeworfenen Lippen wie der Mensch. Es hatte erst 3 Backenzähne; das nackte Gesicht und die Hände bräunlichschwarz. Das Aufrechtgehen schien ihm schwer zu werden, weil ihm die vorstehenden Fersen fehlten. Beym Schlafen legte es sich auf die Seite, und bedeckte sich mit allerley Kleidern. Es zeigte ebenfalls viel Geschicklichkeit beym Auflösen eines Knotens, oder eines verwirrten Bindfadens, beym Eröffnen der Kernfrüchte, Durchsuchen der Kästen. Es war sehr lüstern nach manchen Früchten und spitzte darnach das Maul, als wenn es pfeifen wollte, zog hörbar den Athem ein, und wies mit dem Zeigfinger nach dem Munde; auch ließ es sich gern schmeicheln, freute sich, wenn man freundlich mit ihm sprach, gieng oft selbst zu Personen, die ihm gefielen, ergriff ihre Hand, untersuchte mit viel Aufmerksamkeit ihre Kleider, Knöpfe, sog an ihren Fingern, kletterte endlich an ihnen in die Höhe und umarmte sie; seinen Wärter und seinen Herrn küßte es. Es aß, ziemlich wie der Mensch, mit den Fingern, die es nach der Mahlzeit mit einem Tuche abwischte; es fraß Brod, Fleisch, Gemüse, Milch, Eyer, besonders gern Zucker, Nüsse, Chokolade, Caffee und Obst; unbekannte Früchte aber und Gebackenes untersuchte es vorher sorgfältig. So oft man es mit dem Maaßstab oder Faden messen wollte, hielt es denselben ab oder vest

ist der Meynung, daß man es schlagen oder binden wolle; daher die Größe auch nur ungefähr angegeben werden kann. Krusensterns Reise III. 1812. 109. T. 103 u. 104. (Naturhistorische Früchte S. 130.)

Jeffries in Nordamerica hatte einen aus Borneo, der $3\frac{1}{2}$ Schuh hoch war; Haar dunkelbraun, am Rücken, Oberarm und Schenkel 6—7 Zoll lang; die nackten Theile schwarz; die Arme reichen bis zur Ferse, und an den Finger- und Zehenspitzen sind Spirallinien fast wie beym Menschen. Auf dem Schiffe hatte er einen Stall, welchen er sehr reinlich hielt, indem er die Ueberbleibsel der Nahrung fortschaffte und den Boden mit Wasser und einem Lappen wusch, auch die Hände und das Gesicht wie ein Mensch. Er war folgsam und spielte gern, wurde jedoch bisweilen unartig: wenn man ihn sodann züchtigte, so legte er sich und schrie wie ein Kind, als wenn er den Fehler bereuete. Sein Futter war Gemüse und Reiß; indessen fraß er fast alles, was man ihm gab, Früchte, Thee, Caffee, setzte sich an den Tisch und trank Wein. War er nicht wohl, so gab man ihm Castoröl, worauf er sich erbrach und wieder wohl wurde. Gewöhnlich gieng er aufrecht, außer wann er gereizt wurde, wo er sich dann auf alle Viere warf. Gegen das Ende der Fahrt nahm er ab, verlor den Appetit und starb. Das Skelet war 3 Schuh 4 Zoll hoch, der Rumpf vom ersten bis letzten Wirbel 19, Arm 31, Fuß 17 bis zur Ferse, Sohle $9\frac{1}{2}$, Hand 8, Kopf $8\frac{1}{2}$, 4 Backenzähne. Zwischen dem Zungenbein und dem Schildknorpel ist jederseits eine Oeffnung, welche zum Beutel am Halse führt, und dieser soll nichts anderes seyn, als der breite Halsmuskel. 7 Hals-, 12 Rücken-, 4 Lenden-, 5 Kreuz-Wirbel. Steißbein wie beym Menschen. Der Schenkelhals bildet einen stumpfen Winkel wie beym Menschen; bey den vierfüßigen Thieren fast einen rechten. Das Fersenbein ragt ziemlich vor. Daraus schließt der Verfasser, daß der aufrechte Gang der natürliche sey. Boston Journal of Philosophy. II. 570. (Isis. 1834. 472.). Brayley hat unter 28 Orang-Utanen von Borneo 20 ohne Nägel auf den hintern Daumen gefunden. (Isis. 1838. 88.).

Der große Orang-Utang oder Pongo von Borneo ist von der Größe eines Knaben und 4 Schuh hoch, hat ein pyramidales Gesicht mit einem Gesichtswinkel von nur 30°; sehr lange Eckzähne, Arme bis fast auf den Boden, platte Nägel, keine Backentaschen, keinen Schwanz und keine Gesäßschwielen.

Dieses Thier wurde zuerst von Hrn. v. Wurmb unter dem Namen großer Orang-Utang oder Pongo beschrieben. Er findet sich in den Wäldern von Succadana auf Borneo: allein es wird in 20 Jahren kaum einer gefangen, weil sie sehr groß, stark und bös sind. Er hat ein einziges Exemplar durch die Bemühungen des Hrn. G. A. Palm, holländischen Residenten zu Rembang, erhalten, welcher es in Arrac an die naturforschende Gesellschaft zu Batavia geschickt hat. Als man dieses Thier fangen wollte, vertheidigte es sich so tapfer mit dicken Aesten, die es abbrach, daß man es unmöglich lebendig bekommen konnte; was es also gemein hat mit dem africanischen Pongo, welcher, nach Battel, mit ähnlichen Waffen selbst Elephanten angreift und verjagt. Sie leben übrigens von Pflanzennahrung. Ihr Schädel hat die Gestalt des Mandrills (S. maimon), jedoch mit einem sehr starken Hinterhauptskamm und mit sehr langen Stachelfortsätzen der Halswirbel zur Anlage großer Muskeln, um den schweren Kopf zu tragen; die Arme reichen bis zu den Knöcheln, wie beym Gibbon. Ihr Gang ist meistens aufrecht; sie können aber auch geschickt klettern und von einem Baume zum andern springen. Der Pelz ist stellenweise fingerslang, braun, Brust aber und Bauch fast unbehaart; die Ohren wie beym Menschen, braunschwarz und nackt, so wie das Gesicht und die Hände; an jedem Backen ein großer fleischiger Auswuchs, ziemlich wie beym Mandrill. Die Lippen groß, die Augen klein und vorliegend; die Nase zeigt gar keine Erhöhung und besteht nur aus zwey schief neben einander liegenden Naslöchern; die Brust breiter als die Hüften, die Hinterfüße kurz und dünn; unter dem Kehlkopf hängt ein großer Beutel, welcher fast die ganze Brusthöhle einnimmt. Das Exemplar wurde nach Holland geschickt, wo ein Skelet daraus verfertiget wurde. Höhe bis auf die Ferse 3 Schuh

10 Zoll, Umfang 3 Schuh, Kopflänge fast 12 Zoll, Höhe 10, Dicke 9, Arm 3 Schuh, die Hand allein 9½ Zoll, Füße 20, Sohle 6½. Verhandelingen van het Bataviaasche Genootschap II. 1784. 345. IV. 517. Wurmbs Merkwürdigkeiten aus Ostindien. 1797. (Lichtenbergs Mag. I. 4. 1786. 1.)

Das Skelet wurde von den Franzosen aus Holland nach Paris geschafft. Bey der Zurückführung der holländischen Sammlung nach dem Frieden hat man es aber daselbst für andere Gegenstände gelassen. Es wurde abgebildet von Audebert, Singes. 1800. I. 1. Anatomie T. 2. Höhe 4 Schuh, Arme 3 Schuh 9 Zoll, Hinterfüße 1 Schuh 8 Zoll, die Sohle 10½ Zoll, Kopf 10.

Herr v. Wurmb hat dieses Thier schon den großen Orang-Utang genannt, ohne aber ausdrücklich zu bemerken, daß er ihn für den Ausgewachsenen hält. Tilesius behauptet nun zuerst, daß der sogenannte Orang-Utang nichts anderes als ein junges Thier sey, welches deßhalb die vorspringenden Kiefer noch nicht habe. In Krusensterns Reise T. 94, 95, und naturhistorische Früchte. 1813. 4. 109.

Dieser Meynung trat G. Cuvier 1818 bey, als er einen von dem Botaniker Wallich aus Indien geschickten Orang-Utang-Schädel sah, dessen Kiefer, Hinterhaupts- und Augenbrauen-Kämme viel größer waren als beym gewöhnlichen (Isis 1819. 133). Rudolphi suchte nachher durch Darstellung der bleibenden Zähne, welche bey den nach Europa kommenden Orang-Utangen unter den Milchzähnen liegen, zu beweisen, daß es ganz gewiß junge Thiere sind, welche viel längere Kiefer bekommen müssen. Auch fand er, daß die Schädel der jungen Mandrille noch ganz kurz sind, und gar nichts Pavianartiges haben. Berl. Academie. 1824. 131. T. 1, 2.

Clarke Abel erzählt den Fang eines riesenhaften Orang-Utangs auf Sumatra durch 3 Schiffsofficiere. Man traf ihn auf einem Baum auf angebautem Boden an der Nordwestküste. Bey der Annäherung stieg er herunter, floh aufrecht und kletterte auf einen andern Baum, wo er dann von Ast zu Ast auf andere Bäume sprang, so schnell wie eine Meerkatze. Nachdem er

5 Kugeln erhalten hatte, blieb er an einem Ast hängen. Man hieb den Baum um, und dann sprang er wieder auf einen andern. Erst als man alle umgehauen hatte, welche daselbst im Felde standen, konnte man ihn erschlagen. Er zerbrach einen Speer, was kaum der stärkste Mann würde thun können. Er hatte einen Bart vom Kinn bis zu den Ohren, sehr lange Arme und viel kürzere Füße; die Haare glatt, kurz und braun. Gesicht fast nackt, Augen klein, 1 Zoll von einander, Ohren 1½ Zoll lang, 1 breit; Maul weit, die Nase hervorragend, Bart braun, 3 Zoll lang, Hände ganz nackend, bleyfarben, wie das Gesicht, und oben darauf Haare; alle Finger mit schwarzen Nägeln. Füße behaart, Daumen kurz. Die Haut dunkel bleygrau, die Haare bräunlichroth und lang, am Unterarm nach oben gerichtet, am Oberarm nach unten; an den Schultern hängen sie in langen Locken herunter. Das Fell wurde nach England geschickt. Länge von der Schulter bis zur Ferse 5 Schuh 10 Zoll, Kopf 9 Zoll; von einer Hand zur andern 5 Schuh 8 Zoll, die Hand selbst 15 Zoll, macht also 8 Schuh 2 Zoll; Mittelfinger 5¼ Zoll, Daumen 2½, Sohle 9¾; Hinterdaumen 2⅔, Mittelzehe 4¼; Schneidzähne je 4, Eckzähne 1, Backenzähne 5; Schneidzähne 1½ Zoll lang, die untern Eckzähne 2⅔. Narrative of a Journey in the Interior of China. 1818. 4. pag. 320. 365. Fig., et in Jamesons Edinburgh phil. Journ. 1827. 371. (Isis 1832. 689.)

In der Sammlung zu Hull in England befinden sich seit 1821 zwo Hinterhände eines Affen in Weingeist, welche in der Familie eines Sultans von Pontiana auf Borneo seit 154 Jahren als eine große Seltenheit aufbewahrt worden. Sie sind von ungeheurer Größe, 15¼ Zoll lang, während die von Abel nur 14 Zoll lang waren; im Umfang über dem Wurzelgelenk 10 Zoll, also ¼ Zoll mehr als Abels frisches Stück; Mittelzehe 7¾ Zoll, also 1¾ mehr; Daumen 5½ Zoll, Umfang 3¾. Die Daumen haben keinen Nagel; die andern Nägel fast 1 Zoll lang. In der Sammlung der Chirurgen zu London hat das Skelet eines Pongo 5 Lendenwirbel, alle Orang-Utange nur 4, und die Augenhöhlen der letztern viel größer,

15½ Linien weit, beym Pongo 17½; dort der Abstand beider nur 2½ Linie, hier nicht weniger als 7½. Abels Pongo soll 7½ Schuh hoch seyn, und doch nur 8 Schuh 2 Zoll klaftern; der Londoner ist nur 3 Schuh 11 Zoll hoch und klaftert doch 7 Schuh. Daher halte ich beide Thiere für verschieden und glaube, daß die großen Hinterhände dem Orang-Utang angehören. J. Harwood, Linn. Transact. XV. 2. 1825. p. 471. (Isis 1829. 1278.)

In Leyden besitzt man gegenwärtig 4 erwachsene Orang-Utange, Männchen und Weibchen, mehrere von mittlerem Alter und einige ganz junge, nebst Skeleten und vielen Schädeln aus Borneo. Der größte ist 4 Schuh hoch; die Sammler aber auf Borneo haben einen bekommen von 5 Schuh 3 Zoll. Die Arme reichen bis auf den Boden; die Schnauze der Erwachsenen ragt sehr vor; auf den Backen des Männchens ist ein fleischiger Auswuchs von der Gestalt eines halben Mondes, welcher in der Schläfengegend entsteht, hinter dem Auge und vor dem Ohr herabsteigt, und sich über den Jochbogen bis zum aufsteigenden Aste des Unterkiefers erstreckt, 5 Zoll lang, 1 Zoll 9 Linien dick, wodurch ein sehr mißstaltiges Aussehen entsteht. Er entwickelt sich erst zwischen dem 8. und 10. Jahr. Die Behaarung ist in jedem Alter und Geschlecht castanienbraun. Bey 6 Stück, in der Wildniß geschossen, fehlte der Nagel auf den hintern Daumen; bey 3 andern aber, welche mehrere Jahre in der Gefangenschaft gelebt hatten, war er vorhanden, so daß es scheint, als wenn er sich auf eine mehr krankhafte Art bildete. Von den 7 Halswirbeln haben nur die 5 ersten das Loch im Querforksatz; Rückenwirbel 12 und mithin so viel Rippenpaare, wovon 5 kurz; Lendenwirbel nur 4, Kreuzwirbel ebenfalls, Steißwirbel 5; Brustbein aus 4 Stücken. Temminck, Monographies, Livr. IX. 1837. p. 113. tab. 41—46.

Schädel vom Pongo in D'Altons Skeleten der Vierhänder. 1824. Fol. T. 8. Dabey sind auch die Skelete von Simia aethiops, paniscus, Aygula, maurus, beelzebul, Lemur mongos, Stenops tardigradus.

b. Kurz-Arme (Simia),

die Arme reichen nur bis ans Knie; Stirn platt; keine Gesäßschwielen und Backenhöhlen.

51) Der Schimpanse oder africanische Orang-Utang (S. troglodytes), Chimpansé,

kam ebenfalls nur jung nach Europa und auch nur 2½ Schuh hoch; schwarz oder braun behaart, die Arme kürzer als beym ostindischen, und die Stirn sehr niedergedrückt. Tulpius, Obs. med. 1672. 270. tab. 14. Tyson, Pygmy. 1699. 4. Fig. Buffon XIV. 43. tab. 1. Jocko. (Schreber VI. 54. T. 2.) Lecat, Mouv. musc. tab. 1. Fig. Quimpesé.

Er findet sich bloß im heißen Africa, in Congo, Angola, Guinea und Sierra Leone, wo der Affenbrodbaum wächst, dessen Frucht dieser Affe sehr liebt; nicht im östlichen Africa oder Aethiopien. Er wurde immer mit dem asiatischen vermengt, was selbst Buffon, Pennant und Schreber noch begegnet ist. Man hat von Reisenden viele, aber sehr unzuverläßige Nachrichten über ihn; von einem eigentlichen Naturforscher ist er in seiner Heimath noch nicht beobachtet worden.

Pyrard ist einer der ältesten, welcher diese Thiere in der Sierra Leona beobachtet hat. Sie heißen daselbst Barris, sind dick und stark und lassen sich, jung aufgezogen, zu Geschäften abrichten wie ein Mensch. Sie gehen gewöhnlich aufrecht, stoßen Dinge im Mörser, holen Wasser aus dem Bach in kleinen Krügen auf dem Kopfe; nimmt man sie ihnen aber nicht gleich an der Thüre ab, so lassen sie sie fallen und schreyen und weinen dann, wenn sie den Krug zerbrochen sehen. Voyages aux Indes orient. 1619. II. 331.

Battel beschreibt seinen am ausführlichsten. Er nennt ihn Pongo und macht ihn dem Menschen ähnlich, sey aber so groß wie ein Riese, habe ein bloßes Gesicht wie der Mensch, Ohren und Hände, eingefallene Augen, wenig Haare am Leibe aber lange an den Seiten des Kopfes; er unterscheide sich vom Menschen nur durch den Mangel der Waden, gehe aber beständig aufrecht, schlafe auf Bäumen, baue sich eine Hütte zum Schutz gegen Sonne und Regen, lebe von Früchten, fresse kein

Fleisch, könne nicht reden, obschon er mehr Verstand habe als andere Thiere, käme, wenn die Neger Feuer im Walde haben, dazu und setzte sich nieder, um sich zu wärmen, hätte aber nicht Einsicht genug, Holz anzulegen, um das Feuer zu unterhalten. Sie giengen truppweise und tödteten bisweilen Neger an abgelegenen Orten; griffen selbst den Elephanten an, schlügen ihn mit Stöcken und trieben ihn aus ihrem Wald. Man könne sie nicht lebendig fangen: denn sie seyen so stark, daß 10 Mann nicht über einen einzigen meister würden; daher bekomme man nur ganz kleine Junge, welche die Mütter aufrecht trage, und an der sie sich vesthielten mit Händen und Knieen. Es gebe 2 Arten dieser menschenähnlichen Affen: den Pongo, so groß und dicker als ein Mensch, und der Enjocko, welcher viel kleiner ist. Stirbt einer von ihnen, so bedecken ihn die anderen mit einem Haufen Zweige und Blätter. Ein Pongo habe ihm einen jungen Neger geraubt, welcher ein ganzes Jahr bey diesen Thieren gelebt habe. Bey seiner Rückkehr habe er erzählt, sie hätten ihm gar nichts gethan; sie seyen gewöhnlich so hoch als ein Mensch, aber viel dicker, im Betrag fast so viel wie zween gewöhnliche Menschen. Account of the Provinces of Congo. 1717. (Hist. gén. des Voyages V. 89.)

Jobson versichert, er habe an den Orten, wo diese Thiere vorkommen, eine Art Wohnung von verschlungenen Aesten gesehen, welche sie wenigstens gegen die Sonnenhitze schützen konnte. Hist. gén. Voyage III. 295.

Froger sagt, an den Ufern des Gambia sind die Affen viel dicker und boshafter, als anderswo in Africa. Die Neger fürchten sie und sie können nicht allein aufs Feld gehen, ohne Gefahr von ihnen mit Prügeln angegriffen zu werden. Oft schleppen sie Kinder von 7—8 Jahren auf Bäume, welche man ihnen nur mit der größten Mühe wieder abnehmen kann. Die Neger halten sie für ein fremdes Volk, das sich in ihrem Lande niedergelassen hat. Sie redeten nicht, weil sie fürchteten, zur Arbeit gezwungen zu werden. Relation du Voyage aux côtes d'Afrique. 1698. 42.

Brosse versichert, die Affen Quimpezé in Angola suchten

Negerinnen zu überrumpeln; sie behielten sie bey sich und ernährten sie gut; er habe zu Lowango eine Negerinn gekannt, welche 3 Jahre mit diesen Thieren gelebt habe. Sie wüchsen 6—7 Schuh hoch, bauten Hütten und bedienten sich der Stöcke zu ihrer Vertheidigung. Ihr Gesicht sey platt, die Nase aufgestülpt und abgestutzt, die Ohren platt ohne Umschlag, die Haut etwas heller als an einem Mulatten, das Haar lang und dünn zerstreut, der Bauch sehr gespannt. Sie giengen auf zween Füßen und auf vieren nach Belieben. Er habe ein junges Männchen gekauft 14 Monate alt, und ein Weibchen von 12 Monat. Sie setzten sich an den Tisch wie ein Mensch, aßen von allem und bedienten sich des Messers, der Gabel und des Löffels, um die Speisen zu zerschneiden und zu nehmen; tranken Wein und Liqueure; riefen die Schiffsjungen, wenn sie etwas brauchten, wurden bös, wenn sie es verweigerten, faßten sie an den Armen, bissen und warfen sie unter sich. Als das Männchen krank wurde, ließ man ihm zweymal zur Ader: so oft ihm nachher etwas fehlte, hielt es seinen Arm hin, als wenn man ihm wieder zur Ader lassen sollte. Voyage à la côte d'Angole. 1738.

Tulpius zergliederte ein Weibchen, welches aus Angola nach Holland gekommen war. Er heißt dort Quojas-Morrou; hatte die Größe eines dreyjährigen Kindes, aber die Dicke eines sechsjährigen, oben mit schwarzen Haaren bedeckt, unten nackt, ein menschliches Gesicht, eben solche Ohren und Glieder, gieng oft aufrecht und trug schwere Dinge herum; beym Trinken hielt er die Kanne mit einer Hand am Henkel, mit der andern am Boden und wischte sich dann ab; beym Schlafen legte er den Kopf auf das Kissen und zog eine Decke über sich. Observ. med. 1672. III. cap. 56. p. 258.

Tyson hat ein Männchen sehr umständlich anatomiert, und sowohl seine Aehnlichkeit als Unähnlichkeit mit dem Menschen bey jedem einzelnen Theile herausgehoben. Er war nur 2 Schuh hoch bis auf die Fersen. Sein Vorderdaumen ist kleiner, die Hand länger und schmäler, die Arme länger, die Füße kürzer, die Nasenbeine platt; er hat 13 Rippenpaare, der Mensch nur

12; das Becken länger und enger; die Haare am Unterarm sind widerborstig; er kann sehr gut aufrecht gehen; er hat einen Wurmfortsatz am Blinddarm, welcher anderen Affen fehlt; die Leber ist nicht in so viele Lappen getheilt wie bey diesen; er hat keine Backenhöhlen, eine größere Hirnschale und größeres Hirn; 5 Lendenwirbel wie der Mensch, bey anderen Affen 6 oder 7; 5 Kreuzwirbel, bey anderen nur 3; 4 Steißwirbel wie beym Menschen. Anatomy of a Pygmy. 1699. 4. (Phil. Transact. 21. Nro. 256. 338. Fig.)

Buffon hatte 1740 einen, welcher 2 Schuh 5 Zoll hoch war, und nur 2 Jahr alt gewesen seyn soll. Er gieng immer aufrecht, selbst wenn er schwere Sachen trug. Er sah traurig und ernsthaft aus, bewegte sich abgemessen, war sanft, weder ungeduldig wie der Magot, noch garstig wie der Pavian, noch muthwillig wie die Meerkatze. Er gehorchte aufs Wort oder auf ein Zeichen, während man bey dem Pavian den Stock, bey den andern Affen die Peitsche brauchen muß. Er bot den Leuten den Arm an und gieng ordentlich mit ihnen herum, setzte sich zu Tisch, schlug das Handtuch auf, wischte damit die Lippen ab, bediente sich des Löffels und der Gabel, schenkte sich selbst ein, stieß an, holte eine Tasse und Schale, that Zucker hinein, goß Thee darauf, ließ ihn kalt werden ehe er ihn trank, und das alles auf ein bloßes Zeichen seines Herrn, bisweilen von selbst. Er that niemanden etwas, näherte sich bescheiden und verlangte Schmeicheleyen; er liebte besonders Zuckerbrod, das ihm jeder Zuschauer brachte. Es schien ihm aber zu schaden, da er oft Husten hatte; er starb im nächsten Winter. Er fraß alles, zog aber Obst vor, trank auch etwas Wein, ließ ihn aber stehen, wenn er Milch, Thee oder süße Liqueure bekam. Er kam von den Küsten von Angola, aus der Gegend des Flusses Gabon. Hist. nat. XIV. 1766. 43. Jocko.

Dieser Affe ist in der neuern Zeit sehr selten nach Europa gekommen. Dr. Traill zu Liverpool zerlegte einen weiblichen, der vor ungefähr 10 Jahren nach England kam. Ein Schiffscapitän kaufte ihn auf Isle of Princes von einem eingebornen Handelsmann, der ihn von dem Gabonfluß gebracht hatte. Er

zeigte Neigung menschliche Handlungen nachzuahmen, konnte aber nie ein Wort aussprechen. Der aufrechte Stand behagte ihm nicht; er gieng nicht auf der Handfläche der Vorderglieder, sondern auf den Fingerknöcheln, war unreinlich und sehr furchtsam, gesellte sich vertraulich zu den Schiffsleuten, hatte aber gegen einen Knaben entschiedene Abneigung. Er war ein treuer Tischgenosse, fraß fast alle Pflanzenspeisen, liebte besonders süße Dinge, rührte aber nichts an, was von der Fleischbank kam. Als das Schiff sich kältern Breiten näherte, wurde er matt und wickelte sich selbst in eine Decke ein. Nach der Erzählung der schwarzen Handelsleute, deren Wahrhaftigkeit alles Vertrauen verdient, scheint er in seinem Lande ein sehr furchtbares Thier zu seyn: sie stimmen alle darinn überein, daß bisweilen Negermädchen von ihnen fortgeschleppt, und mehrere Jahre lang in einem fürchterlichen Zustand von Gefangenschaft gehalten werden. Isis. 1818. 586.

Owen hat das Skelet des Orang-Utangs und des Chimpansés mit einander verglichen, und dort nur 12, hier 13 Rippenpaare gefunden: dennoch steht der letztere im Uebrigen dem Menschen näher. Er hält auch Wurmbs großen Orang-Utang oder Pongo für nichts anderes als den ausgewachsenen Orang-Utang. Zool. Proceed. 1830. 9. 1835. 30. (Isis. 1838. 185. 200.)

17. Zunft. Der Mensch.

Vorn Hände, hinten Sohlen.

Der Mensch bildet für sich allein eine eigene Zunft, ein eigenes Geschlecht und eine einzige Gattung, und ist wesentlich durch die gleichmäßige Ausbildung aller Organe, vorzüglich aber der Sinnorgane characterisiert. Dieses Gleichgewicht aller Werkzeuge und Thätigkeiten, oder die Vereinigung und mögliche Ausübung aller Verrichtungen des gesammten Thierreiches gibt ihm seine Bedeutung. Er ist die Gesammtheit aller Thiere, sowohl seiner Gestalt als seinen geistigen Kräften nach, und darum

ist er für sich allein fähig, alles zu thun, was die Thiere nur einzeln zu thun vermögen. Und eben darinn besteht die Freyheit des Willens und des Handelns. Das freye Handeln wird ihm aber nur möglich durch die Verschiedenheit seiner beiden Gliederpaare. Bey den Thieren müssen Vorder- und Hinterfüße den Leib tragen, und werden durch diese Last so beschäftiget, daß sie nichts anderes verrichten können. Beym Menschen ist es ganz umgekehrt. Seine Hinterglieder oder Füße tragen den Leib allein, und dieser trägt sogar die Hände, wodurch sie freyes Spiel bekommen und alle möglichen Geschäfte verrichten können, ohne daß deßhalb der Leib unbeweglich würde. Bloß in dieser merkwürdigen Verbindung von Händen und Füßen beruht die physische Freyheit des Menschen, nehmlich Kunstproducte hervorzubringen und sogar todte Werkzeuge, welche die Geschäfte der Füße und Hände übernehmen und ihn tragen oder führen, namentlich unseren Händen als Hebel, gleichsam als neue Hände, dienen. Der wesentliche, nehmlich organische, Unterschied zwischen Thier und Mensch beruht in den Sohlen und Händen. Kein einziges Thier hat diese Manchfaltigkeit des Baues. Manche Beutelthiere haben zwar hinten Hände, aber vorn keine Sohlen, und wenn sie auch dergleichen hätten, so würden sie ihnen eher schaden als nützen; denn sie müßten sich ja auf den Kopf stellen, wenn sie ihre Hände frey bekommen sollten, und dann würden sie überdieß nicht sehen können, was sie machten. Man könnte glauben, die Affen wären gegen uns im Vortheil, weil sie 4 Hände haben, also mehr vollkommene Organe als wir: allein der Vortheil der Arbeit liegt nicht in der Zahl der Organe, sondern in ihrer Manchfaltigkeit. Auf Händen kann man nicht gehen, und deßhalb kann der Affe seinen Leib mit den Hinterfüßen nicht tragen; sondern er ist durch seine vielen Hände zum Klettern gezwungen, und muß daher auch mit den Vorderhänden den Leib schleppen helfen.

Auch alle anderen Sinnorgane des Menschen sind zur Freyheit gekommen; er kann sie nehmlich bewegen und den Einflüssen, so viel als mit ihrer Natur verträglich, öffnen oder verschließen. Das Ohr hat eine manchfaltig gewundene Muschel, die Nase ist

von Muskeln umgeben, die Zunge ist weich und beweglich, wie die Lippen, das Auge kann sich drehen und schließen. So wie er durch seine Sinnorgane aller Bewegungen fähig ist, und seine Gedanken oder Wünsche durch Zeichen kund geben kann, so auch durch seine Stimmorgane, das heißt: er kann damit alle möglichen Töne hervorbringen, und, insofern diese das Ebenbild oder der Ausdruck seiner Gedanken sind, sich die Sprache bilden, durch welche er sich vollständig mittheilen und auch die Gedanken aller andern Menschen empfangen kann. Alle Menschen aber begreifen, heißt die Welt begreifen, und dieses Vermögen ist Vernunft. Die Vernunft umfaßt also auf geistige Weise die ganze Welt, und ihre Erforschung ist die Naturgeschichte des Geistes, welche nicht mehr zu unserm Felde gehört, sondern zu dem der Geisteswissenschaften.

Der Naturgeschichte gehört nur die leibliche Seite des Menschen an; seine Masse, Gestalt, Theile und die organischen Verrichtungen, wovon schon im vierten Bande gehandelt worden.

Der Mensch ist durch seine vorragenden Fersen, die starken Wadenmuskeln, das breite Becken und die wagrechte Lage des Hinterhauptsloches mit dem übrigen Schädelgrunde, so wie durch sein senkrechtes Gesicht und die vorwärts stehenden Augen zum aufrechten Gange bestimmt. Auf allen Vieren würde er bloß auf die Erde sehen und nicht vorwärts; er würde mit seinem kleinen und wenig vorspringenden Mund kaum die Speisen fassen können. Er ist ferner durch seine stumpfen Zähne und seine schwachen Finger und breiten Nägel vorzugsweise zur Pflanzenkost bestimmt, zu Obst und Wurzelknollen, da ihm die Klauen zum Fangen und Zerreißen, so wie die langen Eckzähne zum Tödten fehlen.

Obschon der Mensch, als die Summe und das Gleichgewicht aller thierischen Organe und Kräfte, nur eine einzige Gattung darstellt, so bilden doch die Sinnorgane auch Stuffen in seiner Entwicklung, wie bey den Thieren der vorigen Zünfte. Hier sind aber die Entfernungen größer und zu Geschlechtern oder Gattungen geworden, während sich beym Menschen nur Art-Unterschiede zeigen.

1. Auf der untersten Stuffe hat die Haut das Uebergewicht behalten, ist voll Färbestoff geblieben und undurchsichtig oder schwarz. Die schwarze Menschenart oder die Neger in Africa.

2. Auf der zweyten Stuffe wird die Haut heller oder braun, und der Geschmackssinn bekommt das Uebergewicht, wie bey der braunen Menschenart oder den Malayen in Australien, welche fast nur an Pflanzenspeisen Gefallen finden.

3. Auf der dritten Stuffe verliert sich das Schwarze der Haut noch mehr; sie wird roth und der Geruchssinn tritt hervor, wie bey der rothen Menschenart oder dem Americaner, welcher bekanntlich stundenweit riecht.

4. Auf der vierten Stuffe wird die Haut gelb und der Gehörsinn bildet sich aus in den gelben Mongolen in Asien. Sie scheinen kein Ohrläppchen zu haben.

5. Endlich verschwindet aller Färbestoff in der Haut; sie wird durchsichtig oder weiß, und das Auge öffnet sich groß und weit bey gleicher Vollkommenheit der übrigen Sinne im Weißen oder dem Europäer.

1) Die Schwarzen oder die Neger

stehen durch ihre vorspringenden Kiefer den Affen am nächsten. Ihr Gesichtswinkel ist nur 70 Grad. Sie sind groß und stark, sammetschwarz, mit krausen schwarzen Haaren und sehr wenig Bart; die Hirnschale zusammen-, die Nase niedergedrückt mit aufgestülpter Spitze; Backenbeine vorragend, Augen groß und rundlich, Lippen dick und bräunlich. Sie bewohnen ganz Africa südlich dem Atlas, bilden nur barbarische Staaten, welche wenig Künste und Gewerbe treiben, keine Wissenschaften kennen und nur die Geschäfte des Gefühlsinns verstehen, nehmlich Handarbeiten. Sie sind im Grunde die einzigen, welche sich als Sclaven verkaufen, und daher noch als Thiere gebrauchen lassen. Es gibt zwar einzelne Beyspiele von gebildeten und geschickten Negern; sie sind aber selten und beweisen nichts für die höhere Bildungsfähigkeit des ganzen Stammes, dessen Fähigkeiten nichts anderes als Sinnlichkeit verrathen.

2) Die Braunen oder die Malayen

sind viel besser gebildet und mahnen an den weißen Stamm. Sie haben eine mäßige Größe und braune Farbe, straffe schwarze Haare, einen rundlichen Scheitel, ein ovales Gesicht, eine ziemlich gerade Nase und kleine Füße. Ihr Hauptsitz ist das südliche Indien, vorzüglich Malacca, von woaus sie sich über die Molucken und die meisten Südsee-Inseln verbreitet haben. Sie leben in despotischen Staaten mit ziemlicher Cultur, haben aber viele Sonderbarkeiten, besonders hinsichtlich ihrer Nahrungsmittel, welche sich fast ausschließlich auf das Pflanzenreich beschränken.

3) Die Rothen oder Americaner

sind von mäßiger Größe, kupferroth mit langen schwarzen Haaren und schwachem Bart; der Kopf rundlich, Stirn platt, Backenbeine vorstehend mit einer Adlernase. Sie bewohnen ganz America, bildeten ehemals despotische Staaten mit großen Städten und Dörfern, sind aber gegenwärtig durch die Verfolgung der Europäer gänzlich verwildert. Ihr Geruch ist so fein, daß sie die Europäer in weiter Entfernung riechen.

4) Die Gelben oder die Mongolen

sind von mäßiger Größe und von gelblicher Farbe, mit geraden schwarzen Haaren; der Kopf groß, das Gesicht platt mit aufgestülpter Nase; die Backenbeine vorragend, die Augen klein, schmal und schief. Sie bewohnen das östliche Asien bis Japan, leben in despotischen Staaten in sehr großen Städten und Dörfern, und treiben Künste und Wissenschaften bis zu einer gewissen Vollkommenheit, welche jedoch das Steife und Schülerhafte an sich trägt.

5) Die Weißen oder die sogenannten Caucasier

haben eine runde Hirnschale, ein ovales Gesicht, ohne vorspringende Kiefer, und daher einen fast rechten Gesichtswinkel (80 Grad und mehr); die Nase vorragend und gerad, die Augen groß und offen, die Backenbeine wenig hervorragend. Sie bewohnen den größten Theil der alten Welt, ganz Europa, das westliche Asien, das nördliche Africa, und haben sich über ganz America verbreitet; leben in Staaten aller Art, in despotischen, monarchischen, constitutionellen und Freystaaten. Unter ihnen

blüht der Ackerbau, der Handel, die Gewerbe, Künste und Wissenschaften. Sie haben sich gegenwärtig in allen Welttheilen angesiedelt, und scheinen bestimmt zu seyn, alle Völker des Erdbodens sich zu unterwerfen und dieselben der Cultur zuzuführen.

Verbreitung.

Was die Verbreitung der Haarthiere betrifft, so sind sie am zahlreichsten in den heißen Ländern beider Welten, sowohl in Hinsicht der Geschlechter und Gattungen als der Individuen, mit Ausnahme einiger Gattungen der eigentlichen Mäuse, welche im Norden der alten Welt manchmal in Heerden von Millionen erscheinen.

Europa ist auffallend arm an Haarthieren, sowohl der Zahl der Geschlechter als der Gattungen nach. Es fehlen ihm alle Kaumäuse ohne Unterschied, nehmlich die Ameisenbären, Gürtelthiere, Faulthiere und Beutelthiere; eben so die Affen. Es hat nur die Blindmaus, die eigentlichen Mäuse, den Biber; einige Murmelthiere, Schlafratzen, Eichhörnchen, ein Stachelschwein; einige Hasen.

Den Maulwurf; Bisam-Spitzmäuse, Spitzmäuse, den Igel; mehrere Fledermäuse.

Die meisten Wale; das Schwein und das Pferd; Hirsche, Schafe, Ziegen, Gemsen und Rinder.

Das Wallroß, Robben, Fischottern, Wiesel, Marder und Iltiß, den Vielfraß, den Dachs; die Ginsterkatze, einige Füchse, den Wolf, den zahmen Hund, die wilde Katze, den Luchs; den gemeinen und den Eisbären.

America hat auch nicht viel Haarthiere, darunter jedoch mehrere eigenthümliche, besonders in Südamerica.

In Nordamerica finden sich

die Taschenratte, Bisamratte, Biber, Murmelthiere, viele Eichhörnchen, Stachelschweine,

eine Beutelratte, Knorpeldelber, Sterndelber,

Gabelgemse,

Meer-Otter, verschiedene Marder, der Vielfraß, Dachs, mehrere Füchse, Wolf, mehrere Katzenarten, kleine und große Bären.

In Südamerica leben

die Stachelratte, Sumpfbiber, Kletterratte, Wollhasen, Meerschweinchen,

Ameisenbären, Gürtelthiere, Faulthiere, Beutelratten, blutsaugende Fledermäuse,

Meerkuh, Bisamschwein, Tapir, Lama,

Stinkthiere, einige Vielfraße, mehrere Hund- und Katzenarten, die kleinen bärenartigen Thiere und die Affen mit breiten Nasen.

Neuholland und überhaupt die Inseln der Südsee haben noch weniger Haarthiere als Europa, aber fast durchgehends solche, welche in andern Welttheilen nicht vorkommen,

so das Schnabelthier, der Ameisen-Igel und die pflanzenfressenden Beutelthiere.

In Africa finden sich

der Bläßmoll, die Springmäuse und Springhasen,

der Klippendachs, der Goldmullwurf, der Stacheldelber, die Rüsselspitzmaus,

das Flußpferd, ein Elephant, ein Nashorn, das Zebra, viele Gemsen, Giraffe,

Zibeththiere, Hyänen, Löwen und Panther, Paviane und andere Affen mit langen Schwänzen.

Fast alle anderen Haarthiere, besonders die größern, kommen in Asien und zum Theil in Africa vor:

fliegende Eichhörnchen, Stachelschwein,

Schuppenthiere, obstfressende Beutelthiere, Flatterkatze, Kletter-Spitzmäuse, obstfressende Fledermäuse,

Meerkühe, namentlich die nordische und der Dujong, mehrere Schweine, ein Tapir, Elephant, Nashörner, Pferde, Cameele, Bisamthiere,

Stinkthiere, Zibeththiere, besonders Ichneumon, Hunde, Tiger, Leoparden, Jagdleoparden, Löwen, eigentliche Bären,

Affen mit schmaler Nase, vorzüglich Meerkatzen und ungeschwänzte.

Das erste Werk über geographische Verbreitung der Säugthiere hat Zimmermann geschrieben unter dem Titel: „Geographische Geschichte des Menschen und der vierfüßigen Thiere“. 1778. 8. Dann hat Illiger denselben Gegenstand, mit vollständigerer Aufzählung der Gattungen, wieder vorgenommen: Berliner Academie für 1811. Ueberblick der Säugthiere nach ihrer Vertheilung über die Welttheile, S. 39 bis 159. Ganz neuerlich hat Minding wieder Tafellen darüber herausgegeben: Ueber die geographische Vertheilung der Säugthiere. 1829. 4. 103. Zimmermann führt 400 Gattungen in 44 Geschlechtern auf, Illiger 800 in 119, Minding 1230 in 158. Wenn sich das Gesetz, welches ich glaube gefunden zu haben, bewährt, nehmlich daß jede Zunft nur aus 5 Geschlechtern besteht, so kann es deren nicht mehr als 5mal 16 oder 80 geben, mit dem Menschen 81.

Literatur

der

Haar- oder Säugthiere.

I. Abbildungen.

C. Gesnerus, Historia animalium I. de Quadrupedibus. Tiguri. 1551. Fol.

Aldrovandus, Historia Quadrupedum bisulcorum. Bononiae. 1620. Fol.

Idem, de Quadrupedibus digitatis. 1637.

Idem, de Quadrupedibus solidipedibus. 1639.

Jonston, Historia naturalis Quadrupedum. 1653. Fol.

Seba, Thesaurus I. 1734. Fol.

Ridingers Entwurf einiger Thiere. 1738. I.—VII. Fol.

Derselbe, das geschilderte Thierreich. Fol.

Meyer, Vorstellung allerhand Thiere. 1748. Fol.

Catesbys und Edwards Vögel von Seeligmann. I.—IX. 1749—1776. Fol.

Buffon, Histoire naturelle IV.—XV. 1753—1767. 4.

Idem, Supplément I.—VII.

Deutsch von Zink. Hamburg 1750. 4. Deßgleichen von Martini und Otto. Berlin 1772. 8.

Pennant, British Zoology. 1763. Fol.

Indian Zoology. 1769. Fol.

Schreber, Säugthiere I.—IV., seit 1775. 4, T. 1—347. Fortgesetzt von Goldfuß und A. Wagner.

Pennant, Quadrupeds. 1781. I. II. 4. Ed. III. 1793, übersetzt von Bechstein.

Shaw, General Zoology. Quadrupeds. 1800. 8.

Ménagerie du Muséum d'histoire naturelle. 1801. Fol.

Description de l'Egypte 1808. Fol.

Pallas, Zoographia rossica I. 1811. 4.

Geoffroy St. Hilaire et Frédéric Cuvier, Mammifères seit 1819. Fol.

Nilsson et Wright, illuminerade Figurer. 1828. I.—XII. 4.

Lichtenstein, Säugthiere. 1827. Fol.

J. Wolf, Abbild. nat. Gegenstände. 1816. 1—24. 4.

Gray, Spicilegia zoologica. 1830. 4.

Bennett, Zoological Gardens. 1830. 8.

Carlo Bonaparte, Fauna italica. 1832. Fol.

II. Reisewerke.

Sonnerats Reise nach Ostindien. 1783. I. II. 4.

Audebert, Histoire naturelle des Singes et des Makis. 1799. Fol.

Perons Reise nach den Südländern. 1808. I. II. 4.

A. de Humboldt, Observations de Zoologie. I. 1811. 4. Auch deutsch.

Krusensterns Reise um die Welt. 1812. 4. Fol.

Prinz Max v. Wied, Abbildungen zur Naturgeschichte Brasiliens. 1822. I.—XV. Fol.

Spix, Simiae et Vespertiliones. 1823. Fol.

Freycinet, Voyage sur la Corvette l'Uranie. 1824. Fol.

Duperrey, Voyage sur la Corvette la Coquille. 1826. Fol.

Richardson, Fauna boreali-americana I. 1829. 4.

D'Urville, Voyage sur la Corvette l'Astrolabe. 1833. Fol.

III. Allgemeine Werke.

Aristoteles, Historia animalium. Editio Scaligeri. 1619. Fol.

Idem, Editio Schneideri. 1811. I.—IV. 8. Deutsch von Strack. 1816. 8.

Plinius, Historia naturalis. Editio Harduini. 1723. I. II. Fol. Deutsch von Große. 1781. 8.

Aelianus, Natura animalium. Ed. Schneideri. 1784. 8.

Oppianus, Venatio. Ed. Schneideri. 1776. 8.

Vincentius, Speculum naturale. 14 . . . I. II. Fol.

Albertus Magnus, de animalium proprietatibus. 1479.
Clusius, Exotica. 1605. Fol.
Marcgrave, Historia naturalis Brasiliae. 1648. Fol.
Steller, Sonderbare Meerthiere. 1753. 8.
Schneider, Walfische. 1795. 8.
Pallas, Spicilegia zoologica. 1774. I. II. 4. (Merkwürdige Thiere. 1778.)
Idem, Novae species Quadrupedum e Glirium ordine. 1778. 4.
Zimmermann, Specimen Zoologiae geographicae Quadrupedum. 1777. 4.
Ders., Geographische Geschichte des Menschen und der vierfüßigen Thiere I. II. III. 1778—83.
Hermann, Tabula affinitatum animalium. 1783. 4.
Pennant, British Zoology. 1776. I. II. 8.
Idem, Arctic Zoology. 1785. I. II. 4. Deutsch 1787. I. II. 4.
Azara, Quadrupèdes du Paraguay. 1801. I. II. 8.
Römer und Schinz, Säugthiere der Schweiz. 1807. 8.
Bechsteins Naturgeschichte Deutschlands. I. 1801. 8.
Hermann, Observationes zoologicae. 1804. 4.
Lacepède, Hist. nat. des Cétacés. 1804. 4. Fig.
Prinz Max v. Wied, Beyträge zur Naturg. 1826. II. 8.
Temminck, Monographies de Mammalogie. 1824. I.—VII. 4.
Minding, Geographische Vertheilung der Säugthiere. 1829. 4.
Rengger, Säugthiere von Paraguay. 1830. 8.
F. Cuvier, Dents des Mammifères. 1825. 8. Fig.
Smuts, Mammalia capensia. 1832. 4.
E. Geoffroy St. Hilaire, Etudes d'un Naturaliste. 1835. 4.

VI. Systematische Werke.

Raii Synopsis Quadrupedum. 1693. 8.
Linnaei Systema naturae. ed. decima. 1758. 8., ed. XII. 1766., ed. XIII. Gmelini. 1789.
Klein, Dispositio Quadrupedum. 1751. 4. Deutsch 1760.
Brisson, Règne animal. 1756. 4.; Regnum animale. 1762. 8.
Tiedemann, Zoologie I. 1808. 8.
Illiger, Prodromus systematis mammalium. 1811. 8.; vermehrt von Hellwig. 1819. 8.
Okens Lehrbuch der Naturgeschichte III. Zoologie 1816. 8.
Cuvier, Règne animal. I. 1817. 8., ed. 2. 1829. Deutsch von Voigt. 1831.
Desmarest, Mammalogie. 1820. 4.

V. Anatomie.

Josephis Anatomie der Säugthiere. 1787. 8.
Cuvier, Ossemens fossiles. ed. II. 1821. I.—V. 4.
Spix, Cephalogenesis 1815. Fol.
Pander und D'Altons Skelete. Fol. 1821—31. I.—V.
Carus, Erläuterungstafeln 1826—35. I.—IV. Fol.
Dessen Urtheile des Knochengerüstes. 1828. Fol.

Ende der Zoologie.

Register

über die

Säugthiere.

(Band VII. 2te und 3te Abtheilung.)

A.

B.

C.

D.

E.

Verbesserungen.

Band V. 2.

Seite 539, Zeile 1, setze: Dritter Kreis.
S. 661, Z. 3, setze: 7. Zunft. Milben.
S. 672 setze: 8. Zunft. Die Spinnen.
S. 700 setze: 9. Zunft. Die Scorpione.

Band VI. Fische.

Seite 13 setze: Zehnte Classe.
S. 143, Zeile 17, setze: mit einer langen Rücken- und Steißflosse und gespaltenen Schwanzflosse, hat aber hinter den Brustflossen 2 Schuppen als Bauchflossen; der Schwanz halb so lang als der Leib 2c.
S. 176, Z. 6 von unten, setze: 26 statt 13.
S. 386, Z. 10 von unten, setze: tab. 80. statt 8.
S. 471, Z. 6, setze: mit dem breiten Zehenballen.
S. 522 setze: 4. Zunft. Schuppenschlangen.
S. 629 setze unter Zeile 3:
VI. Ordnung. Großaugen.

Band VII. 1. Vögel.

Seite 447, Zeile 4, setze:
I. Die kurzhälsigen oder eigentlichen Enten.
S. 472, nach Zeile 2, setze:
II. Langhälsige Enten.

Band VII. 2. Haarthiere.

Seite 1702. Zeile 6 von unten, setze: Manaviri.
S. 1714, Z. 8, setze: Obsonville.

